P o. ul.
Flygare-Carlén
7510
8. C8

P.o.rel. 7510/8

Kammerer Laßman

als

alter Junggeselle und Ehemann.

Humoristischer Roman

von

Frau Emilie Flygare-Carlén.

Aus dem Schwedischen

von

Dr. Stein.

Erster bis dritter Theil.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1844.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erstes Kapitel.

Zwei junge Männer bemerken durch das Fenster ein Signal von einem Sonnenschirm; dieß gibt Anlaß zu einem Bericht über die Verwandtschaftsverhältnisse des Kammerer Laßman.

„Eine Tasse Kaffee, Mamsell!"

Mit diesen in der glücklichen Modulation des Tones gesprochnen Worten, welche andeuten, daß der Sprecher in Kaffeehäusern daheim ist, wurde Mamsell Christine von dem eintretenden Regierungs-Sekretär begrüßt — einer von den vielen, welche nach eingenommenem Mittagsmahl in der „Fortuna", wobei sie nebenher den hübschen Kellermädchen schön thun, niemals versäumen, zu „Winter" hineinzuschlüpfen, um mit einem guten Freunde bei einer Tasse Kaffee oder einem Glase Punsch einen Theil der langen Zeit zu verplaudern, welche ihnen nach der Arbeit des Vormittags in ihrem „Geschäft" bis zum Abende übrig bleibt.

Obgleich es nun heute Sonntag war, unser Regierungs-Sekretär also keine Gelegenheit hatte, sich in Amtsgeschäften auf dem Bureau abzumühen, wollte er doch seine alte löbliche Gewohnheit nicht auf die Seite setzen, nach den Kaffee sammt obligatem Schnaps sich zu Hause auf den Sopha zu strecken. Er genoß schon im Voraus die hohe Wollust bei der drückenden Tageshitze den knapp ansitzenden Gehrock gegen den à la Don Ranudo de Colibrados luftig eingerichteten Schlafrock zu vertauschen und mit einem Bändchen der Kabinetsbiblio-

thek in der Hand zu lieblichen Träumen einzuschlummern und so noch gelegentlich für die Bildung seines Geistes zu sorgen. Allein, ehe er nicht einen Kameraden gefunden hätte, konnte er unmöglich seiner Wege gehen! Denn plaudern, vorzüglich selbst zu plaudern, war die schwache Seite des Regierungs-Sekretärs, und nachdem er sich zu diesem Zwecke vergebens umgesehen hatte, ob nicht allenfalls ein Bekannter in der Nähe sey, begab er sich in das Rauchzimmer, wo es ihm besser glückte, wie man wenigstens aus dem freundlichen Kopfnicken schließen konnte, mit welchem er einen jungen blassen Mann grüßte, der an einem Fenster saß und mit einem ausgebrannten Cigarrenstumpf gedankenlos an einem halbleeren Wasserglas spielte, während er zuweilen an dem Cognac nippte, den er vor sich stehen hatte.

„Wo zum Henker hast Du denn so lange gesteckt? Seit vollen acht Tagen hat die ganze Welt nach Dir gefragt!“ sagte der lebhafte Regierungs-Sekretär, und schlug der benannten Person auf die Schulter.

„Wo ich gesteckt habe?“ entgegnete dieser, warf die Cigarre weg, und in dem Blicke, womit er den Frager ansah, lag Unwillen und Verlegenheit. „Zu Hause habe ich gesteckt, ich war nicht ganz wohl und auch außerdem frei von Geschäften.“

„Ach was, gib Dir keine Mühe, mir all' das zu wiederholen, was ich mir an meinen fünf Fingern herzählen kann!“ sagte Rosell und lachte auf eine Weise, welche kaum für artig gelten konnte. „Aber offenherzig gesagt,“ setzte er mit gesenkter Stimme hinzu, „Du bist ein Narr, wenn —“

Ein fast wahnwitziger Blick und eine fieberhafte Röthe, welche sich plötzlich über das Gesicht des bleichen Mannes verbreitete, schloß Rosell den Mund, und er ließ sich aber doch nicht hindern, mit ausdrucksvoller Kopfsbewegung den abgebrochenen Satz pantomimisch zu vollenden.

Der Regierungs-Sekretär setzte sich in die Fensternische

neben seinen ehmaligen Universitätsfreund, nunmehrigen Gesellschafter, den Notarius Wetterquist. Während sie vertraulich die Köpfe zusammenstecken, wollen wir den Leser kurz mit ihnen bekannt machen.

Rosell war ein langer hübscher Mensch mit nicht unmännlichem Aussehen; indessen gaben ihm seine vollen Wangen und das unbekümmerte Aussehen seines Gesichtes den Anstrich von einem Einfaltspinsel, was er in der That auch war, und vielleicht nichts weiter, obgleich er sich selbst und auch Andere ihn für einen offenen Kopf hielten, der sein Glück in der Geschäftskarriere machen würde. Zudem waren im Augenblicke seine Aussichten nichts weniger als bitter. Er konnte sich nämlich gegründete Hoffnung machen, nach sechsjährigem Dienst bei der Justizrevision und sechsjährigen fortwährenden emsigen Bücklingen — wobei man „das Lachen halten kann", eine Besoldung von allerwenigstens 400 Reichsthalern zu bekommen. Wir dürfen übrigens nicht verschweigen, daß der Regierungs-Sekretär, so oft er die unzählige Menge von Papieren durchging, mit denen seine Schatulle bis zum Deckel voll war, nothwendig zu der Ansicht kommen mußte, daß seine Schulden gerade eine Null mehr betrügen als sein zu hoffendes Einkommen. „Aber", dachte der freisinnige junge Mann, „was hat eine lumpige Null mehr oder weniger zu sagen, wenn man nur selbst keine Null ist. Das macht sich schon mit der Zeit; eine Frau, ein Amt, eine Erbschaft, und sonst noch etwas der Art, im Nothfall auch nur Eines davon!" Und dabei sang er:

„Weg mit den Grillen und Sorgen!"

während er, durch diese mit seinen eigenen Maximen so ganz übereinstimmenden Lebensphilosophie gründlich getröstet, seine Papierrechnungen und sonstige Brummbriefe getrost wieder einpackte.

Ist es aber nicht zum Verwundern, wenn ein Regierungs-Sekretär ein so außerordentlich ordentlicher Mensch ist, daß er auf den Pfennig hin wußte, wie viel seine

Schulden betragen, und niemals versäumte er, sich am Verfalltage pünktlich bei seinem Gläubiger einzufinden! Freilich kam er unter zehn Mal kaum ein Mal mit Geld; allein er kam doch und bedauerte mit den artigsten Worten von der Welt, daß es ihm im Augenblick gerade unmöglich sey, seine Schuld abzutragen, indem eine andere etwas ältere Verbindlichkeit — welche übrigens, im Vorbeigehen gesagt, dasselbe Schicksal gehabt hatte — alle seine Einnahmen in Anspruch genommen habe. Durch den wirklich sehr natürlichen Ausdruck von Kummer und Verdruß, der auf seinem Gesichte lag, glückte es ihm nicht selten eine Prolongation auf mehrere, aber doch wenigstens auf ein paar Wochen zu erhalten. Da er aber einsah, daß er doch die Geduld seiner Manichäer schon allzulange auf die Proben gestellt habe, als daß sich noch eine weitere Erstreckung derselben erwarten lassen könnte, so schaffte er Geld so gut es gehen wollte, denn zu einem Besuch bei dem Schloßkanzleidiener hatte er denn doch keine Lust, nicht daß er ein solches Mißgeschick für etwas Ehrenrühriges gehalten hätte — so delikat dachte er nicht — allein ein derartiger unfreiwilliger Aufenthalt konnte und mußte seinem Kredit schaden, und Kredit war das einzige Mittel, womit er sich zu halten im Stande war, bis eine reiche Frau, eine Erbschaft oder eine Anstellung ihn für ewige Zeiten auf den „Strumpf" brachten.

Der Notarius Wetterquist war in Allem der offenbare Gegensatz. Seine kleine luftige Körperbildung stand in völliger Uebereinstimmung mit seinem blassen feinen Gesicht und die vornehm gekräuselte Oberlippe paßte nicht minder zu seiner düstern abgemessenen Haltung. Es lag in den Augen des jungen Mannes, obgleich sie weder schwarz noch blau waren, auch nicht die moderne nußbraune Farbe hatten, sondern ganz einfach in's Graue stachen, dennoch etwas Mystisches, Etwas, was die Frauenzimmer interessant, ja manchmal sogar entzückend nennen, was aber seine Kameraden nicht in so vortheil-

hafter Weise gelten lassen wollten, denn diese fanden es unnatürlich und berechnet. Der Regierungs-Sekretär Rosell sagte oft, wenn Wetterquist mit niedergeschlagenem Blick gedankenlos auf irgend einen Gegenstand hinstarrte, „er habe freilich die gegründetste Ursache zum Gram, denn da ihm kein Vollblut in den Adern fließe, so dürfe der Beklagenswerthe niemals die Hoffnung hegen, sich je ein Kammerjunkerspatent kaufen zu können!“

Ob die Bekümmerniß des Notarius wirklich ihren Grund in dem benannten Umstand hatte oder nicht — er beantwortete solche hingeworfene Anspielungen stets mit einer gewissen vornehmen Verlegenheit, die er durch seine Miene und durch ein Heraufziehen der Augbraunen geltend zu machen suchte — und blieb sich gleich: lau und hochmüthig im Umgang, zurückhaltend in seinem Wesen, still und abgemessen, ein Muster von Sittsamkeit, Fleiß und außerordentlicher Genauigkeit in Bezug auf Toilette und die Anforderungen des guten Tons.

Nie sah man zierlicher und sorgfältiger geordnetes Haar als bei dem Notarius Wetterquist, nie sah ein Halstuch geschmackvoller als das seinige, nie war eine Busennadel geschmackvoller gesteckt. Man flüsterte sich freilich in's Ohr, daß er Chemisettkravatten, schwarze Nachtmützen und Manchetten aus ganz besondern, aber höchst einfachen Gründen vor Allem liebe, allein wenn dieß auch der Fall war, konnte seine Vorliebe dafür nicht besser maskirt werden. Und obgleich er, soweit man sich erinnern konnte, nie mehr als Einen Gehrock auf Einmal besaß, so bemerkte man doch nie auch nur die geringste Spur von Abgetragenheit daran, wenn er ihn mit einem neuen vertauschte. Und hing auch dann der vorige schon am andern Morgen in einer Trödelbude — was ist viel dabei? Es hängen viele Röcke dort und wer wird viel Wesens und Gerede von ihren vorigen Eigenthümern machen? Uebrigens zeigte sich unser Notar öfters in verschiedenen Westen und Beinkleidern, und

einem modernen Umhängmantel mit herabhängenden Quasten, in der Studentensprache „Schuldthurmtrense" genannt. Rechnet man nun weiter noch einen weißen Hut, namentlich im Sommer, ebenso Zeugstiefel, Glaçèhandschuhe, Doppellorgnette und ein rothseidenes Schnupftuch — was will man mehr?

„Na, was hast Du für heute Abend vor?" fragte Rosell.

„Ich weiß es nicht! Ich habe die ewigen Wasserpartien ganz satt, sie sind zu einförmig." Der Notarius hatte übrigens den ganzen Sommer über erst an einer einzigen Theil genommen, und zwar nach Drottningholm.

„Das ist wahr", versetzte Rosell, der, weil er in der That die Wasserfahrten satt hatte, also ihre Partie nicht nahm. „Wenn es Dir aber angenehm ist," setzte er nach einer kleinen Parenthese, welche der Requisition von ein paar Gläsern Punsch galt, hinzu, wenn es Dir angenehm ist, können wir ja auch einen Wagen nehmen und irgendwohin fahren, wohin Du meinst — bis zum Theater sind wir wieder zurück."

„Es ist kein Miethwagen mehr zu haben. Sonntags haudert ja die ganze Welt hinaus, von der Königl. Familie bis zu den Ladenschwengeln und Nähtermädchen herab."

„Und bis zu den armen Teufeln von Supernumerärnotarien und Sekretären — nicht zu vergessen" — bemerkte Rosell lachend; „denn so viel ich weiß, hast weder Du noch ich, an einem Werktage schon daran gedacht, einen Wagen zu nehmen."

„Das soll auch jetzt nicht geschehen," entgegnete Wetterquist ruhig. „Mir macht es mehr Spaß hier zu sitzen und zuzusehen, wie die Sonntagsspaziergänger sich zur Brücke hinabdrängen. Alle Boote haben heute vollauf zu thun. Was doch die Leute mit ihren runden zufriedenen Gesichtern und ihren vollen Proviantkörben glücklich sind. Sie verlangen nicht mehr vom Leben als es ihnen zu bieten vermag."

„Die Leute da," nahm Rosell das Wort," wie Du die weniger bemittelte Klasse der Handwerker nennst — denn die Vermögenderen führen wahrhaftig einen Staat, daß sie Unsereins nur darum beneiden kann — sind braves ehrliches Volk, die ihr Leben auch lustig zu genießen wissen. Es ist etwas Schönes um die Kunst, die Grillen in den Wind zu schlagen. Ich wüßte aber auch nichts Hübscheres, als die schlichten Bürgersleute mit ihren ehrbaren Ehehälften am Arm, von den vielen Kinderlein umgeben, welche lustig einherspringen, ein paar Schritte hintendrein die Lehrjungen oder die Magd mit einem wohl bepackten Korb, worin, wenn auch keine ausgesuchten Leckerbissen, sich doch Allerlei befindet, was Leib und Seele erfreut. Wenn ich nun weiter an alle die bunten Gruppen denke, Leute aus allen Ständen, welche am Sonntag aus allen Thoren strömen, so wird mir ganz wohl und warm um's Herz. Der Rasenteppich ist mit lebendigen Bildern besät und ich wünsche zu Gott, daß ich nur nicht so schrecklich faul seyn möchte, denn sonst liefe ich gewiß selbst hinaus, um mir das ganze lustige Gewimmel in der Nähe zu betrachten."

Ein unmerkliches Zusammenziehen der Augenbrauen war des Notars ganze Antwort. Er hatte schon ziemlich lange seine Aufmerksamkeit auf einige Personen geheftet, welche am Ritterhausplatze standen. Obgleich er seine Augen auf jenen Leuten in einer Weise ruhen ließ, welche es für sie zweifelhaft machte, ob er sie wirklich sah oder nicht, so war dieß doch für den, der ihn vom Zimmer aus betrachtete, ganz klar; denn als ein großes, korpulentes Frauenzimmer mit einem grünen Sonnenschirm ihn grüßte und ihm zunickte, saß er so steif und regungslos da, wie ein Gypsbild, allein das Blut, welches ihm dabei heftig in das Gesicht stieg und ihm im Augenblick eine höchst vortheilhafte Farbe verlieh, deutete hinlänglich darauf hin, daß es eine etwas nähere

Bekanntschaft seyn müsse, welche eine solche Bewegung bei ihm hervorbrachte.

„Die artige Dame dort grüßt Sie, meine Herren," sagte lächelnd ein andrer junger Mann von ihrer Bekanntschaft, denn er hatte zufällig das anhaltende Schwenken des Sonnenschirms bemerkt.

„Was, eine Dame grüßt uns?" rief Rosell verwundert aus, drehte sich schnell um und grüßte ganz anmuthig und bekannt zu der Gruppe auf den Platz hinunter, welche aus drei älteren Frauenzimmern, einem jungen hübschen Mädchen und einem jungen Burschen bestand.

„Du kennst sie, glaube ich?" sagte der Notar gleichgültig.

„Ach ja, ich kenne eine ganze Masse Leute und halte es keineswegs unter meiner Würde, den Gruß einer ehrlichen Trödelfrau zu erwiedern. Sieh' nur ein Mal, ob Frau Normann nicht aussieht, als glaube sie eben so viel Anspruch auf die Achtung der Welt zu haben, als die allervornehmste Dame. Und die Tochter erst, sieh' 'mal diese an! Na, so sitz' doch nicht wie ein Perrückenstock da, sondern brauch' Deine Augen! Kann man wohl ein netteres Gesichtchen, hübschere Augen und frischere Lippen in der ganzen Stadt finden? Der Mund wässert einem, wenn man solche Lippen sieht, wie die schönsten Trauben, so roth und voll! Mamsell Lucie — es ist doch verdammt lästig, daß Frau Normann ihre Lise nach der Heldin in der neuen Oper umgetauft hat — Mamsell Lucie ist eine kleine, nette Teufels-Kokette, und um so netter und liebenswürdiger, als sie aus reiner, purer Natur kokettirt. Sie hat nicht erst nöthig gehabt, die Kunst zu studiren."

„Du scheinst näher mit ihr bekannt zu seyn?" bemerkte der Notar, und zwang sich zu einem Lächeln, welches zweideutig seyn sollte.

„Näher?" wiederholte Rosell lachend. „Nein; leider kann ich mich keines großen Erfolges rühmen, und muß

deßhalb fast glauben, daß mir ein Anderer im Wege steht. Vielleicht irre ich mich indessen auch. Sie ist gewaltig mundfertig, schnippisch und gefallsüchtig gegen Jedermann, hat aber vielleicht Verstand genug, ihr Herz dem bescheidenen Jungen zu bewahren, der neben ihr steht. Es ist ihr Vetter. Wenn er ein Mal sein eigener Herr ist, wirbt er gewiß um sie; ich sehe es ihm an den Augen an."

„Er sieht sehr unbeholfen und dumm aus!" sagte der Notar und saß noch immer steif und unbeweglich da. „Was ist es denn für ein Kerl?"

„So viel ich weiß, nichts weiter als der Sohn seines Vaters und Gehülfe in einer Höckerbude; allein was thut das? Wenn er sich die Reste von Butter, Talg oder Speck von den Fingern gewaschen hat, ist er, was man jetzt auch sieht, ein ganz eleganter junger Mensch. Mein Seel' er hat gerade einen solchen Gehrock an wie Du, der Dich so gut kleidet; à propos, ich sehe diesen aber ja gar nicht mehr an Dir."

„Er ist mir in dem heißen Wetter zu warm," erwiederte der Notar mit ziemlicher Fassung. Er konnte sich indessen nicht versagen, einen flüchtigen Blick auf den jungen Mann zu werfen, um zu sehen, wie trefflich sein ehemaliger Lieblingsrock demselben stand.

Der Regierungs-Sekretär lächelte, hütete sich aber, weiter von der Sache zu reden. Desto gesprächsamer war er aber rücksichtlich seiner Bekanntschaft auf dem Platze unten.

„Gewiß machen sie eine Lustfahrt," sagte er und hielt mit unbarmherziger Lust einen Gegenstand fest, welcher den Notar offenbar peinigte. „Ich wollte wetten, sie warten nur noch auf den Kammerer Laßmann, einen alten Junggesellen und kurzweiligen, originellen Kerl, den Vetter der drei alten Damen, welche Schwestern sind."

„Du scheinst mir in der Genealogie der Leute ganz besonders zu Hause zu seyn," versetzte der Notar und verzog höhnisch den Mund.

„Ach ja, so ein wenig! Ich war ein Mal zu einer Abendgesellschaft bei Frau Normann gebeten, und da es meine Liebhaberei ist, mich um die Angelegenheiten anderer Leute zu erkundigen, um gelegentlich Etwas zu reden zu haben, so hörte ich ganz artig zu. Es war auf jeden Fall auch nicht mehr als meine Schuldigkeit, der Wirthin diese Aufmerksamkeit zu erweisen!“

„In der Abendgesellschaft bei einer Trödlerin?“ rief der Notar verächtlich.

„Allerdings! Und ich darf wohl sagen, daß es da viel lustiger und angenehmer zuging, als bei irgend einer von den Soirées, welchen ich in vornehmeren Häusern angewohnt habe. Du kannst Dir nichts Ungenirteres und Heitereres vorstellen als die Abendgesellschaften der würdigen Trödlerin. Wenn Du willst, stelle ich Dich vor, sobald sie mich bei einer andern Gelegenheit wieder mit einer Einladung beehrt.“

„Nein, nein, ich danke für die Ehre!“ entgegnete Wetterquist barsch.

„Wie es Dir beliebt, es ist Dein eigener Schaden! Das hindert aber nicht, daß ich Dir sie hier durch's Fenster vorstellen kann.“

„Gib Dir keine Mühe — ich bin nicht so neugierig.“

„Die scheue ich nicht, wie Du weißt,“ erwiederte Rosell lächelnd. „Du siehst hier drei Matronen. Die, welche mit dem Sonnenschirm gewinkt hat, ist Frau Normann, besitzt einen der ersten Stände in der Krämerstraße und vermiethet den Junggesellen zu höchst billigen Bedingungen die Möbel für ihre Zimmer. Sie ist ein sehr liebenswürdiges Frauenzimmer und so vortrefflich im Kunst-, Literatur- und Theaterwesen zu Hause, daß sie alles auf die bizarrste Weise untereinander zu machen und zu radbrechen versteht. In ihrem kleinen Gesellschaftskreise und in ihrer Trödelbude ist sie stets die Tonangeberin; ich glaube kaum, daß irgend Jemand sie zu überschreien im Stande ist. Sonst ist sie eine Frau von

den besten Eigenschaften, denn sie gibt oft über alles Erwarten langen Kredit mit dem Miethzins für ihre Möbel."

„Das ist ein großes Glück für ihre Kunden!" bemerkte der Notar.

„Allerdings, ein großes Glück; deßhalb gerade schätze ich sie so hoch. Siehst Du aber die Andere, mit dem verschossenen gelben Hut. Dieß ist Frau Malla Fogelquist, deren Mann vor ein Paar Jahren, in Compagnie mit Frau Normanns Ehegatten, an der Cholera in die Ewigkeit reiste. Herr Fogelquist war Haushofmeister in einem gräflichen Schlosse irgendwo, und deßhalb nennt auch Frau Normann ihre Schwester gewöhnlich mit dem naiven Titel Frau Hofmeisterin. Diese Frau Hofmeisterin ist eine lebendige Chronik, in welcher man über alle Vorfälle und Begebenheiten der vornehmen Welt blättern kann. Sie hat einen guten Vorrath von allerlei Historien aus der Zeit, wo sie als Schaffnerin auf dem Herrenhofe war. Nun geht es ihr aber knapp und sie sonnt sich für den Augenblick unter den Wohlthätigkeitsstrahlen der gnädigen Frau Schwester."

„Ich dächte, Du könntest doch ein Mal Athem schöpfen?" fiel ihm Wetterquist in die Rede.

„Ach was! das genirt mich nicht, wenn es Dich nur unterhält!" Rosell nippte am Punschglas und fuhr fort: „Die dritte und älteste von den drei — mit Respekt zu melden — Grazien, die kleine Alte, in dem engen Kattunkleide und dem braunen altväterischen Shawl, soll ihrer Zeit das schönste Mädchen in Stockholm gewesen seyn. Allein der Wandel der Zeit hat ihr einen bösen Streich gespielt. Halt — vielleicht besinn ich mich auf einen Vers von Lenngren, der hieher paßt:

„Ihr kam an Schönheit Keine gleich,
An Reizen ...."

Nein, es fällt mir nicht mehr ein, es war so etwas von Wurstmachen, was ganz trefflich hieher paßt. Laß ein Mal sehen — ja, ja, so heißt der Schluß:

Nun nährt sie sich mit Wurstlerei. —
Und wie ein Ei dem andern Ei
So gleichen ihre Lippen,
An denen sonst zu nippen
Ein Männerheer verging vor Durst,
Jetzt leider selber einer Wurst.
Die Händchen, welche Jedermann
Bewunderte, die siehet man
Wurstfüllsel jetzt bereiten. —
Wo sind die alten Zeiten?!

Ha, ha! so heißt es, das paßt köstlich!"

„Muhme Neta, wie man sie im gewöhnlichen Leben nennt, heirathete, nachdem alle Liebhaber sie verlassen hatten, einen Böttcher, eine ehrliche Haut, der ihr sonst keinen andern Verdruß machte, als daß er gewöhnlich etwas zu tief in's Glas guckte, bis sie in ihre gegenwärtigen nicht allzuglänzenden Umstände kamen. Muhme Neta trägt übrigens die guten wie die schlimmen Tage. Sie haben sich eine Kammer in der „kleinen Gasse" gemiethet, Meister Ficker bindet alte Oelfässer und seine Frau macht Würste auf Bestellung; — so leben sie denn ganz vergnügt, besonders da ihr lieber Sohn Will, mit einem Hockertisch in Aussicht, die schönste Hoffnung hat, sich ein Mal bestens durch die Welt zu schlagen."

„Du hast es verdammt in Deiner Gewalt, eine Geschichte in die Länge zu spinnen!" meinte der Notar. „Wenn Du, mit der Zeit, ein Mal als Bürgermeister ein Landstädtchen bei dem Reichstage repräsentiren solltest, wirst Du sicherlich Furore machen!"

„Das glaube ich auch: ich habe starke Lungen und wollte dem Teufel die Stange halten. — Na, endlich haben sie doch genug gewartet: ich sehe es Frau Normann an der Nasenspitze an, daß es hohe Zeit war.... Da ist ja der Kammerer, der Günstling der Frauen: jede von ihnen strebt nach dem Glück, in seinem Testamente bedacht zu werden, allein bei seinem gesunden Aus-

sehen scheint der Alte seiner ganzen Verwandtschaft in's Grab sehen zu wollen."

Die Person, von welcher Rosell sprach, kam nun näher, und wir präsentiren in ihr unsern Helden, den Kammerer Laßman. Man konnte nicht leicht bei einem Fünfziger eine raschere, kräftigere Gestalt sehen und was sein übriges Aussehen betrifft, so war dieß in der That viel jugendlicher als seine Jahre; die graumelirten, dünnen Haare wurden durch die rothglänzenden Vollmondswangen, um welche der etwas hohe, steife, weiße Hemdkragen sich dicht anschloß, offenbar Lügen gestraft. Des Kammerers Anzug verrieth durchaus einen Mann aus der alten Zeit, die breiten Rathherrn-Frackschöße, die lange Weste, der Knoten an dem weißen Halstuche und vornämlich die gefälteltete, weit herausbauschende Hemdkrause bezeichneten deutlich die freilich längst den Weg alles Irdischen gegangene Periode, in welcher diese Sachen nach dem neuesten Geschmack gewesen waren. Der Kammerer Laßman liebte es nicht, nach etwas so Flüchtigem zu jagen, als die Mode. Die Kleider, welche ihm lose um den Leib hingen und die durch Gewohnheit und vieljährige Dienste einen Theil seines eigenen Ichs ausmachten, standen ihm nun ein Mal an und er trug sie, mochten andere Leute davon denken und sagen, was sie wollten. Sein Gang und seine Haltung hatten darum indessen nichts Schlappendes, alle seine Regungen waren rasch und verriethen, daß ihm noch ein hoher Grad von Lebendigkeit inwohnte, welche sich auch in seiner Sprache, trotz dem Verlust von ein paar Zähnen, hinlänglich kund gab.

„Es ist ein herrlicher Alter!" sagte Rosell.

„Ich glaube, er leiht auf Zinsen?" fiel der Notar ein.

„Da weißt Du mehr als ich. Wenn er übrigens auch ein Mal Etwas aus Artigkeit thut und für den Abschluß eines ansehnlichen Geschäfts ein kleines Douceur annimmt, so ist dieß nicht mehr als billig und jedenfalls wohl angewandt, wäre es auch nur für das Vergnügen,

seine Wohnung zu sehen. Hast Du ihm noch nie einen Besuch gemacht?"

„Nein!" rief der Notar mit einem gewissen Abscheu aus. „Wenn Du Geld brauchst, so will ich Dich bei ihm einführen."

„Du bist allzu gütig! Leider kann ich von Deiner Dienstfertigkeit keinen Gebrauch machen." Die letzten Worte preßte er mit einer Anstrengung hervor, welche gegen die spaßhafte Art, welche darin liegen sollte, verzweifelt abstach. Als die Gesellschaft auf dem Platze sich nach der Brücke hin entfernt hatte, stand Wetterquist auf, erklärte daß die Hitze und der Cigarrendampf ihn zu ersticken drohten, wenn er nicht bald in die frische Luft käme.

„Wollen wir keinen Wagen nehmen, wie ich vorhinproponirt habe?" sagte der zudringliche Regierungs-Sekretär, welcher wohl wußte, daß dem Notar nichts lieber gewesen wäre, wenn es nur nicht seine besondern Schwierigkeiten gehabt hätte.

„Nein, nein! Ich habe keine Lust dazu!" Wetterquist suchte seinen Hut.

„Laß uns ein Boot nehmen und nach dem Thiergarten hinüber fahren."

„Warum nicht gar! Ich habe nicht im geringsten Lust einen Ausflug zu machen! Ich gehe nach Hause."

„Nun, so gehe ich mit Dir; Deine Gesellschaft muß ich haben. Zu einem Mittagsschläfchen ist es jetzt zu spät; auch weiß ich überhaupt nicht, wohin ich bis zum Theater gehen soll."

„Wenn Du im Sinn hast nach dem Thiergartentheater zu gehen," wandte Wetterquist ein, so möchte es nicht zu früh seyn, Dich jetzt auf den Weg zu machen. Ueberdieß bin ich ...." Die letzten Worte sprach er kaum hörbar, während er die Thüre zuschlug. Dem Regierungs-Sekretär dünkte es, aber als wenn sie gelautet hätten: „aus meiner vorigen Wohnung ausgezogen."

„Der Narr hat doch nicht die geringste Lebensart!"

dachte Rosell. „Er ist zu hochmüthig, um einen vernünftigen Rath anzunehmen und auch zu dumm als, daß er Nutzen daraus ziehen könnte .... Kellner .... noch ein Glas Punsch! Zum Henker, daß es noch nicht weiter als fünf Uhr ist! Die Zeit vergeht gar zu langsam!"

Zweites Kapitel.

Ulla Winblad lebt noch im „Munde des Volks." Mamsell Lucie tyrannisirt einen stummen Anbeter. Ihre Mutter schlägt zwei Fliegen mit einer Klappe und träumt am Ende von alten Möbeln.

Die Gesellschaft, welche wir dem Leser durch das Fenster vorgestellt haben, hatte im Sinne ein von Frau Norman gemiethetes Boot zu besteigen.

„Liebster Vetter Laßman, es ist recht hübsch von Ihnen, daß Sie uns die Ehre schenken!" sagte Frau Norman und wollte den Kammerer fast mit Gewalt bewegen, zuerst in das Boot zu steigen. Allein obgleich sich der Alte ganz vortrefflich das Ansehen von einem Manne zu geben wußte, der weiß, daß er schon durch seine bloße Gegenwart seiner Umgebung eine Artigkeit erweist, machte doch pflichtschuldigst Komplimente mit den Frauenzimmern, und erst nachdem er der „jungen Mamsell" hineingeholfen, nahm er dem jungen Herrn Ficker den Parapluie, Pfeife und Tabacksbeutel ab, welche dieser unterdessen gehalten hatte, sprang mit einer Gewandheit, die man hinter seinen Fünfzigen gar nicht hätte suchen sollen, und welche den Erbschaftshoffnungen der Frau Norman den Todesstoß zu versetzen schien, in das Boot, setzte sich an das Steuerruder und nahm dasselbe zur Hand. Sobald die Gesellschaft gehörig in Ordnung war, Mamsell Lucie, mit ihrer Guitarre auf dem Schooß, neben ihrem lieben Onkelchen Platz genommen, alle Körbe sorgfältig eingepackt waren und der junge Will auf Befehl der Muhme nachgesehen hatte, ob

nichts vergessen worden, stieß das Boot endlich vom Lande und tanzte lustig über die Wellen dahin, auf Hessingen, das Ziel der Fahrt, los.

„Nun Gott sey Dank, so wären wir nun in Ordnung!“ sagte Frau Norman und blickte umher. „Was es doch angenehm ist, so „sangfasong“ in einem trauten Familienkreis eine Lustfahrt zu machen. Nun wollen wir aber auch recht lustig seyn! Lucie sitz nicht so mürrisch da, sondern nimm deine Guitarre zur Hand und sing die hübsche Arie, welche deine Namensschwester singt: „Robér, Robér!“

„Was die Mama wieder kreischt!“ sagte Lisa, die junge Schöne, etwas zu naseweiß, um dem Namen einer ehrerbietigen Tochter zu verdienen. Lucie singt nicht mehr Robér.“

„Gleichviel, liebe Luschie,“ legte sich Muhme Neta in's Mittel; „thu' aber, was Deine Mutter sagt. Sing' uns irgend etwas Hübsches — was Du willst!“ Liebe Neta, Du bist ganz versessen auf Deine Luschie!“ Luschie ist eine Wohnung, welche man miethen kann, aber Lucie heißt der Name. Und ich will, daß Lise Lucie heißen soll, denn das kommt offenbar von Lisa her, welches bei Leuten bessern Standes nicht mehr gebräuchlich ist.“

„Mich dünkt, Base, Du hättest sie vor einem Jahr noch Lisette genannt,“ bemerkt der Kammerer, ließ das Ruder fahren und stopfte sich eine Pfeife.

„Und vor zwei Jahren Lischen!“ fiel die „Hofmeisterin“ mit einer gewissen furchtsamen Scheu ein.

„Ich hoffe, eine Mutter kann ihr Kind nennen, wie es ihr beliebt,“ versetzte Frau Norman, wußte dabei aber den Kopf so pfiffig zu drehen, daß ein mildernden Lächeln den Kammerer traf, während die Frau Malla Fogelquist ein strenger Blick traf, um sie daran zu erinnern, daß sie von Gnadenbrod lebe und sich deßhalb nicht so mausig machen dürfe.

„Es kommt freilich etwas sonderbar heraus,“ fuhr

der Kammerer fort, „doch jedem Narren gefällt seine Kappe! Du könntest uns übrigens wohl etwas hören lassen, Lisa; auch wirst Du es hoffentlich nicht ungnädig nehmen, wenn ich Dich bei Deinem Taufnamen nenne."

„Nein, gewiß nicht," erwiederte Lisa. „Was aber das Singen betrifft, so müssen wir erst ein wenig weiter weg seyn."

„Du darfst Dich überall hören lassen!" meinte die Mutter, ärgerlich über das Gezauder. „Ich habe Dir nicht darum Singunterricht geben lassen, damit Du Dich zieren sollst wie eine Bauerndirne. Frisch dran! sing uns etwas hübsches von Robér!"

„Ach was ist das für Zeug?" fiel der Kammerer unfreundlich ein. „Robert — Lucie mag das Einem vorsingen, der es hören will, aber nur mir nicht! Wenn Lisa nichts von Bellman singen will, so mag sie lieber schweigen!"

„Ich will etwas aus dem Liede singen, Onkel, welches Bellman auf Ulla Winbladt gemacht hat, als sie ein Mal Abends von Hessingen heimfuhren. „Das paßt sich prächtig."

„Es war Morgens;" verbesserte der Kammerer. „Aber gleichviel; immer zu, Lisa. So Etwas höre ich gerne!"

Da das Boot jetzt so weit vom Ufer entfernt war, daß Lisa glaubte, nur vor ihrer Gesellschaft und etwa den Passagieren des einen oder andern Bootes, welches in ihrer Nähe fuhr, gehört zu werden, gab sie ihren Sonnenschirm dem Vetter Will, zog die Handschuhe aus, stimmte die Guitarre und fing zu präludiren an.

Wir nehmen inzwischen die Gelegenheit wahr, eine kleine Beschreibung von Lisa Norman zu geben, denn was ihr Aeußeres betrifft, so ist dieß offenbar der günstigste Augenblick dazu. Wahrscheinlich weiß sie dieß selbst und bereuet vielleicht, daß nicht andre Augenzeugen zugegen sind als der alte Laßman und Will, welch' letztern Mamsell Lucie, nach der Art zu schließen, wo-

mit sie ihm den Sonnenschirm hinreichte, für weniger als Nichts zu rechnen schien.

Lisa — wir wollen der Gewohnheit des Kammerers folgen und sie auch so heißen — saß auf der mittlern Bank neben Muhme Neta, welche sich an die Seite des Kammerers gemacht hatte, um, wenn sich eine günstige Gelegenheit dazu darböte, ihm Einiges zu Wills Gunsten an das Herz zu legen. Lisa's frische Wangen, über welche ihre schönen langen Locken herabfielen, waren von einen Strohhütchen mit blaßrothen Blumen beschattet. Ihre schwarzen schelmischen Augen schielten nicht so lebhaft wie gewöhnlich, allein man konnte wohl merken, daß sie einen großen Vorrath von Feuer besaßen, wenn sie es für nöthig fand, davon Gebrauch zu machen. Der Shawl war herabgefallen und ließ einen wohlgebildeten milchweißen Nacken sehen. Die Guitarre ruhte nachläßig auf ihrem Schooß nnd unter der Draperie hervor, welche die Hofmeisterin sorgfältig von ihrem Mantel gebildet hatte, waren ein paar niedliche Füßchen sichtbar, welche in den allernettsten Zeugstiefelchen steckten. Denkt man sich ferner, wie Lisa's, fast konnte man sagen Rosenfinger mit den Saiten der Guitarre spielten und wie Vetter Will, in des Notars braunem Gehrock zur Seite stand und den Sonnenschirm hielt, so hat man das Bild, wie es vor dem trunkenen Blicke der Mutter stand.

„Hast Du denn noch nicht genug präludirt?“ fragte der Kammerer ein wenig ungeduldig.

„Liebster, bester Herr Vetter, das muß so seyn!“ versetzte Frau Norman, welche gar gerne ihre Bekanntschaft mit den modernen Sitten und Gebräuchen zur Schau trug.

Lisa heftete ihren flatternden Shawl mit einer goldenen Nadel fest, wies Will an, den Parasol mehr vor die Sonne zu halten und begann dann mit einem netten Stimmchen den langerwarteten Gesang:

„Sonne scheint so wonniglich
Nieder auf die Wellen,
Sanfte Lüfte regen sich,
Daß die Segel schwellen.
Lustig unser Wimpel weht,
Kerstin aus der Koje geht,
Olle an dem Ruder steht,
Will die Segel stellen.

Stopft die Pfeif', legt Feuer dran,
Kratzt sich in den Haaren,
Schiffchen an! — das Ruder um! —
Alterchen kann fahren. —

„Halt!" rief der Kammerer; „das ist ein Bock, Lisa! So heißt es!" Und nun erhob der Kammerer selbst seine Stimme:

„Schiffchen um! — das Ruder an!
Alterchen kann fahren;"

„Alterchen hat keine Ruh;"
fiel Lisa lächelnd ein.

„So ist's Recht, jetzt bist Du wieder drin, — nun weiter!"

Lisa griff wieder in die Saiten und sang:

„Blinzelt ihr gar freundlich zu:
Kerstin, liebstes Herzchen Du,
Sollst das Ruder nehmen!

Ulla Winblad, laß uns singen,"
— — — — —

„Na, da willst Du aufhören?" rief der Kammerer; „drei ganze Verse sind's! Bei solchen Leckerbissen hört man nicht in der Mitte auf!"

„Ach, wer kann auch jedes Wort behalten?" entgegnete „Mamsell Lucie" etwas pikirt; fuhr aber doch fort:

„Ulla Winblad, laß uns singen,
Lustig in dem Sonnenschein,
Munter hüpfen, munter springen,
Wenn auch reißt das Röcklein dein.
Schnell das Nadelbüchs'chen auf,
Heft' das Röckchen wieder 'nauf!
Herzchen, thu' die Augen auf! —
Hessingen! — die Wonne mein!"

„Ach, was für eine göttliche Stimme!" flüsterte die Hofmeisterin ihrer entzückten Schwester in das Ohr. „Ich versichere Dir, keine Gräfin habe ich noch so singen hören; und Du weißt doch, daß ich in manchem vornehmen Hause wohl Gelegenheit hatte, Vieles zu hören."

„Ja, ja, Du hast auch schüschemang," nickte Frau Norman beifällig; — „aber laß uns keinen Ton verlieren! Wenn Musik gemacht wird, muß man still seyn. Hör' nur wie hell und klar! — wahrlich, eine merkwürdige Stimme — hör' nur!"

„Lieber Schatz! ich lieb' nur Dich —
Wer kann uns belauschen?
Setz' Dich nieder neben mich
Laß uns Küsse tauschen!

— — — — —

„Nimm Deine Flöte, Will, und accompagnire," sagte Muhme Neta zu ihrem lieben Söhnchen, welcher aufmerksam lauschte und mit dem Sonnenschirm alles andere beschattete, nur Lisa's hübsches Gesichtchen nicht, so sehr war er in süße Gedanken verloren.

„Da wird es auch der Mühe werth seyn!" rief Frau Norman aus und ihre Wangen färbten sich merklich vor billigem Verdruß. „Will kann ihr nicht accompagniren — ihr, die so weit ist, wie vielleicht kaum eine von Herrn Bergs besten Schülerinnen! Außerdem sind aber auch, nehmen Sie mir nicht übel, bester Herr Vetter Laßman, die alten Lieder von dem Bellman — wenn ich es nur sagen soll — so plump, daß ein ehr-

bares und wohlerzogenes junges Mädchen sie kaum singen kann. Aber da wir auf die Plumpheit kommen — ruhe Dich ein Bischen aus, Lucie, mein Zuckerherzchen — um von Plumpheit zu reden, haben die Herrschaften dem naseweisen Notarius Wetterquist am Fenster bei Winter bemerkt? — Es ist wahrlich zum krank werden, Krämpfe möchte man kriegen, wenn man einen solchen Hochmuth sieht! Er wird wohl zu gut seyn mich zu grüßen, der Gelbschnabel, — in meine Bude kann er geschlichen kommen und mich um Gotteswillen bitten, seine alten Röcke zu kaufen — dafür hält er sich nicht zu gut! — Den Rock da, welchen Will an hat — gestern habe ich ihn ihm geschenkt, — es ist noch keine vierzehn Tage, daß ich den vom Herrn Notarius gekauft habe."

„Habe ich nicht da zwei Fliegen mit Einen Schlag getroffen?" flüsterte Frau Norman nach einer kleinen Pause zur Hofmeisterin, welche ebenso leise betheuerte, daß sie niemals, selbst nicht in dem gräflichen Hause, so viel Feinheit und guten Ton gesehen habe.

„Ja, es ist eine Gottesgabe, solche prevenangs espri zu haben," setzte Frau Norman hinzu und wischte sich die Schweißtropfen mit dem Taschentuche von der Stirne. „Es machte sich herrlich, daß ich Lucie einen Hieb wegen des Notars geben konnte, und zugleich der Neta, der einfältigen Gans, Eines versetzen konnte, da sie doch immer ihre dummen Gedanken mit dem Will hat. Nein, nein, so lang er mit einem Rock aus der Kleiderbude seiner Muhme geht, braucht er sich mit seinen Hoffnungen nicht so himmelweit zu versteigen!"

„Was soll denn aber die ganze Unterbrechung bedeuten?" fragte der Kammerer und sah sich verwundert rings um. „Warum hast Du Deine Guitarre weggelegt, Lisa?"

„Ach, man kann ja niemals ein Stück in Ruhe aussingen!" erwiederte Lisa erzürnt, zog den Schawl um die Schultern, riß dem unterthänigen Will mit unwir=

scher Gebärde den Sonnenschirm aus der Hand und setzte sich so, daß Niemand auch nur einen Zoll ihres hübschen Gesichts sehen konnte.

Der Kammerer räusperte sich auf eine Weise, welche andeutete, daß er etwas ärgerlich war. „Hm, hm, ich glaube, Du bist das eine Mal so launig, wie das andere Mal, Lisa!"

„Mamsell Lucie' fand für gut, die Antwort schuldig zu bleiben; als aber der arme Will ihr den Mantel aufheben wollte, dessen einer Zipfel im Wasser auf den Bohlen des Fahrzeugs lag, erhielt er von der hübschen Hand seiner Cousine eine so derbe Zurechtweisung, daß er fast das Gleichgewicht verloren hätte.

Der arme Junge wurde roth bis über die Ohren. Ohne irgend einen Theil von dem gepriesenen guten Ton seiner beiden Tanten zu besitzen, hatte er dennoch Ehrgefühl genug, um das Schmähliche und Verächtliche in Lisa's Benehmen schmerzlich zu fühlen, welches um so unbilliger war und von seiner Seite um so weniger erwartet werden konnte, als Will niemals seine Gedanken zu der vermessenen Höhe erhoben hatte, welche sie zu ahnen schien. Freilich konnten seine Augen nicht umhin, zuweilen zu verrathen, daß er auch Sinn für Schönheit habe.

„Na, ich höre Dein Prinzipal ist mit Dir zufrieden, mein lieber Will!" begann jetzt der Kammerer, dessen gutes Herz die tiefe Niedergeschlagenheit des Jünglings nicht mit ansehen konnte und ihn ein wenig zu erheitern suchen wollte.

„Ja, Oheim, so sagt er," erwiederte Will und wandte sein hübsches gutmüthiges Gesicht gegen den Kammerer.

„Das freut mich sehr. Wenn Du Dich ferner gut hältst, so greife ich Dir vielleicht in ein paar Jahren unter die Arme, wenn er Dich zum Theilhaber am Geschäft annehmen oder es Dir vielleicht ganz überlassen will. Es soll mir eine Freude seyn, wenn ich Etwas

beizutragen vermag, daß Du in Zukunft Deinen Rock selbst bezahlen kannst."

Muhme Neta, welche sich die wahrlich schwere Pflicht des Schweigens auferlegt hatte, um desto besser jedes der lieblichen Worte des lieben Vetters einzuschlürfen, ließ nun dem Strom ihrer Wohlredenheit freien Lauf. Will selbst verneigte sich bloß, allein es lag eine Schüchternheit in seinem Bückling, welche seinen guten Willen, sich des zugesagten Schutzes und Beistands würdig machen zu wollen — hinlänglich zu bekräftigen schien. Frau Norman versicherte indessen mit gewaltigem Nasenrümpfen und hellklingender Stimme, daß sie sich nicht vorstellen könne, wie der Herr Vetter Laßman, der so viel in der Welt gelebt habe, ihre wohlmeinende Güte für Will nicht besser sollte zu schätzen wissen; in Zukunft werde sie, statt so hübsche-fast nagelneue Röcke wegzuschenken, sie lieber verkaufen, denn seit sie nun wisse was sie wisse, sey es besser Geld als Undank einzunehmen.

Zum Glück für den Frieden in der Gesellschaft landete das Boot eben in Hessingen, und da einige Herren auf dem Platze vor dem Wirthshause standen, fand es Frau Norman und besonders „Mamsell Lucie" für gut, ein möglichst freundliches und liebliches Wesen und Aussehen anzunehmen.

„Da, Will, trag meinen Mantel und die Guitarre!" sagte Lisa, ließ den Schawl ganz natürlich über ihre schlanke Taille niedergleiten, lüftete das Kinnband so weit, daß die Locken besser flattern konnten, und hüpfte an's Land; Will, dem sie eines der abgelegten Stücke um das andere zuwarf, sah, als er, mit all ihren Sachen belastet, hinter ihr her marschirte, eher einem Bedienten, als einem Verwandten oder zu der Gesellschaft Gehörenden gleich.

Kommst Du mit den beiden Körben zu Recht, Ulla?" fragte Frau Norman ihre Magd, welche sich bemühte,

die benannten unentbehrlichen Artikel aus dem Boot zu schaffen.

„Es wird schon gehen; aber den Kessel kann ich nicht tragen.“

„Will,“ rief Frau Norman, „kannst Du den Kessel da nicht tragen, mein Junge?“

„Aber Mutter,“ fiel Lucie ein, „er hat ja an meinen Sachen genug zu schleppen.“

„Den Kessel kann ich nehmen,“ meinte Muhme Neta. Dies konnte aber Will unmöglich zugeben: geduldig legte er den Mantel seiner Cousine über die eine Schulter, hing die Guitarre über die andere, nahm die übrigen Kleinigkeiten in die rechte, den Kessel in die linke Hand und keuchte in der Hitze hinter den Uebrigen her.

Der Kammerer, welcher in Hessingen ganz zu Hause war, ging als Wegweiser an der Spitze der Kolonne. Hinter ihm kam Lucie getrippelt, und bückte sich dann und wann nieder, entweder um ein paar Zweige aufzuheben und damit zu spielen, oder den Herren auf der Treppe ihre hübsche Figur in den anmuthigsten Stellungen zu zeigen. Frau Norman und die Hofmeisterin gingen Arm in Arm; hinter ihnen kam Muhme Neta und gab auf ihren Will Acht; den Schluß machte Ulla mit den Proviantkörben.

So in Reihe und Glied marschirten sie mit einer Schwenkung links am gelbgemalten Wirthshaus, welches so einladend da liegt, vorüber, verfolgten den Weg über den waldigen Hügel nach der schattigsten Seite der Insel, bis endlich nach einer ziemlichen Strecke der Kammerer für gut fand, Halt zu machen und der Gesellschaft Rast gönnte.

Es war einer der nettesten Plätze, welche Hessingen aufzuweisen hat, gerade neben dem Orte, wo die „Herren Norstedt und Söhne“ gewöhnlich ihre „Farbkocherei“ vornehmen lassen, was heute zwar auch der Fall gewesen, aber schon früher, am Vormittag, fertig geworden war, zu Lucie's großem Verdruß, da . . . .

Allein wir schweigen von ihren verschiedenen Spekulationen in Bezug auf alle die muntern jungen Herren, welche in der Regel, wie der Kammerer berichtete, bei dieser Gelegenheit zu einer kleinen Lustbarkeit im Grünen geladen wurden. Nur die rauchenden Feuerbrände sah man noch da liegen, „so malerisch“ nach Frau Normans Gefühlsäußerung „wie Nachtfeuer von Räubern,“ aber doch „trefflich um den Kaffee dabei zu kochen,“ wie die Hofmeisterin prosaischer sich auszudrücken beliebte. Der Platz war inzwischen nach der Meinung Aller zu hübsch und die Aussicht über den Mälar, so wie ein Blick auf Gröndal, stimmte Muhme Neta, welche in früherer Zeit manches Abentheuer da erlebt hatte, so poetisch, daß sie fast mit Thränen, ausrief: „Herr Gott, wer noch ein Mal jung wäre!“

„Denk' nicht an den ferndigen Schnee, Base!“ sagte der Kammerer ruhig. „Ulla Wieblad und der große Mann, welcher sie besungen hat, ruhen auch schon längst im Grabe. Das Leben ist veränderlich: heute ist nicht wie gestern, und morgen nicht wie übermorgen. Hessingen, die kleine Insel da, wo wir sind, sah auch einst ein andres Leben; hier hat Bellman gesungen und die ganze Gegend schallte wider von seinen Liedern und Ulla Wieblad's verführerischem Gezwitscher. Nun ist Alles todt! Allein, wie gesagt, das Leben ist veränderlich!“

„Der Oheim verbeißt sich ganz, wenn er auf das beliebte Kapitel von Ulla Wieblad kommt!“ bemerkte Lucie, warf sich auf den Mantel, den Will auf den Boden gebreitet hatte und spielte mit ihrem kleinen Fuße im Gras. „Als wenn es jetzt nicht auch noch hübsche Mädchen in Stockholm gäbe — zum Glück sind es aber blos alte Herren über fünfzig, welche jetzt noch die abgenutzte Anmuth der Ulla Wieblad besingen.“

„Du bist eine Jungfer Naseweiß, Lisa,“ entgegnete der Kammerer mit einem zurechtweisenden Lächeln, „ein gefallsüchtiges Persönchen, welches Nichts zu schätzen weiß, als wohl gekräuselte Locken, auch wenn sie um

einen Papageischnabel hängen nnd ein paar Herrenlippen, welche mit zuckersüßen Worten Dir Gift in die Adern gießen! Du bist sehr frech, Lisa, sehr unverschämt."

Frau Norman, welche mit Kaffeekochen beschäftigt war, gab Lucien einen Wink nach dem andern, sie möge doch den Kammerer nicht erzürnen, aber vergeblich. Lucie war schlechter Laune und durchaus nicht gemeint sich irgend Zwang anzuthun.

Inzwischen hatte die Hofmeisterin die Körbe ausgepackt, ein schneeweißes Tuch über den Grasboden gebreitet und alle Herrlichkeiten darauf gestellt.

Der Kammerer, welcher in der That, was seine eigene Pesönlichkeit betraf, sehr haushälterisch war, that sich bei Anderen gerne Etwas zu Gute, und da sich nun alle die zutraulich winkenden Tassen, Gläser, Flaschen u. s. w. vor seinen Augen entwickelten, ebneten sich auch die Falten auf seiner Stirne und schon nach der ersten Tasse Kaffee, welche ihm Lisa doch nach einigem Besinnen selbst zu präsentiren für nöthig fand, war er wieder völlig versöhnt, klopfte sie sanft mit der Hand auf die Wangen und wünschte, sie möchte immer so seyn, wie sie sich zu Anfang der Fahrt gezeigt habe.

„Der Herr Vetter ist dieses Frühjahr zeitig von seiner Reise wieder nach Hause gekommen;" sagte jetzt Frau Norman, welche sich als Mutter sowie als Wirthin für gleich verbunden ansah, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, selbst wenn sie auch nicht — was aber in Wahrheit der Fall war — die ganze Lustfahrt einzig in der Absicht angestellt gehabt hätte, um aus dem Kammerer herauszulocken, was es mit seiner Reise, oder vielmehr mit seinen Reisen eigentlich für eine Bewandtniß habe. Denn jedes Jahr pflegte der Kammerer zu Anfang des Sommers, bisweilen schon zeitig im Frühling, eine Reise vorzunehmen, ohne daß es bis jetzt noch einer von den drei Schwestern gelungen war, das Mindeste darüber herauszubringen, was der Vetter damit bezweckte.

„Ja, ich bin bald wieder heimgekommen," erwiederte

der Kammerer kurz; allein es schien als ob mit dem Rauch aus der Pfeife auch ein kleiner Seufzer sich Luft gemacht hätte.

„Wohin zu ging denn die Reise, Herr Vetter, wenn ich so naseweiß seyn darf, mich zu erkundigen,“ fragte Frau Fogelquist.

„Nach Osten.“

„So? also wohl nach Ostgothland,“ meinte Frau Norman, vergnügt, wenigstens soviel herausgebracht zu haben! „Die Hofmeisterin da ist wie Sie wissen, ein Mal auf einem gräflichen Herrensitz in Ostgothland angestellt gewesen. Waren Sie vielleicht in jener Gegend, Herr Vetter?“

„Die Schnecken und Fliegen sind heute gar so zudringlich,“ sagte der Kammerer und schwenkte sein Taschentuch über der Kaffeetasse, die er übrigens schon geleert hatte. „Hast Du schon einen Spaziergang hier in der Nähe gemacht, Lisa, sonst möchte ich Dir wohl einen vorschlagen.“ Der Kammerer stand auf und ging mit Lisa und Will, welcher, wie sich von selbst versteht, nicht zurückblieb, an mehrere Punkte des Sees, wo er mit lebhaften Handbewegungen ihnen gewisse Lieblingsstellen zeigte, die sich aus dem einen oder andern Grund seinem Gedächtniß besonders eingeprägt hatten. Lisa hörte zwar zu, schien aber nicht außerordentlich dabei interessirt zu seyn, wenn man der alten Behauptung glauben darf, daß Gähnen Langeweile bedeutet. Auf diese Rechnung schreiben wir auch ihre liebenswürdige Aufmerksamkeit, womit sie den alten Herrn erinnerte, daß die Flaschen auf sie warteten.

Den Rest des Abends, von welchem übrigens nichts Besonderes weiter zu berichten ist, herrschte, mit Ausnahme einiger Mißlaunigkeit von Seiten der schönen Lisa, die schönste Eintracht in der Gesellschaft. Beim Glase wurde der Kammerer allezeit gesprächig, doch nie weiter als bis auf einen gewissen Grad; und so fein es auch Frau Norman und die Hofmeisterin anlegten, waren

sie doch, in Bezug auf den Zweck seiner Reisen ebenso klug bei ihrer Rückkunft an die Ritterholmsbrücke als sie bei der Abfahrt gewesen waren.

„Meine Einladung hätte ich sparen können!“ sagte Frau Norman etwas ärgerlich, als sie wieder in ihr Zimmer zunächst ihrer Bude in der Krämerstraße trat.

„Nur den Muth nicht verloren!“ ermahnte die Hofmeisterin. Bei Deinem Talent und Deiner Feinheit wird es ein anderes Mal schon besser gelingen. Du solltest vielleicht ein Mal ganz allein mit ihm seyn! Am Ende ist es eine Heimlichkeit, welche nur für Deine Ohren bestimmt ist.“

„Ja, ja, liebe Hofmeisterin, Du sprichst ganz vernünftig; er soll mir nicht entkommen, denn E t w a s steckt dahinter, davon bin ich überzeugt. Aber Lucie, mein Zuckerherzchen, wie magst Du aber auch nur so launig seyn, wie Du heute gewesen bist? So macht Dich der Alte seiner Lebtage nicht zur Erbin. Du solltest....“

„Ich bin todtmüde und schrecklich schläfrig! Gute Nacht, Mutter;“ damit eilte Lisa in ihre Kammer.

„Ich weiß nicht,“ fuhr Frau Norman nachdenklich fort, als Lisa weg war, „Lucie ist doch so gut erzogen, wie ein junges Mädchen nur immer seyn kann, ich wenigstens habe weiß Gott, All' das Meinige dazu gethan, — aber es ist doch sonderbar, sie hat in ihrem Wesen so eine gewisse — eine gewisse....“

„Nonchalance habe ich das nennen hören,“ fiel Frau Malla Fogelquist ein. „Wann junge Mädchen so gefeiert werden, wie Deine Lucie, dann nehmen sie ein solches Betragen gegen Leute an, welchen sie mehr Aufmerksamkeit widmen sollten.“

Es ist ungewiß, wie die kecke Anspielung der Hofmeisterin auf Lisa's Hauptfehler von der Frau Mama aufgenommen worden wäre, wenn jene sie im reinen guten Deutsch ausgedrückt hätte. Eine französische Phrase klingt aber in Frau Normans Ohren stets so poetisch und effektreich, daß sie, auch wenn sie die Bedeutung

kannte, was indessen dießmal nicht der Fall war, gerne darüber weg sah.

„Allerdings," rief sie vergnügt aus, „so eine gewisse nongscholungs, das ist recht hübsch gesagt, ganz hübsch, vollkommen den Nagel auf den Kopf getroffen — ich glaube, es ist jetzt so Mode. Lucie hat wohl sonst so guten Ton als irgend Jemand, sollte ich meinen! Sie hat aber auch eine Erziehung genossen, die mich ein schönes Stück Geld kostete!"

Die Hofmeisterin, welcher von der Zeit her, da sie, ihren eigenen Worten zu Folge, in der „großen Welt" gelebt hatte, das heißt mit andern Worten, von der Zeit her, welche sie auf verschiedenen Herrensitzen, welche vornehmen Fräulein gehörten, im Dienste zubrachte — eine gewisse Bildung anklebte, war nicht im Stande, gegen ihr Gewissen, Luciens Partei auf Kosten des guten Tones zu nehmen. Sis sagte deßhalb ihrer Schwester gute Nacht und überließ es derselben, in der Einsamkeit über die kitzeliche Frage nachzugrübeln, ob Luciens launenvolles und nachläßiges Benehmen gegen ihre Mutter und Andre seinen Grund in einem Mangel ihrer Erziehung habe, oder ob solches nicht vielmehr zu einem gebildeten und vornehmen Ton gehöre.

Frau Norman gab sich auch wirklich alle Mühe, über diesen streitigen Punkt ins Reine zu kommen und hatte schon unterschiedliche sinnreiche Schlüsse für und wider gezogen, als sie zu ihrem eigenen, hauptsächlich aber Lisa's Unglück, verhindert wurde, zu einem klaren Resultat in der Sache zu kommen. Ein halbes Dutzend unüberzogene Sessel, welche ihr den Weg in ihre Schlafkammer versperrten, erinnerte sie auf höchst natürliche Weise an die Menge verschiedener Geschäfte, welche ihrer in der kommenden Woche warteten. Darunter stand oben an eine große Auktion, bei welcher sie nothwendig zugegen seyn mußte, und wobei sie zum Aerger aller Mitsteigerer mehr als irgend ein Anderer auf einen altmodischen Chiffonier zu bieten im Sinne hatte, von dem

sie auf ein Haar wußte, wie viel er werth war, und welcher schon so gut als verkauft war. Den Kopf voll Gedanken an Versteigerungen, alte Möbel, Roßhaar, Sägspäne, Matrazenzeug und Sattel-Gurten in buntem Verein mit ein paar Spiegeln, welche neue Vergoldung brauchten und plattirten Leuchtern, die frisch versilbert werden mußten, schlief endlich Frau Norman ein, im Traume schwebten ihr alle ihre Steckenpferde vor und sie überließ es der Vorsehung und dem geselligen Weltleben des Kreises, in welchem sie sich bewegte, ihre Tochter zum trefflichsten Weibe zu bilden.

Drittes Kapitel.

Schilderungen aus Kammerer Laßmanns geheimer Geschichte. Ein flüchtiger Blick hinter den Schirm und ein andrer ditto in den Triangel.

Der Kammerer Laßman hatte schon seit Jahren aufgehört in irgend einer Zunft wirksames Mitglied zu seyn als in der „par bricole.“ Alle Händel und Winkelzüge, und die häufige Mißgunst und Verläumdung, welche das öffentliche Leben mit sich bringt, hatte er im Laufe einer fünfundzwanzigjährigen Dienstzeit zur Genüge erfahren, um sie sammt und sonders satt zu bekommen. Er hatte sich deßhalb von Allem zurückgezogen, um sich nun ganz dem ungestörten Genuß eines friedlichen und stillen Junggesellenlebens hinzugeben. Er war Besitzer eines, größtentheils selbst erworbenen Vermögens, welches bei verschiedenen Söhnen aus dem Stamme Abrahams stand — er selbst lieh niemals auf Zinsen — ihm dreitausend Thaler Banko jährliche Renten einbrachte, hatte sich aber von jeher dergestalt an Sparsamkeit gewöhnt, daß er auch jetzt noch, wie vor dreißig Jahren, sein sparsames Mahl, monatweise (natürlich mit Abzug

der Tage, welche er abwesend war) in einem der obscursten Wirthshäuser einnahm.

Wenn er Abends nicht bei einem guten Freunde aß, ließ er sich ein Quart Milch und ein Weißbrod holen. Das Frühstück wurde stets zu Hause eingenommen.

Bei dieser anhaltenden vortrefflichen Diät befand sich unser Kammerer äußerst wohl und gesund, und konnte sich nicht erinnern jemals krank gewesen zu seyn, außer als Kind, wo er die Blattern gehabt hatte, ein Umstand, an welchen ihn sein Spiegel zuweilen erinnerte. Zu der Zeit, um welche wir unsere Leser mit unserm Kammerer bekannt gemacht haben, wohnte er bereits zehen Jahre an der Ecke von Meister Samuels Quergäßchen und der Königinstraße; seine Wohnung bestand aus einem Zimmer, welches durch einen Schirm in Schlafkammer und Besuchsalon nebst einer Art von Garderobe oder Winkel, abgetheilt war — der Kammerer empfing viele Leute, dessen Bekanntschaft wir alsbald machen werden.

Zu dieser lieblichen Freistätte vor der Eitelkeit und Vergänglichkeit der Welt begaben wir uns nun am Morgen nach der Hessinger Partie, und trafen den Kammerer noch im Bette. In den Besuchsalon oder das Vorzimmer, wo man zuerst eintrit, scheint die Sonne durch ein Loch in der verblichenen Rollgardine. Es ist ein recht bedauerlicher Anblick, wie ihre lieblichen Strahlen gleichsam zum Scherz die hektischen Rosen küssen, welche in schwarzen Rahmen auf der schwindsüchtigen graugelben Tapete hängen. Außer benannten Rosen aber, welche von dem Kammerer in seiner Jugend gemalt waren, wo der Pinsel und die Botanik seine Hauptliebhaberei waren, prangt die Wand noch mit einem Spiegel zwischen beiden Fenstern und einigen Porträten, sämmtlich mit verschossenem Flor überzogen.

Die Möbel haben offenbar einen Anstrich von dem Odem des Eigenthümers; sie machen gleichsam einen Theil seiner selbst aus: die personifizirte Oekonomie

verräth sich allenthalben. Ein Sopha mit braunrothem Ueberzuge, der gerade so viel Platz braucht, daß nur e i n Stuhl in jeder Ecke noch Raum findet, nimmt die Langwand ein.

Am Fenster stehen zwei perlfarbige Klapptische, auf jedem ein rother Vogelbauer, welche die einzigen lebenden Wesen enthalten, deren Unterhalt auf dem Soll des Kammerers steht. Ein alter Schreibpult, ein Bücherschrank mit einem Schenkbrett und ein nickendes Gipsbild auf dem Kachelofen — dies ist die ganze Pracht in des Kammerers Vorzimmer.

In diesem Raum findet sich dennoch nichts Merkwürdiges, nichts Lockendes; der Pult freilich, in Bezug auf seinen Inhalt, möchte interessant genug seyn, und der Schrank hat vielleicht auch seine Heimlichkeiten, welche ordentlicherweise nicht so vor allen Augen da liegen können. Wir wollen einmal sehen, wenn der Alte selbst herauskommt; wir haben das Zimmer nur so gezeigt, wie es nach seiner inneren Beschaffenheit dem Besucher erscheint, und nehmen uns nun die Freiheit — denn der Schirm ist auf die Seite geschoben, wahrscheinlich um ein wenig Helle einzulassen — einen Blick in das Schlafzimmer zu werfen.

Kammerer Laßmans Junggesellenbett, ohne Vorhänge, hat so großen Anspruch auf Mitleid, daß es wahrhaft unmenschlich wäre, davon reden zu wollen. Der Kammerer ist eben aufgewacht, hat die schmutzige Nachtmütze zurecht gesetzt und versucht, so gut es gehen will, mit dem rechten Arme seinen Kameraden den rechten Aermel in dem frischen Werktagshemd zu suchen, welches er, wie gewöhnlich, am Abende vorher, neben sich gelegt hat. Das Hemd, dessen er sich Sonntags bediente, gehört zur ersten Klasse, zu den sogenannten Bratenhemden, und kann heute um so weniger in Frage kommen, als es gestern Abend, unmittelbar nach der Heimkehr, mit dem übrigen Anzug bereits eingeschlossen worden ist.

„Aber, was zum Henker, wo ist denn der Aermel hingekommen?“ sagte der Kammerer, als er, ungeachtet einer vergeblichen Anstrengung nach der andern, nicht so glücklich war, den rechten Weg zu finden. Endlich merkte er doch, daß er mit dem Arm zu dem leeren Armloch hinausgefahren war und der vermißte Theil, nur noch schwach, an einem Streifen, der jeden Augenblick zu reißen drohte, mit dem Hauptheile zusammenhielt und traurig auf einer Seite niederhing.

„Ein alter Junggesell hat doch seine Plage!“ murmelte er, griff aber zu gleicher Zeit ziemlich ergeben nach einem an der Wand hängenden Nankingbeutel, holte Nadel und Faden daraus hervor und begann mit sichtbar geübter Hand den Schaden zu verbessern, welches ihm auch so gut gelang, daß er bald dem Arm sein ordentliches Quartier anweisen konnte. Nun kam die Reihe an die Strümpfe. „Verdammt!“ brach der Kammerer los, als er sah, daß er mit allen fünf Zehen abermals in die leere Außenwelt fuhr. „Ach liebster Himmel!“ Abermals wurde der Nankingbeutel in Requisition gesetzt, und Wollgarn nebst einer Stopfnadel daraus hervorgesucht. Aber hierbei war er trotz der Uebung nicht so glücklich. Durch das Zusammennähen waren die Strümpfe zu eng geworden, deßhalb mußte sie ein Messer wieder in den vorigen unseligen Zustand versetzen.

„Ein alter Junggesell muß doch viel ausstehen,“ wiederholte der Kammerer, aber in einem Tone, welcher die wärmste Theilnahme an seinem eigenen Leiden ausdrückte, „viel Schlimmes, beim Teufel, oh, oh!“

Was Schlafrock und Pantoffeln betrifft, so waren deren Mängel so unzählig, und so unverbesserlich, daß unser Kammerer es schon seit unvordenklichen Zeiten aufgegeben hatte, ihnen seine Fürsorge zu widmen. Er zog deßhalb seine alten Freunde, wie gewöhnlich, ohne Umstände an, und nachdem er sich das Gesicht mit kaltem Wasser und die Kehle mit etlichen Tropfen aus einer

Flasche erquickt hatte, deren Inhalt beim ungewißen Tageslicht an Farbe und Aussehen „einem Bittern“ glich, steuerte er rasch und munter auf das Vorzimmer los, während der Schlafrock lustig um die Fragmente der weißen Unterhosen flatterte — denn geflickte gaben zu warm und waren auch überflüssig zu Hause und so früh am Morgen — ; im Vorzimmer schwenkte er, öffnete ein Fenster, zog die Vorhänge auf, gab den Vögeln Hanfsaamen und frisches Wasser, und begann dann mit diesen die verschiedenen kleinen Kunstübungen, welche sein größtes Vergnügen ausmachten.

Als er diese Belustigung eine Weile getrieben hatte, gab ihm ein wohlbekanntes Klopfen an der Thüre die willkommene Nachricht, daß sein Morgenwasser angekommen war. Er steckte die Hand zur Thüre hinaus, und erhielt eine kleine kupferne Flasche, welche er sehr sorgfältig in seine eigene Flasche ausleerte, worauf er die fremde in Begleitung von sechs Stübern wieder zur Thüre hinausschickte.

Ha, wie schmeckte das frische Wasser dem Alten in der kleinen schwülen Kammer! Er trank und spazierte hin und her, wischte dazwischen hinein mit dem Schlafrockzipfel den Staub von dem einen oder andern Möbel, bis sich alle sammt und sonders seiner gleichen Vatersorge erfreut hatten.

Schon mit dem frühsten Vormittage sollte, wie es schien, das Hauptgeschäft des Tages seinen Anfang nehmen. Der Kammerer öffnete seinen Pult und holte mit eifrigen Blicken eine Menge interessanter Papiere daraus hervor, betrachtete sie genau, schrieb dann ein paar Linien in ein großes Buch, rechnete verschiedene Bündel von einer weit dünnern Papiersorte und allerlei Farben und Größen zusammen. Nachdem er sich bei dieser angenehmen Beschäftigung eine ziemliche Zeit verweilt hatte, trat er zu dem benannten Schrank, öffnete ihn und ließ den lieblichen Geruch der eingeschlossenen Luft, von allerhand darin aufbewahrten Eßwaaren sich im

Zimmer verbreiten. An dem Absatze zwischen dem Bücherschrank und dem Schenkbrett befand sich ein kleines Aufschlagbrett, auf dieses setzte er nun alle die unterschiedlichen Raritäten, welche der Schrank verwahrt hatte. Da sah man zum Exempel eine kleine hölzerne Butterbüchse, in welcher eine Menge von Brodbrosamen umherhing, eine zerbrochene Glasflasche, welche ehedem ein paar Blutigeln zum Aufenthalt gedient hatte, nun aber zur Hälfte mit Pottkäse angefüllt war, eine bis auf den Knochen abgenagte Hammelskeule, in eine alte Prozeßschrift eingewickelt, eine zerbrochene Theekanne mit Sardellen, und ein halber Laib Schwarzbrod. Ueber diese Leckerbissen machte sich unser Kammerer mit trefflichem Appetit her, und nachdem er Alles wieder sorgfältig eingeschlossen hatte, holte er ein Spitzglas und eine Flasche Portwein hervor, betrachtete sie genau, machte ein Zeichen mit dem Daumen daran und hielt ein paar Mal im Einschenken an, um zu sehen, ob er nicht das bestimmte Maaß überschreite. Als das Glas bis zu Dreiviertel voll war, sagte er: „halt," verschloß die Flasche mit dem Kork, setzte sich auf einen Stuhl und schlürfte mit einem langezogenen „Ah!" zuerst in kleinen Portionen, dann auf Einen Zug den Göttersaft der Traube hinab.

„So!" sagte der Kammerer vergnügt, wischte sich den Mund ab und schloß den Schrank zu. Ein Junggeselle kann es nicht besser haben?"

Hierauf zog er aus der Schlafrocktasche einen Schlüssel, welcher von offenbarem häufigem Gebrauche ganz blank war, und schloß damit eine Art Blindthüre in der Tapete auf. Diese Thüre führte zu dem schon erwähnten Winkel, oder besser gesagt, zu des Kammerers eigentlichem Heiligthume. Im Anfange sah man Nichts darin als die vollständigste Dunkelheit, sobald aber der Kammerer, nicht ohne große Mühe, einen Laden weggeschoben hatte, kam ein Fenster zum Vorschein, durch welches die Sonne das kleine Wundergemach mit seinem

noch wunderbarern Inhalte nur spärlich zu erhellen vermochte.

Seiner Form nach war es ein Dreieck, und von dem spitzigsten Winkel desselben bis zur Thüre liefen an beiden Seiten zwischen dem Fußboden und der Decke breite Wandbretter der Reihe nach übereinander an den Wänden her. Hätte Frau Norman, welche sich doch der best assortirten Trödelbude in ganz Stockholm rühmen konnte, ein Mal dieses gefeierte Land betreten dürfen, so würde ihr sicher der Athem versagt haben und sie sprachlos vor Erstaunen und Verwunderung am Boden gewurzelt dagestanden seyn. Alle Bänke waren voll von den ausgesuchtesten Sachen und Waaren: da waren Haufen von kostbaren Gemälden, die schönsten Alabaster und Marmorvasen, das feinste ostindische Porzellan, Silber und Krystallwaaren aller Art, Spiegel, Uhren, Kronleuchter, Gueridons, Pokale — Alles was man nur denken mag; auf andern Brettern lagen ganze Stöße Vorhangzeuge, Kleider, Kattun, Weiberstrümpfe und dergleichen; kurz alles Mögliche was in Auktionen bei heruntergekommenen Kaufleuten zu haben ist. Laßman hatte seit dreißig Jahren fleißig alle solche Zwangsversteigerungen besucht, wo die kostbarsten Sachen um die Hälfte, manchmal um den Viertelstheil des Werthes weggingen. Viel davon, ja den größten Theil, hatte er als Pfänder im Versatz, viel davon war ihm statt Bezahlung geblieben. Auf diese Weise hatte er nun eine große Sammlung, sowohl von Antiquitäten als auch von neuen Sachen, welche ihres Gleichen suchten. Allein irgend einen Nutzen für sich zog er nicht aus allen diesen Herrlichkeiten, außer den, daß er alle Tage sich an denselben ergötzte, wenn er das Fenster öffnete, um eine Menge altes Pelzwerk auszulüften, welches er auf die nämliche Weise an sich gebracht hatte.

Es könnte sonderbar scheinen, daß der Kammerer dieses bedeutende todte Kapital nicht in baares Geld verwandelte; er hätte jeden Tag eine Ausstellung veran-

stalten können, eben so gut wie Herr Lejas und viele Andere; allein er hatte sich in so hohem Grade an alle diese verschiedenen Artikel gewöhnt, daß er nicht ohne Herzbeklemmung an die Trennung von einem derselben denken konnte. Und wie jeder Mensch irgend eine Schwachheit haben muß, so erlaubte sich unser Kammerer in aller Stille den Genuß, welchen ihm der Anblick seiner Raritäten gewährte, die er wenigstens Ein Mal in der Woche mit der größten Sorgfalt abstäubte und putzte.

Ein anderer wichtiger Grund konnte auch noch als eine jener Triebfedern angesehen werden, warum der geldliebende Mann nicht nur seine Sammlung unvermindert behalten wollte, sondern auch von Zeit zu Zeit ein neues Inventarienstück für einen etwas noch leeren Platz auf den Bänken acquirirte. Der Kammerer ging nämlich seit fünf Jahren mit dem gigantischen Plane um, sich mit einer „stillen, bescheidenen, verständigen" Person zu verehlichen, welche außer der Eigenschaft, Hemden flicken und Strümpfe stopfen zu können, auch im Stande seyn sollte, die Honneurs im Hause zu machen. Obgleich die Heirath sich etwas in die Länge zog, so hatte er doch ernstlich im Sinne, sich eine hübsche Wohnung zu miethen und da alle seine Schätze aufzustellen und zu sortiren, und zuweilen ein paar alte gute Freunde auf ein Butterbrod und ein Glas Bier zu sich zu bitten. Er hatte die Lei en und Freuden des Junggesellenlebens pflichtmäßigst gegen einander abgewogen und gefunden, was er in seiner Jugend sowohl als in seinem mittleren Alter nie entdeckt hatte, daß die ersten die letzteren weit überwogen. Hauptsächlich im Winter kam der Kammerer zu diesem Schluß. Der Winter ist ein arger Schrecken für einen alten einzelnen Herrn, gerade so wie für ein altes isolirtes Haus. Wenn die Aufwärterin bis in den hellen Tag hinein schlief, und der Kammerer hinter seinem Schirm lag und fror und kein Mensch Feuer im Kachelofen anmachte, oder ihm seinen Kaffee kochte —

ein Getränk, welches er sich übrigens nur in der kältesten Jahreszeit erlaubte — da murmelte er zwischen den Zähnen und schwur, dieß müsse „anders werden'" Und wenn erst noch das Waschwasser in der Waschschüssel und das Trinkwasser in der zersprungenen Karafine gefroren war, wenn in dem Zimmer eine so grimmige Kälte herrschte, daß das Barbiermesser nicht schneiden wollte, und das gelbbraune Handtuch vom Blute des geschundenen Kinns starrte — wo er nicht ein Mal bei den Schätzen des Triangels Trost und Ersatz finden konnte, denn dort war es noch um drei Grade kälter, mit Einem Worte, im strengsten Winter, welcher den armen Kammerer ordentlich krank machte, und wo die zerrissenen Hemden und löcherigen Strümpfe ihn tausend Mal mehr als im Sommer plagten, da gelobte und schwur er hoch und theuer, sobald der Frühling, käme wolle er sich auch ein Weib nehmen.

Der Frühling kam, aber siehe da, diese Jahreszeit hatte nicht dieselbe Wirkung auf den Kammerer. Es war kein Eis mehr in der Waschschüssel, das Barbiermesser schnitt, die Löcher in den Strümpfen waren jetzt gar nichts so Unebnes — und es verging ein Frühling um den andern, ohne daß unser ehrlicher Kammerer das Ziel seiner winterlichen Wünsche erreicht hätte. Man darf sich indessen keineswegs einbilden, als habe er deßhalb seine guten Vorsätze vergessen und über Bord geworfen und es blos bei leeren Worten bewenden lassen. Nein — beim ersten Gezwitscher der Lerchen rüstete er sich jedes Jahr zu einer großen Freierfahrt, ein Jahr zum Norden, das andere zum Süden, aber er mochte reisen wie und wohin er wollte, noch so viel Freunde und Freundesfreunde besuchen — es wollte nicht glücken. Hätte er sich um die Winterszeit auf die Socken gemacht, wo er über die Säumigkeit seiner Aufwärterin zu schelten und zu fluchen Ursache hatte, wäre er sicherlich weit eifriger gewesen. Gleichwohl war er noch nicht ein Mal so weit gekommen, daß er nur um Eine gefreit hätte,

und dieß kam daher, weil er noch nirgends auf so eine „stille und bescheidene Person“ gestoßen war, welche den von Jahr zu Jahr sich steigernden Prätensionen an seine zukünftige Ehehälfte entsprach.

Diese Reisen wurden, was ihren Zweck betrifft, vor den drei Basen außerordentlich geheim gehalten, welche sich von der bevorstehenden Gefahr Nichts träumen ließen und nicht entfernt vermutheten, daß dem Alten das Heirathen noch in den Sinn kommen könnte, wodurch ihnen die Erbschaft, auf welche sich Alle Hoffnung machten, entgehen mußte. Nein, der Kammerer war schlauer; er ließ sie sich bücken und drehen, winden und scherwenzeln, — heimlich lachte er aber bei dem Gedanken, wenn ein Mal die Zeit kommen würde, wo Frau Norman in Verzweiflung über ihre mißlungenen Anstalten, über alle die hinausgeworfenen Schnäpse und Punsche, sich das Gallenfieber an den Hals ärgern würde, wenn er eine junge Frau in sein Haus einführte — eine Frau, welche es vielleicht für eine große Herablassung halten konnte, eine von Frau Normans Gesellschaften zu besuchen oder sie selbst zum Kaffee zu bitten. „Meiner Seele, weder die Eine noch die Andere soll einen Pfennig kriegen!“ so schwur der Kammerer hoch und theuer und hatte es auch fest im Sinne zu halten, denn nie konnte er die Worte der Frau Norman vergessen: „Gott gebe, daß der Alte ein Mal ein schöner Engel wäre, da wollten wir mit den Goldfüchsen rappeln.“ Er hatte diese feinen Worte zufällig mit eigenen Ohren aus ihrem Munde gehört und „die Andere“ hatte mit eingestimmt. Inzwischen war die Reise, welche der Kammerer dieses Jahr gemacht hatte, ebenso fruchtlos abgelaufen wie alle vorherigen. Da aber sein Beschluß, nun durch die mannigfachen Beschwerden geschärft, so fest stand, als nur ein Beschluß irgend seyn kann, wo zwei betheiligt sind, nahm er sich vor, auf den Herbst eine besondere Fahrt anzutreten. Aber nicht genug damit:

die Zwischenzeit bis zu einem ernstlichen Versuche wollte er sogar noch zu Anfragen in öffentlichen Blättern benutzen. Man hatte schon oft gehört, daß solche ganz vortrefflichen Erfolg gehabt — und der Kammerer war gar nicht entgegen, ein abermaliges Beispiel davon abzugeben.

Während nun unser alter Junggeselle aufs Beste daran ist, seine Schätze im Triangel auszulüften und nebenbei in Gedanken das Formular zu der beabsichtigten Zeitungsannonce in Gedanken aufsetzt, wollen wir die unsrigen anders wohin wenden.

Viertes Kapitel.

Welchergestalt Frau Norman Anfangs dem Notarius feine Stiche gibt, ihm endlich aber wirkliche Sottisen sagt; worauf eine junge Dame ein paar Stiefel unter einem Weiberrock hervorgucken sieht.

Die Glocke auf der Hauptkirche hatte schon zehn geschlagen. Vor der offenen Thüre von Frau Normans Kleiderbude flatterte der unsterbliche schwarze Frack an der Seite des rothen Linonkleides. Der grüne Regenschirm baumelte wie gewöhnlich über dem etwas verschossenen Uniformsrock und das Konterfei der Königin Christine blickte, wie immer, freundlich auf die gewaltigen Gardistenhosen; aber die andern Bilder — Gott weiß, wessen Porträte — waren schon längst hinter den podagrischen Sopha mit dem Kattunüberzug verwiesen worden, um einem andern, bessern Kunstprodukt — wenigstens hatte es einen neuen, kostbaren Rahmen — den ersten Platz einzuräumen.

Am Fenster surrten die Fliegen zu Millionen um alle die in Parade aufgestellten Gläser und Karafinen, und in dem innern der Bude standen alte und neue Möbel in gedankenvolle Träumereien über Frau Normans republikanisches Gleichheitssystem versunken. Alles war

in behaglichem Untereinander. Hier guckte eine alte Saloppe griesgrämig zu einem modernen Morgenrock hinaus, welches seinen hohen Platz über einem Leuchter eingenommen hatte; dort starrten ein paar Stiefel in großer Verwunderung mit aufgesperrten Mäulern ein weißes Mousselinkleid an, welches seine Arme traulich um ein ungeheures Pfeifengestell schlang, hier stieß ein lümmelhafter Eisentopf einen schmächtigen messingenen Theekessel in die Rippen — aber trotz der Disharmonie, welche unter all' diesen ungleichen Repräsentanten der verschiedensten Stände zu herrschen schien, kam dennoch kein revolutionäres Wort über ihre Lippen — dafür sorgte die Präsidentin der hier vereinigten Staaten mit aller Wachsamkeit.

Weit hinten in einer Ecke der Bude saß Frau Malla Fogelquist und las in einem Roman, worauf sie so erpicht war, daß sie nicht nur vergaß, das alte Toilettentischchen zu poliren, welches sie vor sich hatte, sondern auch nicht ein Mal die ihr sonst wohlbekannten schwesterlichen Tritte vernahm, bis Frau Norman ganz unvermuthet auf der Schwelle stand.

„Was in des Herren Namen, liebste Hofmeisterin! weißt Du denn nichts Besseres zu thun, als die Nase in eine solche Scharteke zu stecken? Am Sonntag Abend mag so etwas noch angehen.... Aber was ist denn das? Wo ist dieß her, wer hat es gebracht?" Frau Normans schneller Blick, der mit einem Nu Alles überflog, hatte sogleich gesehen, daß die alten staubigen Bilder einen Nachbar von modernem, stattlichem Aeußern bekommen hatten.

„Ja so;" erwiederte die Hofmeisterin, welche froh war, mit ihrer Nachlässigkeit so leichten Kaufs davon zu kommen und ihr Buch eiligst unter ein großes Kissen schob, „er ist heute Morgen da gewesen. Ich wünschte, daß Du ihn nur gesehen hättest; er sah wahrlich heute anders aus als gestern, wo er uns von Winters Fenster aus nicht kennen wollte."

„Was, wer, der Notarius? Na, das wäre noch schöner! Will er haben, daß wir das Ding da für ihn verkaufen sollen?"

„Er hatte ein größeres Anliegen: er will, Du sollst es selbst kaufen, wie es da ist. Da Du aber nicht hier warst, so bestellte ich ihn wieder auf zwölf Uhr."

„Recht so, liebe Malla! Es juckt mich just, den Spindelbein dazwischen zu nehmen! Was verlangte er denn für den Plunder? Wenn ich es gehörig betrachte, so sehe ich nicht viel von Werth daran." Frau Norman setzte bei diesen Worten die Brille auf und stellte sich mit der Miene einer Kunstkennerin vor das Bild.

„Er sagte, es sey von ausgezeichnetem Werth — unter fünfunddreißig Reichsthalern könne er es unmöglich geben," ergänzte die Hofmeisterin.

„Fünfunddreißig Reichsthaler! Ist der Kerl ein Narr? Fünfunddreißig Reichsthaler! Hat man je so Etwas gehört! Hm, ich kann gar nicht begreifen, wie die mattblauen Berge im Vordergrund neben den dunkeln Schattenpartien irgend Effekt machen können. Und hier die grüne Wiese — dort der große Baum z. B., der geht ja gar über den Rahmen hinaus: weder Färbung noch Zeichnung taugt Etwas. Nein, da wird noch mancher Tropfen Wasser in's Meer fließen, bis der einen Pinselstrich führen kann wie Schakspir. Und doch will er fünfunddreißig Reichsthaler! Ja, ja, er ist so verdammt hochmüthig, daß ihn seine Verwandten, wenn er deren hat, wohl ein Mal werden in's Narrenhaus einkaufen müssen. Aber hör' ein Mal, Malla, hast Du denn Nichts wegen seines gestrigen unanständigen Benehmens erwähnt?"

„Kein Wort!"

„Nun ja, für Dich schickt sich das Schweigen wohl," sagte Frau Norman im Tone großer Ueberlegenheit, „aber nicht für mich, für mich, die ich erstens und hauptsächlich Lucies Mutter bin — Lucies, in welche er so verliebt ist, daß er die Finger darnach leckt, um ihr

Schuhband küssen zu dürfen — und dann, weil ich die Eigenthümerin der Kleiderbude bin, welche dem gelbschnäbeligen Hungerleider schon manchmal aus der Noth geholfen hat. Ich bin aber gezwungen, verstehst Du, gezwungen, meine Reputation und die Würde meines Standes aufrecht zu erhalten, deßhalb muß ich ihn nothwendig nach Verdienst striegeln."

„Du weißt wohl, was das Beste ist," pflichtete ihr die Hofmeisterin bei.

„Er sah übrigens heute ordentlich krank aus, viel bläßer als sonst, und wenn ich recht gesehen habe, stand ihm das Weinen näher als das Lachen, wie er das Bild aufhing. Er bat mich, wo möglich dafür zu sorgen, daß es nicht zu lange da hängen möge."

„Das will ich herzlich gerne glauben!" lachte Frau Norman aus vollem Halse." Hochmuth und Hungerleiderei taugen nicht zusammen, ist ein altes Wahrwort. Am Ende soll gar kein Mensch das Bild sehen! — und wir sollen es doch möglichst gut verkaufen! Aus lauter Zorn und Aerger will ich es jetzt aber auch unter das allerelendeste Zeug hängen, daß es ihm in der Seele weh thut, wenn er wieder kommt. „Mit inniger Schadenfreude griff Frau Norman nach einem Stuhl, nahm das Bild herab und stellte es vor die Thüre auf einen großen alten Küchenschrank.

„Nun wollen wir sehen, wenn der Herr Notarius kommt!" sagte sie, und stellte sich an das Fenster. Ihr heißes Gesicht nahm aber soviel Platz ein, daß es zwischen dem Fensterchen und einem mit Grünspan überzogenen Waldhorn, welches neben daran hing, wie eingekeilt war. In dieser Stellung blieb sie fast eine Viertelstunde, während welcher sie zum ergötzlichen Zeitvertreib der Hofmeisterin erzählte, wie sie den Notarius, als er einmal tüchtig in der Klemme gewesen, wieder flott gemacht habe. „Du hätt.st nur sehen sollen, liebste Hofmeisterin," hieß es, „wie jämmerlich er aussah! Er kam gelaufen wie ein fechtender Schneidergeselle, dem

der Bettelvogt auf den Fersen ist. Liebste, beste Frau Norman, sagte er und machte ein paar Augen dazu, wie eine Ziege auf dem Todtenbette; seyn Sie doch so gütig, goldne, himmlische Frau Norman, lassen Sie mich nur auf ein Stündchen herein! Ich erwarte . . . ich glaube . . . Die Stimme blieb ihm im Halse stecken, ich merkte aber, woher der Wind blies, denn es war nicht das erstemal. Erwarten Sie vielleicht den Schloßkanzleidiener? fragte ich, oder nicht? — Ich weiß nicht, ächzte er (er war mein' Seel' so erschrocken, daß er gar nicht wußte, was er sagte), wenn aber Jemand kommt und nach mir fragt, so sagen Sie, beste, liebste Frau Norman — nicht wahr, Sie sagen dann, Sie hätten mich nicht gesehen! Und hübsch war er drinnen, unter der alten großen Wildschur, welche schon so lange hinten im Winkel hängt. Er stack noch nicht lange darunter, so sah ich schon einen von den Herren, die ich wohl kenne — Gottlob, meine Umstände sind aber von der Art, daß ich für mein Theil nicht nöthig habe, ihnen gute Worte zu geben. Ich stellte mich dick und breit unter meine Thüre, und als er fragte, ob ich nicht einen jungen Herrn gesehen hätte, welcher, wie er glaube, hier herein, oder vielleicht auch wohl vorbeigelaufen seyn müsse, nahm ich eine gehörig barsche Miene an und fragte ihn dreist, ob er denn glaube, daß meine Bude ein Schlupfloch für die ganze Welt sey. Uebrigens, sagte ich, und trat etwas zurück, mag der Herr selbst nachsehen!" aber er fürchtete sich doch, Visitation zu halten — denn ich habe auch höhern Orts meine Freunde — blieb auf der Schwelle stehen, wo Du jetzt stehst, sah sich nur ein wenig flüchtig um, empfahl sich und ging seiner Wege. Nun denke Dir, Malla, es ist kaum ein Jahr, daß die Historie passirte, und schon weiß der Taugenichts kein Wort mehr davon, will mich nicht mehr kennen, wenn ich auf dem Markte stehe mit Lucie, mit Lucie, sage ich, die so hübsch ist, daß Jedermann, wer ihr begegnet, sich umdreht, um ihr nachzusehen! Der

Regierungs-Sekretär Rosell, der hält sich nicht für zu gut, Einen zu grüßen! Das ist ein ganz netter junger Mensch, wenn er nicht so arm wäre, könnte ich ihn schon zum Schwiegersohn annehmen. Aber st, — st — halt ein Mal — ja, wahrhaftig! Da kommt der Notarius! Was er rechts und links seine Augen spazieren läßt, und sich an den Häusern herdrückt! Ja, ja es soll ihn Niemand da herein schlüpfen sehen. Es muß aber überall sauber seyn, denn er steuert gerade auf unser Haus los. Ho, ho, ho, komm mir nur, Du sollst Dein Fett kriegen!" — Nun stieg Frau Norman von ihrem erhöhten Platz herab und ging in ihrem kupfrigen, mit Grünspanstreifen schattirten Antlitz, dem Notarius entgegen, der gerade zur Bude hereintrat, und die Eigenthümerin mit einer artigen, um nicht zu sagen unterthänigen Verbeugung grüßte.

„Ah, Dienerin, gehorsame Dienerin! Haben Sie doch die Güte und nehmen Sie ihre Lorgnette, sonst kennt der Herr Notarius ja doch so gewöhnliche Leute, als ich und meine Schwester Hofmeisterin sind, nicht — auch Lucien nicht zu vergessen — welche leider nicht da ist, weil sie eben ihre Toilette macht. Ei, Ei, was doch der Herr Notarius so kurzsichtig geworden sind! Bedaure unendlich, daß Sie gestern Nachmittag so schwache Augen hatten. Was für ein Augenwasser brauchen Sie denn, Herr Notarius?"

„Ich verstehe Sie gar nicht, beste Frau Norman," erwiederte der Notarius, und gab sich alle Mühe, recht verwundert auszusehen.

„Ach, Sie werden wohl so viel Gedächtniß haben, daß Sie mich recht gut verstehen!" entgegnete Frau Norman, kniff den Mund zusammen und nickte einmal über das andere mit spöttischer Artigkeit.

„Ich versichre Sie, daß ich nicht im geringsten begreife!"

„So also," platzte die erblaßte Frau heraus, und konnte sich nicht länger halten, „so also, eine feine

Anspielung will der Herr nicht verstehen? Da muß ich ihm schon mit dem Holzschlägel winken, und geradezu in's Gesicht sagen, daß er ein eingebildeter Laffe ist, der beständig den Vornehmen spielen will, obgleich er es wahrlich nicht aufzuwenden hat! Ja, ja, das ist sehr schön von Ihnen, sich so gegen ehrliche Leute aufzuführen, Leute, welche Sie fünfzigmal aus dem Schuldthurm loskaufen können, und die Sie auch noch überdieß aus den Händen der Schloßkanzleidiener gerettet haben — Wissen Sie noch? — Pfui Teufel — schämen sollten Sie sich! — Statt dessen sind Sie aber schamlos genug, Einen vor der ganzen Welt zu verläugnen, und dieß noch dazu, wo ich dabei bin!"

Frau Norman, welche stufenweise ihre Stimme immer mehr erhoben hatte, war bis in den gellendsten Diskant hinaufgestiegen, wogegen der Notarius, glühendroth vor Aerger, Schaam und Verzweiflung, daß irgend ein Vorübergehender Zeuge seiner Erniedrigung werden möchte, unabläßig flüsterte: „Um aller Welt willen, meine beste theuerste Frau Norman, schreien Sie doch nicht so fürchterlich!" — jede Wiederholung seiner Bitte begleiteten die beweglichsten, flehentlichsten Geberden mit Händen, Füßen, Augen und Lippen.

Hätte die erboßte Trödlerin nur einen einzigen Blick auf Wetterquist geworfen, wie er, so gut es anging, unter dem bewegenden Schatten der baumelnden Kattun- und Bombasinkleider dastand, so wäre es vielleicht möglich gewesen, daß sie sich durch den angstvollen Ausdruck seines Gesichtes, auf welchem die Röthe der Schaam und die Bläße des Zorns mit einander abwechselten, einigermaßen hätte bewegen lassen, — so wollte es aber sein Unstern, daß sie durch seine Bemühung sich verbergen zu wollen nur noch mehr aufgebracht wurde, und deßhalb, statt ihre Stimme zu dämpfen, nur noch heftiger kreischte, beide Hände in die Seiten stemmte und dicht vor ihm stehend ihrer spitzen Zunge freien Lauf ließ:

„Ja, ja, glauben Sie denn, ich werde mich von einem solchen Laffen Mores lehren lassen, von einem so ärmseligen Schlucker, der den einen Rock verkaufen muß, um den andern bezahlen zu können — ja, Sie sind mir just der Rechte! Mein' Seel', es wäre doch wohl gescheidter, Er lernte selbst etwas Lebensarten, — aber so ein hochmüthig.... Gehorsame Dienerin, gehorsame Dienerin", brach sie plötzlich im Strom ihrer Rede ab, und trat mit einer höflichen Verbeugung auf die Schwelle der Bude.

Dem armen Notarius versagte schier der Athem vor Angst, Frau Nörman möchte ihn verrathen. Es fuhr ihm eiskalt über den Rücken und durch alle Glieder, das Herz klopfte ihm fieberhaft; er wußte sich in seiner Verzweiflung nicht besser zu helfen, als sich mit dem Kopf und dem übrigen Oberkörper in den dicksten Haufen von muffigen alten Kleidern einzugraben. Allein, o ihr himmlischen Mächte! wohin mit den Stiefeln? Diese konnten dem jungen hübschen Mädchen, welches eben vor der Bude stand, ganz gewiß nicht entgehen!

„Potz tausend, das liebe, gute, gnädige Fräulein!" rief die Hofmeisterin aus, welche mitten auf der Schwelle stand, und, wie allezeit, in Entzücken gerieth, wenn sie Jemand auch noch so entfernt Verwandtes von dem gräflich L' — schen Hause ansichtig wurde, wo ihr Mann selig Haushofmeister gewesen war, und sie geheirathet hatte, während sie nach wie vor bei der bekannten hochadeligen Familie dem würdevollen Amte einer Schaffnerin vorstand.

Das besagte junge Fräulein, welches Frau Malla Fogelquist als Kind in seines gnädigen Herrn Oheims Hause gesehen hatte, ging nie durch die Kramgasse, ohne einen Augenblick stehen zu bleiben und die Hofmeisterin freundlich zu grüßen, zuweilen auch ein paar Worte mit ihr zu plaudern, denn der Anblick der alten Freundin erinnerte sie stets an Heidelbeermuß und Pfannkuchen.

„Dieß ist ein prächtiges Bild," sagte das junge Fräulein, und stellte sich ein paar Schritte davor; „es

ist ja ganz neu! Wie sind Sie dazu gekommen, Frau Norman?"

„Ach," antwortete die Trödlerin mit geheimnißvollem Blick und noch geheimnißvollerem Lächeln, „das ist eine ganz lustige Geschichte, wahrhaftig in Gott, ganz köstlich!"

„O, wenn ich dem Satan nur den Hals umdrehen könnte!" ächzte der Notarius und biß in die von der Luft hin und her bewegten Kleider, um sie im Zaum zu halten. „Sie ist im Stande und zeigt mit dem Finger auf mich, das . . . . das . . . ."

Er fand kein Wort dafür in seiner Angst, machte sich aber die lebhaftesten Vorwürfe, daß er seinem gewöhnlichen unseligen Hochmuth nachgeben und eine solche Bekanntschaft gegen sich aufbringen konnte. Er that nämlich einen theuern Schwur, wenn und wo er Frau Norman wieder treffen würde, und sollte es selbst in Norrbro seyn, möchte er auch in einer Gesellschaft seyn, in welcher er wolle, so werde er sie gewiß und wahrhaftig auf das freundlichste grüßen.

„So, es hängt also eine Geschichte damit zusammen?" fuhr das Fräulein fort und warf ihre Augen auf die Hofmeisterin. Diese ergriff aber mit weit mehr Zartgefühl, als sich erwarten ließ, schnell das Wort: „Es gibt gar Manches in einer Trödelbude, mein gnädiges Fräulein, von dem sich ganz eigene Geschichten erzählen ließen. Niemand trennt sich gerne von seinem Eigenthum und Armuth ist keine Schande!"

„Aber Hochmuth und Armuth, das paßt sich gerade zusammen," fiel Frau Norman dazwischen, „wie, mit Respekt zu melden, ein güldenes Halsband zu einer..."

„Was soll das Bild kosten?" unterbrach sie das Fräulein. „Wenn es nicht zu theuer ist, möchte ich es wohl kaufen; denn es ist offenbar zu gut um hier hängen zu bleiben."

„Den nächsten Preis können wir sogleich erfahren," versetzte Frau Norman, mit einer Stimme, welche nicht

im Geringsten ihren teuflischen Triumph verbarg. „Der Herr, dem das Bild gehört, hat es eben erst hergebracht. Er steht dahinten und unterhält sich damit, meine alten Kleider zu mustern! Wenn es Ihnen gefällig ist, mein Fräulein . . . —"

„Ich komme morgen wieder," erwiederte das Fräulein eilig, und ehe Frau Norman aussprechen konnte, war die junge Dame mit einem flüchtigen Gruß verschwunden.

Es war klar, daß das Fräulein, der Richtung von Frau Normans Augen folgend, die unter dem blauen Bombasinkleide hervorguckenden Stiefel erblickt und die ebenso unerwartete als verdrießliche Entdeckung sie in die Flucht gejagt hatte.

Nun konnte unser Notarius doch wieder frei athmen. „Welch ein Engel von Barmherzigkeit und Zartgefühl," — dachte er von dem Fräulein — „und was für ein Hexenpack von Trödlervolk," — damit meinte er die Frau Norman.

„Na, so kommen Sie endlich hervor," sagte die Letztere mit übermüthigem Lächeln. „Für diesmal haben Sie genug ausgestanden. Lassen Sie es sich einen Denkzettel für künftig seyn. So einer will den Vornehmen spielen! — Was soll das Bild kosten?"

„Ich werde den Preis auf einen Zettel schreiben und diesen heute Abend herschicken." Diese Worte stieß Wetterquist aus und sprang zugleich mit zwei Sätzen aus der Bude auf die Straße, wo er das heilige Gelübde that, nie mehr, möge auch kommen was da wolle, einen Fuß in dieses Fegfeuer zu setzen, welchem er so eben mit so vieler Mühe entgangen war.

Der aufgeregte junge Mann rannte mehr als er ging, bis er den engsten und ärmlichsten Theil der deutschen Kirchstraße erreichte, wo er in einem kleinen Dachkämmerchen, viele Treppen hoch, seine Wohnung hatte. Schon sah er seine anspruchslose Freistätte von ferne, dachte schon mit einem gewissen natürlichen Entzücken an

die trostreichen Stunden, welche er, allein mit seinen Gefühlen, seiner Unruhe und seinem Kummer jetzt werde zubringen können, als er mit seinem ihn gewöhnlich verfolgenden Unstern auf einen neuen Plagegeist stieß — den Regierungs-Sekretär Rosell.

„Was tausend gibt's da? Ich glaubte, Du wolltest mich über den Haufen rennen," rief der Regierungs-Sekretär aus und faßte ohne Komplimente den Widerstrebenden unter dem Arm. „Hast Du Nachricht erhalten, daß ein steinreicher Oheim gestorben ist und Dich zum Erben eingesetzt hat, hast Du einen Verleger für Deine Gedichte gefunden, oder hast Du das Bild vollendet, welches Dir die Unsterblichkeit sichern sollte, wenn Du es einmal auf die Kunstausstellung bringen würdest?"

„Nichts ist's — was sollt' es denn auch seyn! Aber ich habe Eile, laß mich los!" Dabei wand sich der Notarius wie ein Wurm unter dem schraubstockartigen Griff des Regierungs-Sekretärs.

„Keine Zeit hättest Du? Man hat immer Zeit für seine Freunde. — Aber hör' einmal und sey vernünftig. Du mußt hier in der Nähe in einem von den Mumienlöchern wohnen, laß mich Dich nach Haus begleiten, ich will Dir einen guten Rath geben, wenn Dir irgend Etwas fehlt. Guter Rath ist oft mehr werth als baares Geld! Vorwärts; wer wird viele Umstände machen mit einem alten guten Freunde, welcher die Welt kennt! — wo geht es hin?"

„Gar nirgends geht's hin! Ich wohne nicht hier."

Ja, mein' Seel', Du wohnst hier herum in der deutschen Kirchstraße, man hat mir's in Deiner vorigen Wohnung gesagt; und es ist ganz einfältig, einen guten Freund von sich stoßen zu wollen, bloß um ihm einen Verdacht zu benehmen, da er im Gegentheil gerade durch Deine Weigerung darin bestärkt wird."

„Denke in Gottes Namen was Du willst, aber laß mich mit Frieden!" sagte Wetterquist und bemühte sich

mit äußerster Anstrengung von dem unwillkommenen Theilnehmer an seinem Kummer los zu machen.

„Eigentlich sollte ich es thun," entgegnete Rosell ernsthaft, „wenn ich es nicht für eine Sünde hielt, Dich ganz und gar Deiner unseligen tollen Laune zu überlassen. Um Dir reinen Wein einzuschenken: vor ein paar Stunden ging ich an der Trödelbude der Frau Norman vorüber und sah Etwas, welches — gleichviel, es hätte einen — ja, ja — nicht die Frau Norman — Du weißt schon, was ich meine — kurz, es hätte einen bessern Platz verdient und auch sicherlich den besser ausgefüllt, welchen Du ihm bestimmt hast; — oder hätte es sich vielleicht nicht vortrefflich auf der Kunstausstellung ausgenommen? Nun hör' aber auf einen vernünftigen Vorschlag. Ich habe einen guten Freund, welcher gegen kleine Pfänder den Leuten aus der Verlegenheit hilft. Bist Du es zufrieden, so nehme ich das Bild und mache die Sache ab: auf jeden Fall ist es doch so honetter, wenn es sich in guter Gesellschaft in einer Privatsammlung befindet, als wenn es vor einer Trödelbude hängt. Donner und Doria! Wie kann man nur so alles Geschmacks und aller Urtheilskraft quitt und ledig seyn, wo es sich um Geldaffären handelt!"

„Ich danke Dir für Deinen guten Willen, allein ich habe schon einen Käufer," versetzte der Notarius stolz und bekämpfte nicht ohne große Ueberwindung den Aerger, seine dürftigen Umstände verrathen zu sehen, und außerdem noch eine Lektion über Mangel an Urtheil anhören zu müssen. „Du bist sehr dienstfertig," fügte er mit einer gewissen verbindlichen Artigkeit hinzu — „allein Du würdest Deiner Güte die Krone aufsetzen, wenn Du mich für mich selbst sorgen ließest, bis ich Deine Hülfe in Anspruch zu nehmen käme."

„Nun, so sorg' für Dich selbst, Du hochmüthiger Erznarr! — Du kannst lange warten, bis ich Dir wieder meine Dienste anbiete!" Und Etwas zwischen den Zähnen murmelnd, was der Notarius, zum Glück für

sein empfindliches Selbstgefühl, nicht hörte, verließ ihn der Regierungs-Sekretär mit einer Miene, als habe er Hunderttausende zu kommandiren.

Nachdem Rosell unsern Notarius verlassen hatte, blieb dieser ein paar Minuten, die Hand vor den Augen, still stehen. Es schien, als kämpfe er mit sich selbst, ob er dem Regierungs-Sekretär nachgehen, oder es bleiben lassen sollte. Vermuthlich beschloß er das Letztere, denn er trat hastig in ein nahes Haus und eilte die Treppen hinauf in seine Dachkammer, wo wir ihm Gesellschaft leisten wollen.

Fünftes Kapitel.

Nähere Beleuchtung aller der Ursachen, welche endlich den Notarius Wetterquist vermochten so hoch hinauf zu ziehen, wohin Stolz, Schloßkanzleidiener und Postillons d'amour doch den Weg finden.

Der Notarius Wetterquist, mit dessen unterschiedlichem Mißgeschick der Leser schon Bekanntschaft gemacht hat, hatte so zu sagen den Saamen zu all' diesen beklagenswerthen Seelenleiden, welche nicht allein an ihrem Opfer zehren, sondern es gar verzehren, schon mit auf die Welt gebracht. Er litt an Etwas, woran er von jeher und alle Zeit gelitten hatte, an einem unersättlichen Ehrgeiz und an einer unersättlichen Sucht, seinen verkehrten Hochmuth zu befriedigen. Allein er befand sich auch schon früh in der isolirten Lage, welche für ein fühlendes Gemüth und für den angebornen Hochmuth vielleicht das Allerbitterste ist.

Seine Mutter war an einen Edelmann verheirathet gewesen, aber von ihm geschieden worden, und hatte in ihre zweite Ehe einen Sohn ohne Namen mitgebracht. Der kleine Ehrenfried wurde indessen von seinem Stiefvater adoptirt, welcher von der außerordentlichen Schönheit der jungen Mutter geblendet und bestochen, die kleine Mystifikation übersah, welche den Grund der Scheidung

von ihrem vorigen Gatten gewesen war. Da ihre eigene Ehe kinderlos blieb, so trug der ehrliche Rathsherr Wetterquist seine ganze Zärtlichkeit auf den heranwachsenden Jungen über. Die Liebe der Mutter war aber fast eine abgöttische und in ihrer thörichten Blindheit legte sie in seine junge Seele den ersten Keim zu der Unzufriedenheit mit seinem jetzigen Leben und Stand, da sie ihn ohne weiteres, auch als er schon in die Jahre gekommen war, wo er besser verstehen lernte, was sie damit sagen wollte, nie anders als ihr Gräfchen nannte, welches zu etwas Anderem geboren sey, als zum Spießbürger eines Landstädtchens; in dunklen Redensarten spielte sie oft auf seine hohe Verwandtschaft an und nährte so den schon geweckten Ehrgeiz des Jungen.

Als er vierzehn Jahre alt geworden und verständig genug war, um einen Begriff von der bedauerlichen Ursache zu bekommen, welche die Scheidung seiner Mutter veranlaßt und ihn selbst namenlos in die Welt hinausgeworfen hatte, machte ihn sein Stiefvater mit dem ganzen Verlaufe der Dinge bekannt. Aber ungeachtet der Vorsicht und wahrhaft liebenden Schonung, womit dieser ihm die vertrauliche Mittheilung machte, war doch bald eine gewisse Kälte im Gegensatze zu seinem sonst so zärtlichen Benehmen gegen seine Mutter an dem Knaben bemerkbar. Er sagte kein Wort darüber, ließ nie gegen seine Mutter irgend Etwas davon merken, vermied sie aber immer mehr und es dauerte nicht lange, so war alles gegenseitige Vertrauen für alle Zeit verschwunden.

Mit den zunehmenden Jahren nagte das heimliche Bewußtsein immer mehr an seinem ohnedieß nie sehr frischen Leben. Allein er studirte und arbeitete mit verdoppeltem Eifer, denn seine Phantasie zeigte ihm in der Ferne ein Ziel, welches zwar noch keineswegs eine bestimmte Form hatte, allein jedenfalls ein großes war. Er wollte sehen, was er zu leisten im Stande wäre; unermüdlich vorwärts eilend galt es die Probe, ob es ihm

gelingen würde, die rechte Bahn so schnell zu wählen, auf welcher er am sichersten den ersehnten Ruf erwerben konnte. Vorwärts wollte und mußte er — weit voraus vor allen seinen Kameraden, welche ihm die Ehre und den Vortritt streitig zu machen gedachten.

In einer bessern Lage hätte er vielleicht, bei reiferen Jahren, seine durch erwähnte Erziehung geweckten Träume für Kindereien angesehen und über den Riesenschritt gelacht, welchen er in seiner Traumwelt auf dem Weg in die Zukunft that, wo er sich selbst einen Namen schuf und alle möglichen unverwelklichen Lorbeern um seine Schläfe wand. Aber bald sollte eine Kette von Widerwärtigkeiten die krankhafte Reizbarkeit seines Gemüths noch steigern und ihn zugleich in der Ueberzeugung bestärken, daß es seine Bestimmung in der Welt sey mit dem schwärzesten Geschick einen blutigen Kampf zu bestehen, ehe er die Siegerkrone weltlicher Ehre und dauernden Ruhmes zu gewinnen vermöge.

Der erste Schlag, welcher ihn traf, war der fast gleichzeitige Tod seiner beiden Aeltern, den er übrigens mit großer Ruhe ertrug, indem er seinen Vater eigentlich nie recht hatte lieben lernen und ebenso wenig Achtung vor seiner Mutter fühlte, welcher er es heimlich verdachte, zum zweiten Male eine Ehe eingegangen zu haben, die ihn in ein so großes Mißverhältniß brachte. Viel herber traf ihn der mit dem Todesfall in Verbindung stehende Schlag, nämlich ein Concurs, welcher ihm nicht mehr als ein paar hundert Reichsthaler übrig ließ — sein ganzes Erbe.

Um diese Zeit war der junge Wetterquist fünfzehn Jahre alt, und hatte als Gymnasiast zu Skara so eben auf eigene Hand, ohne eine Privatanleitung dazu, den eigentlichen Grund zu der ungeheuern Wissenschaft und Gelehrsamkeit zu legen begonnen, womit er im Laufe der Zeiten in den schwedischen Annalen neben all' den großen Männern zu glänzen hoffte, welche jetzt durch Lektor Luths interessanten und lebhaften Vortrag Tag

und Nacht anschaulich vor des Jünglings weitausgreifender Einbildungskraft standen. Die plötzlich auf ihn einstürmende Armuth, eine Bürde, vor welcher ihn bisher die mütterliche Schwachheit sorgfältig bewahrt hatte, machte seinen bisherigen Gewohnheiten ein höchst unangenehmes Ende. Allein bei dem Gedanken an all' die Einschränkungen, welchen er sich nun zu unterwerfen gezwungen war, litt er bei weitem weniger als bei der Furcht, sein Unglück könnte die Verachtung und den Spott seiner Kameraden erregen, welche er durch beständige Hindeutungen auf seine Ueberlegenheit sammt und sonders zu Feinden gemacht hatte. Diese Furcht war auch nicht ungegründet: es bildeten sich allerlei Parteien gegen ihn, oft mußte er unter der beißenden Spottlust leiden, welche sich stets auf den wirft, dem nicht dieselbe Waffe zu seiner Vertheidigung zu Gebot steht. Allen solchen Ausfällen suchte er kalte Verachtung entgegenzusetzen; er wollte sich zwar überzeugen, als ob er diese wirklich hege, aber sein empfindliches Gemüth fühlte doch jeden Stich tief und schmerzlich, und hätte er so viel physische Kraft gehabt, als er Feuer besaß, wäre er sicherlich ein gewaltiger Raufer geworden — unter bewandten Umständen zog er aber vor, den fünfzehnjährigen Philosophen zu spielen.

Allein er hatte bisher nur erst ein ganz schwaches Vorgefühl von Dem gehabt, was ihn erwartete. Nach ein paar Monaten setzte ihn sein Vormund in Kenntniß, daß er ihn nur noch mit den erforderlichen Büchern und den nothwendigsten Kleidungsstücken ferner zu versehen im Stande sey, deßhalb habe er durch den stets überall hülfreichen Lektor Torin ein paar Bürger, unter welchen namentlich ein paar alte Freunde seines verstorbenen Pflegevaters, zu veranlassen gewußt, seinem Sohn der Reihe nach einen Freitisch zu geben.

„Ich soll mich umhalten lassen," rief der Jüngling

aus, bleich wie der Tod, „umhalten lassen! Nimmermehr, — lieber Hungers sterben!“

„Das steht Dir frei, wenn es Dir besser gefällt,“ erwiederte der Vormund in größter Ruhe. „Solltest Du Dich indessen doch noch entschließen am Leben zu bleiben, so fängst Du Deine Woche nächsten Montag bei dem Rathsmann Bilgers an, am Dienstag ißt Du bei Tischler H..., Mittwoch bei Professor Kulberg, Donnerstag bei dem Herrn Bürgermeister, Freitag bei Hutmacher Colvin, Sonnabend — ja, warte — ja, in der Domprobstei — und Sonntag bei uns.“

Wetterquist stand wie vernichtet.

„Besinn Dich darüber!“ sagte der Vormund. „Du hast noch fünf Tage, ehe es anfängt. Ich habe bereits mit Frau Hungquist gesprochen und ihr gesagt daß sie später keinen Kreuzer für Essen auf Deine Rechnung zu erwarten hat.“

Wetterquist ging nach Hause, mit dem festen Vorsatz, lieber allen Schrecken des Hungers und der Entbehrung zu trotzen, als sich einem solchen Schimpf auszusetzen — umgehalten zu werden. Als der Sonntag kam, dieß war der Tag, an welchem er bei seinem Vormund essen sollte — kaufte er sich eine Portion Essen im Wirthshause und ging den ganzen Tag nicht aus seiner Stube, wo er sich in dem Entschluß bestärkte, dem doppelten Mißgeschick — seinem Vormund und dem Hunger Trotz zu bieten. Am Montage lebte er von einem alten Komödienbuche, welches er so glücklich gewesen war Morgens an einen Schulkameraden zu verkaufen. Als er aber am Dienstag abermals einen Handel eröffnen wollte, erfuhr er zu seinem großen Leidwesen, daß es sich durchaus nicht schicken wollte, entweder weil seine Kameraden den Anlaß benutzten, sich an ihm zu reiben und ihn in der Klemme stecken zu lassen, oder weil sie vielleicht durch den aufmerksamen Vormund gewarnt waren, mit seinem Mündel keinen Handel einzugehen. Für den Dienstag, wo er sich eigentlich bei dem Tischler

H... einfinden sollte, welcher, nebenbei gesagt, Wetterquist für den Tod nicht leiden konnte, blieb ihm kein andrer Ausweg als von trocknem Brode zu leben, welches er sich für die letzten paar Pfennige kaufte, die er in der Tasche hatte. Vergebens besann er sich nun auf weitere Subsistenzmittel, denn wenn er auch ein oder das andere Kleidungsstück entbehren konnte, war er doch dagegen wieder zu stolz sie Jemanden anzubieten, und die Uhr von seinem Vater durfte er nicht versetzen, weil er fürchten mußte, sein Vormund werde dieselben Vorsichtsmaßregeln in dieser Beziehung gebraucht haben, wie bei seinen Kameraden. Am Mittwoch erwachte er mit heftigem Kopfweh, ging aber wie gewöhnlich in das Gymnasium und um zehn Uhr von dort weg und stand lieber den heftigsten Hunger aus, als daß er sich zu Professor Kulberg und dessen wohlwollenden Frauenzimmern begeben und dort in schönster Ruhe sein Frühstück verzehrt hätte. Auf seinem Gesichte war indessen der innere Streit deutlich zu lesen: eine fieberhafte Röthe lag auf seinen sonst bleichen Wangen, und ein scharfes Feuer brannte in seinen dunklen Augen. Der Geist war aber doch stark genug, um den Körper zu überwinden; er hielt seine zwei Stunden aus, — mit einer fast bis zur Verzweiflung gesteigerten Aufmerksamkeit. Als aber die Zeit kam, wo er wieder nach Hause gehen sollte, vermochte er sich kaum auf sein Kämmerchen zu schleppen. Wenn nun in ganz Skara nur ein etwas größeres Wasser gewesen wäre als die Pfützen, in welchen man kaum die Katzen des Städtchens ersäufen kann, so hätte er sich wahrscheinlich — — nein, das wäre niederträchtig, unmännlich, feig gewesen!

Wetterquist litt geistig und körperlich. Aber so viel Kraft über sich haben, um buchstäblich Hungers zu sterben, muß doch eine physische Unmöglichkeit seyn, wenn man weiß, wo man ohne weiteres zu Essen haben kann. Es war fast kein Kampf mehr in der Kunst des ver-

wirrten Jünglings: es war Instinkt, der ihn nach des Professors Haus geleitete.

Und nun waren die Kosttäge angefangen.

Ha, was für eine Zeit trat nun ein, was für eine Zeit der Demüthigung, einer Legion wirklicher und eingebildeter Demüthigungen! Wetterquist kam an mehreren Orten mit einem armen Bauernsohn zusammen, welcher Pfarrer werden sollte und seines Eifers und Fleißes halber mit Kosttagen überhäuft wurde. Seinen Mittagstisch mit diesem gebornen Sohne der Dürftigkeit theilen zu müssen, für Seinesgleichen angesehen zu werden und sogar noch ihn um die Dienstfertigkeit beneiden zu müssen, womit er die Güte seiner Wohlthäter zu vergelten strebte, dieß waren eben so viele Giftpfeile für Wetterquists Hochmuth. Und vollends noch die Zumuthungen, das Kind zu hüten, dieß oder jenes zu thun, diese oder jene kleine Kommission auszurichten, für Nichts und wieder Nichts von einem Ende der Stadt zum andern zu laufen — Alles dieß war mehr als er für möglich hielt, daß ein Mensch aushalten könne.

Deßhalb studirte er Tag und Nacht, um auf die Hochschule zu kommen, wo er denn auch endlich — nach zweijähriger verzweifelter Anstrengung auf dem Gymnasium zu Skara — mit zwanzig Reichsthaler in der Brieftasche, nach Abzug der Reisekosten, anlangte. Während seines Aufenthalts zu Upsala griff ihm sein Vormund, so gut er konnte, unter die Arme; trotz dem spann sich Wetterquists Studienzeit viel weiter hinaus, als er sich eigentlich Rechnung gemacht hatte — nicht daß es ihm an Kraft und Lust zur Arbeit gefehlt hätte, sondern aus Mangel an zureichenden Mitteln. Er mußte Unterricht geben, um seinen Unterhalt zu erschwingen; auf diese Weise verlor er viele Zeit und es gingen fünf Jahre darüber hin bis er endlich nach rühmlich bestandenem Examen als Auskultant bei dem Hofgerichte zugelassen wurde. Nun hatte er doch wenigstens einen Titel, so unbedeutend er auch seyn mochte; — dieß war aber

auch Alles. Sein kleines Erbe war längst verbraucht; und Alles, womit er sein Auftreten zu Stockholm beginnen konnte, waren fünfzig Reichsthaler Banko, welche ihm sein bisheriger Vormund vorgeschossen hatte.

Unsers jungen Notarius erste Sorge war nun, sein Aeußeres etwas in ordentlichen Stand zu setzen. Wenn er in den Spiegel sah, fand er, nicht ganz mit Unrecht, daß er ein hübscher Bursche sey, mit einem interessanten Zug um die tief liegenden Augen. Allein das konnte er sich doch nicht verbergen, daß er abgezehrt, ausgehungert und verstudirt aussah — kurz, daß er sich in keinem Zustande befand, welcher große Aufmerksamkeit zu erregen vermochte. Es war aber so keine leichte Sache, sich für neunundzwanzig Reichsthaler, welche ihm nach Abzug der Einschreibgebühren noch übrig blieben; ein wohlgenährtes Aussehen, Farbe, geschmackvolle Garderobe, geschweige denn andere Kleinigkeiten, als da sind: Wohnung, Holz, Licht, Wäsche u. s. w anzuschaffen. Deßhalb machte er, bezüglich der beiden ersten Punkte, keine besonders großen Fortschritte; aber mit Nro. 3 ging es schon bedeutend besser und dazu verhalf ihm das Glück bald, nämlich durch Kredit bei einem gefälligen Schneider, einem ditto Schuster und einem ditto Hutmacher, welch' Letzterer noch ein alter Bekannter aus der Heimath war.

Somit war nun mit Wetterquists Aeußerem nach einem Monat eine höchst vortheilhafte und erwünschte Veränderung vorgegangen. Allein sein innerer Mensch blieb sich gleich; es verzehrte ihn eine nie ruhende Sehnsucht in der Welt emporzukommen, vornehme Bekanntschaften zu machen und Aufsehen zu erregen, kurz nach Allem, was er ganz leicht erlangen zu können glaubte, sobald er nämlich das Ziel erreicht haben würde, welches ihn bisher unter Demüthigungen und Nachtwachen stets aufrecht erhalten hatte — das große Ziel, seinen Namen in den Akten des Obergerichtes unterschrieben zu sehen. Dieß war nun freilich endlich auch eingetroffen Ein Kanzleidiener brachte ihm einen ahnsehnlichen Akten=

faszikel zum Abschreiben und er hielt sich den ganzen Tag fleißig daran, um am andern Morgen, wo er im Frack und übrigen vollständigen Aufwartungsstaat in das Hofgericht wanderte, einen oder den andern Beweis seiner Emsigkeit mitbringen zu können. Allein dieses Heiligthum der Gerechtigkeit ward in kurzer Zeit ein Fegfeuer für unsern jungen Themispriester. Da sitzt der Herr Hofgerichtsrath L—s, der Herr Vorstand, dessen Sektion unser Notar zugetheilt ist, strotzend vor Hochmuth und Amtsgewalt und blättert in einer Zeitung oder sonst Etwas der Art. Der junge Extraordinarius macht einen tiefen Bückling nach dem andern. „Ich wollte gehorsamst gebeten haben," sagte er mit demüthiger, etwas zitternder Stimmung, „die Abschrift hier zu durchsehen." — „Aha;" — läßt sich der gnädige Wortführer vernehmen, der längst vergessen hat, mit welchen Gefühlen er selbst ehedem vor dem gestrengen Herrn Direktor gestanden hat — „der Herr Notar mag einen Augenblick warten, es soll dann sogleich geschehen." Nun steht der Bedauernswerthe mit seiner Papierrolle unter dem Arme und wartet eine Viertelstunde, zwei Viertelstunden: dann geht er abermals vor und wiederholt dasselbe. Wenn er nun vielleicht gerade heute einen Ueberrock an hat oder sein Rockschoß nicht nach der Kleiderordnung sich in die schwanzartige Frackfarce endigt, so darf er beinahe gewiß seyn, daß es heißt: „Ich habe jetzt keine Zeit, Sie können in einer Stunde wieder kommen," er alsdann vielleicht aufs Neue mit ähnlichen Umständen aufgehalten wird. Und ist es endlich glücklich „durchgesehen" und liegt das Urtheil zur gehörigen Unterschrift auf dem Tische, wie manchen Schritt muß er da vergebens thun — einen, zwei, drei, ja acht Tage — bis es dem gestrengen Herrn ein Mal einfällt, seinen hohen Namen zu unterzeichnen, und kaum ist dieß geschehen, so muß der diensthabende Aufwärter Alles so eilig wieder wegnehmen (in diesem Fall ist die Zeit höchst kostbar), daß die Tinte kaum trocken geworden seyn kann —

Bei jeder solchen Folter litt Wetterquists Stolz schrecklich, was nur ein Gemüth wie das seinige zu bemessen vermag. Mit seiner Arbeit auf der Kanzlei war er indessen ganz zufrieden. „Da geht es“ — sagte er zu Rosell — „gar nicht so übel her: Man lebt da im Allgemeinen auf einem recht kameradschaftlichen Fuß und der Vorstand zeigt schon so viel Menschenkenntniß, daß man sieht, er weiß meine zukünftigen Kollegen von einem Aufwärter zu unterscheiden.“

Allein, verzehrt von Ehrgeiz, Armuth, Menschenscheu und Mißtrauen gegen Alles, außer sich selbst, führte Wetterquist das freudenloseste und einsamste Leben. Er versagte sich oft das Nothwendigste, um auf sein Aeußeres das Gehörige wenden zu können, denn daran fand er noch allein Vergnügen und seine Person war noch das Einzige, was seinem Stolze zuweilen Genugthuung verschaffte.

Durch den oben erwähnten Rockhandel, welcher sich jedes halbe Jahr wiederholte, war er mit Frau Norman bekannt geworden und hatte bei einem seiner Besuche im Hause die schöne Lisa gesehen. Von dieser Zeit an war die Trödlerin sein Faktotum, und Beide standen stets im besten heimlichen Vernehmen zu einander, denn wenn es Niemand sehen oder erfahren konnte, so hinderte den Notarius Nichts, ihr die ausgesuchtesten Artigkeiten zu erweisen. Inzwischen machte Lisa den ersten lebhaften Eindruck auf sein Herz und ohne zu bedenken, wohin oder wie weit dieß führen könne, überließ er sich dieser ersten Regung. Die Seligkeit, ein Mal etwas Anderes, als Bitterkeit und Verdruß zu empfinden, war für ihn zu groß, als daß der Rath des Verstandes hierbei mit in Berechnung kommen konnte.

Was Lucie betraf, die verzogene, vergötterte Tochter einer vermöglichen Trödlerin — sie fand die Huldigung des Notars ganz natürlich und es kam bei ihr nichts Anderes in Frage, als ob sie ihn unter die Zahl ihrer Freier aufnehmen wolle oder nicht. Indessen wendete

sie alle kleinen Künste der Gefallsucht bei ihm an und war der Ansicht, daß man die ernsthafte Seite der Sache einstweilen unberücksichtigt lasse und sich vor der Hand auf das rein romantische Verhältniß Liebender beschränke. Eine förmliche Freierei mit Gratulationen, Verlobungsring und verlorner Freiheit schien Lisa immer noch früh genug zu kommen. Die Unruhe des Liebhabers, seine Eifersucht, seine entzückenden Liebesbetheuerungen und die Schwüre ewiger Treue kamen ihr viel herrlicher vor; auch sparte sie keine Mühe, sein Feuer beständig zu erhalten. Eifersucht liebte sie hauptsächlich, denn diese war ja offenbar der beste Beweis der Liebe!

Es war Lisa nie eingefallen, ihrer Mutter Etwas davon zu sagen, wie weit ihre Liebe zum Notar gehe, oder ob und wann sie ihm ihr Jawort zu geben im Sinn habe; denn an dieser werktäglichen Seite der Sache fand sie nicht den geringsten Geschmack. Meistens pflegte sie auch mit ihrem Geliebten — wenn sie ihm nämlich das Glück eines Stelldicheins gewährte — an einem der am wenigsten besuchten Plätze zusammenzutreffen, deßhalb entging es auch sowohl der Frau Norman als der Hofmeisterin, daß ein völliger Liebeshandel zwischen den jungen Leuten im Gange war.

Ungefähr ein Jahr war dieß so fortgegangen, als der Notarius auf ein Mal zu sich kam und das alte Leben wieder anfing. — dazu gaben häufige gerichtliche Klagen gegen ihn Veranlassung. Er hatte bisher auf Kredit gelebt; da er aber weder an die Zinsen noch an das Kapital dachte, so versiegten die Quellen endlich und, nun wieder in sein altes Elend zurücksinkend, war er nahe daran, seine Narrheit zu verfluchen — denn als etwas Anderes konnte er seine Neigung für die Trödlerstochter nicht ansehen — die ihn vermocht hatte, so den gewöhnlichen Schlendrian fort zu leben, bis ihm die Schulden über den Kopf gewachsen waren.

Als dem Notarius nun die Augen aufgingen und er den offenen Abgrund vor sich sah, fand er, daß die leicht

zu zählenden Küsse, welche ihm Lucie während eines ganzen Jahres vergönnt hatte, mochte man sie auch noch so hoch anschlagen, doch allzutheuer erkauft waren. Er schwur die Liebe, als abgesagte Feindin der Armuth, feierlich ab; war er ein ganzes Jahr gegen den nagenden Wurm in seinem Innern gepanzert gewesen, so begann dieser nun um so schlimmer zu wüthen. Er wußte sich nicht zu rathen und zu helfen, so daß ihm Nichts weiter übrig blieb, als die Aussicht, in den Schuldthurm zu wandern., Für ein Gemüth wie Wetterquist mußte der bloße Gedanke an diesen Ort das beste Gegengift für die Liebe seyn.

In dieser Klemme befand er sich für den Augenblick; er hatte sich etwas von Lucie zurückgezogen, auch sein hübsch möblirtes Zimmer in der kleinen Neustraße aufgegeben, seine goldene Uhr für das letzte Quartal verpfändet und Alles, was er nur irgend entbehren konnte, im Stiche gelassen. Gleichwohl hatte er noch bedeutende Schulden, wohin er ging hatte er ein paar Schloßkanzleidiener auf den Hacken und wußte nicht ein Mal, wie er sein Mittagessen bezahlen sollte. In dieser schrecklichen Lage, in welcher er nicht wußte, wo aus und wo ein, hatte er eines Morgens seinen einzigen Reichthum, sein Bild, das erste große Stück, an dem er so lange arbeitete, zu Frau Norman getragen. Er hatte sich schon so sehr gefreut, es in der Kunstausstellung zu sehen, wo es gewiß großes Aufsehen machen mußte — und nun sollte es in Brod verwandelt werden, denn jetzt war wieder der Hunger, wie in seiner Schülerzeit, sein grimmigster Feind.

Der Gedanke an den Regierungs-Sekretär, welcher ihm so oft seinen Rath aufgedrungen hatte, den er aber stets verschmähte, stand lebhaft vor ihm, während er auf dem kleinen Rohrcanapé seines Dachkämmerchens sich umherwarf und den Kopf über die widerwärtigen Händel zerbrach. Er fühlte freilich, wie immer, so auch jetzt, einen Widerwillen gegen den lebensfrohen Regierungs-

Sekretär, welcher, ungeachtet seine Aktien um kein Haar besser standen, als Wetterquists, dennoch lebte und zu leben wußte, als ob er die besten Einkünfte von der Welt hätte. Vielleicht mischte sich auch Neid in diesen Widerwillen. Davon konnte aber jetzt keine Rede seyn, wo Alles darauf ankam, irgend einen trätabeln Menschen aufzufinden, der sich zu einem Anlehen verstünde, womit alle seine Schulden, an welche er stündlich gemahnt wurde, auf ein Mal bezahlt werden könnten; und dann handelte es sich auch um einen vernünftigen Rath, was er nun eigentlich beginnen und welche von seinen Ressourcen er in Anspruch nehmen solle, um aus eigenen Mitteln Etwas für seine Leibesnahrung und Nothdurft zu thun. Konnte ihm Rosell dieß wohl sagen? konnte er ihm Schirm und Rath, konnte er ihm Freund und Helfer seyn? Und konnte Wetterquist selbst ihn darum angehen? Aber — er hatte ja sonst keinen Freund, keinen Verwandten, keine Seele auf der ganzen weiten Erde, welche den geringsten Antheil an ihm zu nehmen schien!

In tiefster Niedergeschlagenheit, schwer gedemüthigt und noch innerlich kochend vor Aerger und Schaam über die so eben in der Trödelbude erfahrene Beschimpfung, gingen ihm eine Menge der verschiedenartigsten Gedanken durch den Kopf. Er konnte zu keinem Entschluß kommen; denn sein Stolz, sein unseliger aufrührerischer Stolz erstickte jeden hellen Funken von Vernunft. Halb träumend versank sein Körper in einen Zustand von Betäubung. Während derselben kam ihm zum ersten Male die Erinnerung an das junge Mädchen, welche er, hinter den Kleiderbündeln hervor, verstohlen erblickt hatte — die Käuferin seines Bildes. Bei dem Gedanken an ihr Zartgefühl zog für einen Moment süßer Friede durch seine Brust — aber es war nur ein schwacher Schimmer davon, welcher schnell wieder verschwand — dann war es wieder schwarz und düster.

Da klopfte es an der Thüre. Er sprang auf. Es klopfte abermals. Sein Ohr war so sehr an die ver-

schiedenen Nüancirungen des Klopfens gewöhnt, daß er einen Manichäer im Augenblick erkannte; deßhalb öffnete er; ein kleines Mädchen reichte ihm ein Billet und bat um Antwort.

Wetterquist erkannte die Hand seiner „weiland" Geliebten, erbrach den Brief und las:

„Mein theurer Geliebter!

Es war ein wenig unvorsüchtig von Dir, gestern Nachmidag von Winters Fenster aus mich und Mama nicht zu grisen, aber ich bin überzeicht, daß Du Dich nur deßhalb so gleichgülltig gezeigt hast, damit die Mama nichts mörken soll. Aber, lieber süßer Wetterquist, ich bin nun der Meinung, daß wir Unrecht haben, unsre Liebe länger zu verpörgen, und wenn es gestern nur halb angegangen wäre, so hätte ich Dich herbei gewunken und dann gesagt: ‚Mama, hier ist mein Breitigam, der uns gerne Gesellschaft leisten möchte.' Wir haben unsre Verpindung lange genug geheim gehalten. Ja mein theurer Freind — ich wahr nahe daran dies zu thun, allein ich habe geforchten die große Freide konnte Dir Schaden bringen. Nun habe ich aber beschlossen, daß Deine Bropzeit aus seyn soll, Du treier Rider; komm heite Abend um sechs Uhr in den Hopfengarten, da will ich Dir die mindtliche Bekreftigung Deiner Seligkeit geben, Addje mein deierster Geliebter — ich hoffe, Du wirst Deinen Weibchen bald die kleinen munteren Streuche verzeihen, welche Dir gespillt hat Deine zärtliche Freindin

Lucie.

N. S. Du brauchst wegen unser künftigen Wohnung nicht in Sorche zu seyn, was ich vermuthe. Mama hat einen so großen Vorrath von Möpels, daß es uns nicht daran fehlen wird, auch komme ich nicht so arm, wie Du wohl weißt. Der Unkel war, wie Du gesehen hast, gestern auch mit und ich weiß gewiß, wenn ich mir recht Mühe gebe, ihm schen zu thun, und ihm zu Gefallen zu leben, so setzt er mich zur Erpin ein — näm-

lich wenn ich ihm Bällmans Lider singe und etwas liebenswürdiger, nicht so schniebisch bin, wie der Alte sagt.

Deine Dich ewig liebende
Lucie."

„Das fehlte noch!" platzte der Notarius heraus und warf einen verzweifelten Blick durch das Fenster seines Dachkämmerchens an den kleinen Streifen Himmel, welcher heute all das düstere Elend hatte über ihn kommen lassen. „Ist sie toll?" war sein nächster Gedanke. „Bildet sie sich ein, ich werde mir den Weg für alle Zukunft versperren — ich sollte mich so heruntergeben und sie heirathen! Das ist zu viel!"

„Ich habe Eile," sagte das kleine Mädchen, „seyen Sie doch so gut und geben mir die Antwort für die Mamsell!"

Mechanisch ging der Notarius zum Schreibtische und schrieb ebenso mechanisch die Worte: „Ich werde kommen;" faltete den Zettel zusammen, siegelte und ließ das Mädchen hinaus; dann verriegelte er die Thüre mit dem Vorsatze, unter keinen Umständen heute mehr zu Hause zu seyn, möchte auch klopfen wer da wolle.

Sechstes Kapitel.

Der Kammerer Laßman merkt, daß Spione auf den Beinen sind und macht ein saures Gesicht; dieses klärt sich aber bald auf und die einzige Tochter eines steinreichen Grubenbesitzers bringt ihn wieder völlig zur Ruhe.

Der Kammerer war eben von seinem bescheidenen Mittagsmahle nach Hause gekommen und im Begriffe, den Schirm wegzuschieben und in sein Schlafzimmer zu treten, als ein hastiger leichter Schlag an die Thüre die Anwesenheit eines genauern Bekannten ankündigte.

„Zum Teufel, so lauft! kann man denn gar keine Ruhe haben, nicht einmal so lange man schläft!" brummte

der ärgerliche Hausherr, indem er den Schlafrock wieder aus und einen blauen Frack anzog, welcher eigens für solche Extrafälle an einem Nagel hinter dem Schirm hing.

Da klopfte es zum dritten Male, ehe alle nöthigen Vorbereitungen zum Einlaß des Eindringlings getroffen waren.

„Geh' zum Henker!" ließ sich der Kammerer nun in deutlicherer Sprache vernehmen und stieß eine Menge herumliegender Kleidungsstücke mit dem Fuße hinter den bergenden Schirm. Dann ging er, um dem unwillkommenen Gaste die Thüre zu öffnen, der kein Anderer war, als der Regierungs-Sekretär Rosell.

„Hoffentlich komme ich nicht ungelegen, mein bester Herr Kammerer Laßmann!" sagte der höfliche junge Mann und schüttelte dem Kammerer mit großer Herzlichkeit die Hand. „Wenn dies der Fall wäre, so bitte ich aufrichtig zu seyn! Wer so junge Beine hat wie ich, kann wieder kommen, wenn ich Sie vielleicht im Geringsten hindere . . . ." Rosell dehnte seine Worte ein wenig, um dem Wirth Gelegenheit zu geben, ihm in die Rede zu fallen.

„Ach, hindern möchte ich gerade nicht sagen, ich wollte nur eben mein Mittagsschläfchen machen — aber haben Sie die Güte Platz zu nehmen! Was beliebt Ihnen eigentlich?"

„Eigentlich sollte mir durchaus nichts belieben," erwiederte Rosell mit einer artigen Verbeugung, „als nur ein Bischen zu schauen, wie Sie sich befinden, verehrter Freund. Aber heute muß ich doch leider bekennen, daß ich in der That ein kleines Anliegen habe."

„Hab' ich mir's doch gedacht!"

„Es handelt sich nämlich darum," nahm Rosell wieder das Wort, ohne daß er im Geringsten das verlegene Wesen zeigte, oder den Drang, seinen Hut zusammen zu drücken, wie man oft bei denen zu bemerken Gelegenheit hat, welche Geld leihen wollen. „Es handelt sich nämlich darum, daß ich Morgen einen verfallenen Wechsel

von hundert Thalern Banko zu bezahlen habe und da sollen Sie mir den großen Dienst erweisen und mir das Geld dazu auf ein paar Monate, oder lieber ein halbes oder ganzes Jahr vorstrecken."

„Hm," versetzte der Kammerer mit ziemlich ausdrucksvollem Lächeln, „es sind ja noch nicht volle vierzehn Tage, daß Sie mir gerade so viel heimbezahlt haben, und nun kommen Sie schon wieder . . . ."

„Ich muß freilich gestehen, daß es ein wenig früh ist, aber Noth kennt . . . . Sie wissen wie das Sprichwort sagt. Und da ich mich in all' meinen Angelegenheiten an die größte Pünktlichkeit gewöhnt habe, so muß ich das Geld heute noch schaffen."

„Ja, ja, man kann durchaus nicht anders sagen, als daß Sie sehr ordentlich einzuhalten pflegen, aber diesmal bin ich selbst außer Stand Rath zu schaffen, denn ich habe erst gestern ein bedeutendes Geschäft gemacht, welches alle meine baaren Mittel in Anspruch genommen hat."

Die Sache verhielt sich indessen so: der Regierungs-Sekretär mußte unbedingt das kürzlich erst heimbezahlte Geld wieder haben, denn er hatte, um seinen Kredit bei dem Kammerer zu erhalten und zu befestigen, das Geld von einem guten Freund geliehen, der am andern Tage eine Reise anzutreten gedachte, und den Rosell um keinen Preis in Verlegenheit bringen durfte. Außerdem war Rosell der Meinung, der Kammerer könne schon hinlänglich zufrieden seyn, wenn er sein Geld nur vierzehn Tage im Hause gehabt habe.

„Mein bester Herr Kammerer, Gott verdamm' mich, wenn ich weiß, was ich anfangen soll, wenn Sie mich diesmal im Stiche lassen!"

„Hm!"

„Ich habe gehofft, die Pünktlichkeit, welche ich bisher zu zeigen bemüht war, würde mich bei Ihnen empfohlen haben; wenn Sie außerdem die Güte haben

wollen, einen Blick auf dieses Papier zu werfen, so werden Sie einen höchst zuverlässigen Bürgen finden."

„Hm, ja, aber!"

„Ich könnte mich wohl einem Juden in die Arme werfen, allein ich habe einen eingefleischten Widerwillen gegen die Söhne Abrahams."

„Ja, ja, sie sind auch, meiner Seele, keinen Schuß Pulver werth!"

„Mit einem Worte, Herr Kammerer, ich befinde mich in einer höchst mißlichen Lage. Wenn ich das Geld nicht schaffen kann, so bringe ich meinen Freund in Verlegenheit, der in mich so viel Vertrauen setzte, daß er mir seine Reisebaarschaft geliehen hat — und ehe ich das thue, will ich lieber das Geld stehlen. Aber ich sehe wohl," fuhr er in dem überredendsten Tone fort, „daß ein so verzweifelter Schritt nicht nothwendig seyn wird. Sie lassen sich schon bewegen, denn Sie haben ein zu gutes Herz, als daß Sie einen ordentlichen jungen Mann in der Patsche sitzen ließen, wo Sie durch ein einziges Umdrehen des Schlüssels ihm heraushelfen können."

„Sie wissen Ihre Worte gut zu setzen, Herr Sekretär, die Kunst verstehen Sie aus dem Fundament," meinte der Kammerer mit einem Tone, in dem gleichwohl ein kleiner Vorwurf lag, machte verschiedene Schwenkungen im Zimmer umher, wobei übrigens doch der blaue Frackzipfel in einige Berührung mit dem Pult kam. „Außerdem," dabei nahm der Kammerer einen gewissen feierlichen und würdevollen Ernst an, „habe ich mein Geld immer kaum vierzehn, in der Regel kaum acht Tage im Hause, so kommen Sie schon wieder und wollen abermals leihen. Ich glaube am Ende gar . . ."

Weiter kam der Kammerer nicht; denn nun war es an Rosell, sich in die Brust zu werfen und eine Miene beleidigter Würde anzunehmen. „Ich sollte glauben," versetzte er, „daß es einem Gläubiger genug seyn müßte, wenn er sein vorgestrecktes Geld auf den Tag heim-

bezahlt erhält; ob er dann dasselbe abermals ausleihen will, hängt natürlich von ihm, und nach meiner Ansicht, von dem Rufe der Pünktlichkeit und Ordnung ab, dessen sich der Schuldner zu erfreuen hat."

Es lag etwas männlich Bestimmtes und zugleich Ueberzeugendes in dieser kurzen Erklärung, welche Rosell in einem Tone vorbrachte, dessen er sich so selten zu bedienen pflegte, daß er in der That die beabsichtigte Wirkung auf den Kammerer nicht verfehlte, und dieser nach einer genauen Besichtigung des erwähnten Bürgscheins, den kleinen perlfarbigen mit Tintenflecken marmorirten Pult aufschloß.

Als einmal die Sache auf diesen Punkt gekommen war, athmete unser Regierungs-Sekretär um vieles leichter, der Kammerer schöpfte aber noch bedeutend tiefer Athem, als er die benannte Summe durch den Daumen laufen ließ und sie Rosell hinreichte, in dessen Brieftasche sie auch alsogleich verschwand. Soweit den Kammerer sein geübter scharfer Blick nicht täuschte, war es nur ein einziger armer Achtzehnschillingschein, welcher sich des ehrenden Besuchs der gelben und grünen Notabilitäten zu erfreuen hatte.

Nachdem der Schuldschein gehörig geschrieben und unter Schloß und Riegel war, hielt der Alte die Sache für abgemacht, und wollte schon dem Regierungs-Sekretär guten Tag wünschen, als dieser zu seinem großen Erstaunen, um nicht Aerger zu sagen, ganz ungenirt und vertraulich Platz auf dem Sopha nahm, mit der Versicherung, bei so schwülem Wetter sey ein so kühles Gemach, wie das nette Besuchzimmer des Herrn Kammerers in der That eine Wollust.

„Ich dachte, Sie hätten noch nicht zu Mittag gespeist, Herr Sekretär," bemerkte der Kammerer in nichts weniger als einladendem Tone.

„Wenn es so heiß ist, hat man keinen großen Hunger. Außerdem habe ich auch in der „blauen Thüre" tüchtig gefrühstückt, und wenn es Sie nicht genirt, so

nehme ich mir die Freiheit und bleibe ein Weilchen da und plaudere mit Ihnen."

„Das ist zwar sehr artig und außerordentlich charmant von Ihnen" meinte der Kammerer, aber unglücklicherweise ist jetzt meine Zeit, wo ich mein Mittagschläfchen halte, und einem alten Mann, wie mir, thut es wehe, wenn er aus seiner Gewohnheit kommt."

„Mein allerliebster, bester Herr Kammerer, nichts auf der Welt ist billiger, als daß man in seinen eigenen vier Pfählen seine Bequemlichkeit genießen darf. Ich habe durchaus keine Eile, und wenn Sie erlauben, so mache ich gleichfalls unterdessen ein kleines Schläfchen auf Ihrem Sopha."

„Was doch die jungen Leute der jetzigen Zeit für unverschämte Gecken sind! brummte der Alte in den Bart, mußte sich aber in Gottes Namen darein ergeben, denn der Regierungs-Sekretär hatte schon seine Beine auf dem Sopha ausgestreckt, „um" wie er sagte, „seinem Wirth das Beispiel zu geben, daß man keine unnöthigen Umstände machen müsse."

Als der Kammerer sah, daß sich hier nun einmal nichts machen lasse, fügte er sich, wohl oder übel, in sein Schicksal, schlich nach dem Schirm, hängte den blauen Frack an seinen gewöhnlichen Nagel, und trat dann in das Allerheiligste, nachdem er sich vorher vergewissert hatte, daß der Schlüssel zum Triangel in seiner Westentasche stack. Bald darauf verkündete sein starker und gleichförmiger Athemzug, daß er auf seinem harten Junggesellenbette eingeschlafen war.

Während der alte Laßman sich des vollen Genusses einer angenehmen Ruhe erfreute, lag unser Regierungs-Sekretär und schlug nach den Schnacken und Fliegen, welch' letztere in großen Schwärmen aus den ansehnlichen Rissen des Schrankes unter dem Büchergestelle hervorkamen.

„Verdammtes Geschmeiß!" brummte Rosell, warf

sich von einer Seite auf die andere, und schlug unaufhörlich mit dem Taschentuche um sich. „Ein Ameisennest kann nicht mehr Inwohner haben," dachte er, „als das infame Loch hier Fliegen beherbergt. Ich bin begierig, wie lange der alte Knasterbart schlafen mag; doch gleichviel, wenn er nur mit einem guten Humor aufwacht, so habe ich meine Pein nicht zu theuer erkauft — st! spricht er nicht im Schlaf?" Rosell lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit und schnappte einige abgerissene Worte auf.

„Dreißig Jahre Einsamkeit ..... Bedürfniß meines Herzens ...." hier machte ein lang ausgehaltenes Schnarchen eine Pause; aber unmittelbar darauf ließ sich seine Stimme weiter vernehmen: „ist mein fester Entschluß ..... mein fester und unabänderlicher Entschluß ... den Rest meiner Tage ...." hier machte ein Husten das Weitere unhörbar, und der Regierungs-Sekretär vernahm nichts mehr.

Die unzusammenhängenden Sätze standen übrigens in den Träumen des alten Laßman in ganz klarem Zusammenhange mit einigen anderen, welche das Konzept zu dem für das Tagblatt bestimmten Heirathsantrag enthielt. Da aber Rosell weit entfernt war, auch nur zu ahnen, daß der Kammerer mit derartigen grausamen Verschwörungs-Gedanken umging, so legte er den gehörten Worten einen ganz andern Sinn unter: er glaubte nämlich, der Kammerer habe im Sinne sein Testament zu machen, und das Vernommene seyen einige Brocken daraus; diese frommen, erbaulichen Gedanken betrachtete der Regierungs-Sekretär als etwas ganz Günstiges für sein interessantes Projektchen.

Mit dem ersten Glockenschlage vier, schlug der Kammerer die Augen auf, denn seit mehr als zwanzig Jahren erwachte er pünktlich um diese Stunde. Gleich darauf sah Rosell mit heimlichem Vergnügen ein Stückchen von der Nachtmütze, und ein Stück von seinem Arm hinter dem Schirm hervorkommen, und nach dem blauen

Frack greifen, welcher alsbald verschwand, worauf der Kammerer ohne Verzug in vollständiger Toilette und ganz freundlichem Aussehen zum Vorschein kam.

„Wahrhaftig," rief der Regierungs-Sekretär ihm entgegen und nahm dabei die allerbehaglichste Miene von der W lt an, „in meinem ganzen Leben habe ich noch nicht so gut geschlafen; auf dem Sopha liegt sich's aber auch in der That göttlich — „höllisch" sagte er in Gedanken.

„Freut mich zu hören, daß Sie ein Freund von Möbeln aus der guten alten Zeit sind! Den Sopha habe ich in der Auktion gekauft" — nach seinem Mittagschläfchen war der Alte immer gesprächig — „bei Doktor B.... der am Münzplatze wohnte. War ein ordentlicher Mann, der Doktor B...! Ich erinnere mich noch, daß er einmal eine sehr glückliche Operation an einer alten Frau gemacht hat, welche sich das Genick verrenkt hatte.

„Ach ja, Sie haben es mir schon einmal erzählt, ein ganz interessanter Fall!" unterbrach ihn der Regierungs-Sekretär, welcher nie ein Wort von der Geschichte gehört, aber zu viel Mitleid mit sich selbst hatte, als daß er nicht der Erzählung zu entgehen wünschte.

Rosell wußte nämlich recht gut, daß der Kammerer, wenn er einmal mit einer Sache im Zug war, welche nicht gerade Geschäfte betraf, sich gerne in ein Labyrinth von Nebenumständen verwickelte, welche für den, der das Unglück hatte, sie mit anhören zu müssen, etwas ganz Unausstehliches waren.

„Ja, ist es nicht eine verflucht hübsche Geschichte? Aber es gibt noch eine andere, welche auch gar nicht übel ist. Es war um die Zeit, wo B... noch das Lazareth besuchte — da hatte er einmal einen Gardisten mit einem Schaden am Beine in der Kur. Aber da wir gerade vom Bein reden, fällt mir eine schaudervolle Geschichte ein, von dem Speisewirth Nyberg, der....."

„Ach ja, das war ein furchtbarer, schauriger Vor-

fall! Ich habe am Sonntag bei Winter davon gehört; aber à propos, eben fällt mir ein, daß ich Sie bei jener Gelegenheit mit vier Frauenzimmern gesehen habe, Sie schienen eine Lustfahrt machen zu wollen. Die alten Junggesellen haben doch ihren Vortheil!"

„O, der Vortheil war nicht sehr groß. Lise Norman ausgenommen, waren es lauter alte Weiber — meine Basen, Gott tröste sie!"

„Ich habe die Ehre, Frau Norman zu kennen, eine gescheidte und angenehme Frau."

„Hm, was das Angenehme betrifft, so geht das so mit, — gescheidt — na, das wüßte ich so eigentlich auch nicht recht; durch die Art, wie sie ihre Tochter erzieht, scheint sie mir wenigstens nicht viel von der Waare an den Tag zu legen."

„Bester Herr Kammerer, in diesem Punkt darf man es mit den Frauen nicht zu genau nehmen! Mutterliebe geht oft in Schwachheit über. Aber Mamsell Norman kommt mir vor, als wäre sie ein ganz einnehmendes Frauenzimmer, sehr einnehmend."

„Ach ja, wenn sie nur nicht so voll Launen steckte — sonst wäre sie im Ganzen ein recht liebes Mädchen, hat hübsche Manieren, aber sie ist verzogen, daß Gott erbarm!"

„Gibt sich mit der Zeit!" tröstete Rosell lächelnd.

„Ja, aber nur wenn sie einen Mann bekommt, der ihr den Daumen auf das Auge hält. Denn das braucht sie, mein' Seel'!"

„Liebe und Vertrauen halte ich für sichrere Führer; ich meine ihr künftiger Gatte müßte in höchstem Grade beneidenswerth seyn," setzte Rosell in einem Tone hinzu, in welchem Spaß und Ernst so gleichmäßig vertheilt waren, daß man ihn auf beide Seiten auslegen konnte, und der dem Kammerer einen kleinen Wink gab, daß er möglicherweise das Vergnügen habe, einen Spekulanten vor sich zu sehen.

„Sie braucht einen Mann, der gehörige Batzen

hat" erwiederte der alte Laßman, und in seiner Stimme ließ sich abnehmen, daß er wohl den Köder merke, ohne daß er übrigens Lust bezeigte, anzubeißen.

„Wenn sie ihren Gatten liebt," Rosell fand hier für gut eine gewisse Empfindsamkeit im Ausdruck anzunehmen, „so wird sie sicher gerne jedes Loos mit ihm theilen, das er ihr zu bieten vermag."

„Hm, hm, daran zweifle ich sehr!"

„Außerdem weiß man ja, daß Mamsell Norman der Liebling ihres hochachtbaren Oheims ist, und daß dieser mit gewissen Gedanken umgeht, welche ....."

„Welche, so wahr ich das Leben habe, ganz das Gegentheil von dem sind, was sich der Herr Sekretär einbildet!" fiel ihm der Kammerer mit kirschrothem Gesichte in die Rede.

„Ich — ich bilde mir nicht das Geringste ein!" versetzte Rosell mit großer Kaltblütigkeit. „Wir reden ja nur ganz im Allgemeinen."

„Ach, so, im Allgemeinen — ich verstehe mich auf solche Finessen. Aber um Ihnen ein für alle Mal klaren Wein einzuschenken, werde ich nie Geld dazu hergeben, das Mädchen unter die Haube zu bringen. Will sie Einer — in Gottes Namen! — ich habe nichts dagegen; allein ich gedenke selbst noch so alt zu werden, daß ich Allen, welche auf meinen Tod warten, die Zeit lang genug zu machen hoffe."

„Wenn es nach meinem Wunsche geht, so sollen Sie noch ein halbes Jahrhundert leben! Ich versichere Sie hoch und theuer, daß ich gar nicht begreife, was Sie eigentlich gegen mich aufgebracht hat. Aber so viel weiß ich, wenn Sie irgend glauben, ich habe mit einigem Hinterhalt in Bezug auf mich gesprochen, sind Sie in gewaltigem Irrthum. Ich war schon vor zwei Jahren mit einem Mädchen in Ostgothland verlobt .... welche mich seit einem halben Jahr aufgegeben hat" — hätte er hinzu setzen sollen, vergaß aber ohne Zweifel den kleinen Umstand.

„Verlobt — hm, so, wirklich?“ Der Kammerer war in der That überrascht ob seines Mißverständnisses. „Sollte man glauben, daß junge Leute so gut ihren Vortheil kennen? Ein reiches Mädchen wahrscheinlich?“

„Die einzige Tochter eines reichen Grubenbesitzers! Nach der Verlobung ließ mich mein Schwiegervater selbst merken, daß ich eine Tonne Goldes als Mitgift zu erwarten habe.“

„Schön, sehr schön! Ich begreife nur nicht, warum Sie noch nicht bereits verheirathet sind, Herr Sekretär.“

Rosell zuckte die Achseln. „Meine Braut ist, soweit ich mich erinnere, gerade keine absonderliche Schönheit — und außerdem — wünschte ich doch vorher auch eine Anstellung zu haben.“

„Das ist sehr vernünftig von Ihnen, so sollten alle junge Leute denken. Es taugt wahrhaftig Nichts, wenn der Mann Alles aus den Händen der Frau bekommt.... Aber es thut mir leid, daß ich Ihnen keine Tasse Kaffee nach dem Mittagsschläfchen anbieten kann! Ein armer alter Junggeselle wie ich hat nicht über viele Bequemlichkeiten zu gebieten.“

„Wenn Sie mir das Vergnügen machen wollen, mit mir eine Tasse Kaffee zu trinken, so möchte ich den Vorschlag machen nach dem Thiergarten zu gehen. Das Mittagessen habe ich doch einmal verschlafen.“

„Ergebenster Diener, wenn Sie so befehlen, warum nicht?“ Nachdem der Kammerer hinter dem Vorhange im Triangel seinen Spazierrock, einen bouteillengrünen Sürtout — wir waren noch Kind, als wir zuerst seine Bekanntschaft machten, erst drei Jahre alt — hervorgeholt und sich damit festlich bekleidet hatte, traten Beide, wie es scheinen wollte, gegenseitig sehr zufrieden, ihren Weg an.

Als die Herren spät am Abende heimkamen, stand der „durchtriebene“ Rosell so sehr in der Gunst des Alten, daß wenn auch gleich die Hauptsache nicht durchgegangen war, doch eine nicht unangenehme Nebensache geglückt

sein mußte, wenigstens ließ das vergnügte Aussehen des Regierungs-Sekretärs darauf schließen, als er am andern Morgen aus dem Hause des Kammerers kam und unaufhörlich mit der Hand in der Brusttasche spielte.

Für Rosells Gefühle, wenn wir doch davon reden wollen, hatte eine mißlungene Heirathsspekulation nicht sehr viel zu bedeuten, wenn er nur auf irgend eine Weise Gewinn daraus zu ziehen wußte. Jedenfalls war seine Neigung für Lisa Norman gerade nicht von der ernsthaftesten Art, sein Verstand blieb stets Herr über sein Herz und ohne großen Kampf kam er zu dem Entschluß, sich deßhalb nicht todt zu schießen, weil sein Plan, sie zu seiner glücklichen Gattin zu machen, an des Kammerers selbstsüchtigem und gewiß sehr tadelswerthem Eigensinne, sie nicht zur Erbin einzusetzen, gescheitert war.

„Man muß sich in Alles zu schicken wissen und mitnehmen was man kann;“ sagte Rosell in seiner egoistischen Weise, als er vom Kammerer ging, um ein paar lustige Kameraden aufzusuchen, welche ihm mit größter Bereitwilligkeit behülflich waren, bei einem flotten Mittagessen den flüchtigen Inhalt der Brusttasche um ein Erkleckliches leichter zu machen.

Siebentes Kapitel.

Lisa Norman weiß nicht ob sie träumt oder wacht. Als sie dennoch das Letztere findet, gelobt sie sich hoch und theuer, nie mehr an ein gewisses Unthier zu denken.

Vor etlichen Jahren als der Hopfengarten sich noch nicht in dem fast verlassenen Zustande befand, in welchem er jetzt ist, als man sich noch erinnerte, wie Ihro Majestät die Königin mit Ihrer hohen Gegenwart dem alten Spazierplatze neues Leben zu geben geruhte, als die Rotunde sich einer bessern Restauration und der kleinen Zimmer mit den geheimen Gesellschaften rühmen konnte, wo

die Herren mit Doppellorgnetten noch die durch die Alleen schwebenden Nymphen beäugelten, und die buntesten Gruppen sich überall auf dem Rasen bewegten, kurz, zu der Zeit, da der Hopfengarten noch nicht gänzlich von der Welt Abschied genommen hatte, oder besser die Welt von ihm, zeigte sich an einem herrlichen Juliabende Lisa Normans anmuthige Gestalt unter den dichtbelaubten Bäumen der Allee, welche geraden Wegs auf die Rotunde los führt.

Alles, was zu einer vollständigen Toilette gehört, hatte Lisa in Contribution gesetzt, um ihren Liebhaber außer sich zu setzen. Lisa besaß in der That Geschmack. Sie war durchaus nicht überladen angezogen und wenn sie auch einen oder den andern unächten Schmuck trug, so hatte sie doch keineswegs ein prunkendes Aussehen, sondern sah im Gegentheile ganz nobel aus. Heute Abend war sie hübscher als je, ihre Wangen glühten im Purpur der Sehnsucht und Unruhe, und ihre sonst so schelmischen Augen hatten einen Ausdruck, welcher in Folge der schwärmerischen Bedeutung des Augenblicks fast lieblich genannt zu werden verdiente — wehmüthig wäre zu viel gesagt. Ihr Herz, — denn wir müssen doch annehmen, daß Lisa ein Herz hatte — hüpfte mit unruhigem Schlage dem Geliebten entgegen und wenn ihr halb verstohlener Blick, während sie in der Allee auf und nieder ging, hie und da auf die Rotunde fiel, um zu erforschen, ob die Herren auf den grünen Bänken auch nach ihr sähen, so that sie dieß, wie wir glauben, eher aus Gewohnheit, als aus dem absichtlichen Wunsche, in dem Augenblick einem Andern zu gefallen, als dem erwarteten Geliebten, den sie in Gedanken schon in einem an Wahnsinn gränzenden Zustande von Entzücken ankommen sah.

In dieser für ihre Eitelkeit so schmeichelhaften Hoffnung wurde sie durch das kleine Billet bestärkt, welches sie ein Mal über das andre aus dem Arbeitsbeutel zog. Die halb undeutlichen, in sichtbarer Eile und Aufregung

hingeworfnen Worte: „Ich werde kommen!“ was bedeuteten diese? Ja, in Lisas Uebersetzung bezeugte just dieser unsichre Federzug die innigsten, von Seligkeit überwallenden Gefühle des Schreibers — und wie unendlich viel lag in den drei einfachen Worten; sie faßten Alles in sich. „Ich werde kommen!“ will so viel sagen: „Verlang' keine Worte! meine Seele ist im Himmel, auf den luftigen Schwingen der Liebe fliegt sie Dir entgegen!“

So ungefähr phantasirte Lisa, denn sie besaß eine sehr lebhafte Einbildungskraft, welche sie durch das Lesen von Romanen aller Art bedeutend gesteigert hatte. Sie konnte sich freilich nicht verbergen, daß bereits zehen Minuten über die zur Zusammenkunft festgesetzte Zeit verflossen waren — allein was wollte dieß sagen. Die Uhren gehen schrecklich ungleich und außerdem war es auch sehr wahrscheinlich, wenigstens möglich, daß der arme Wetterquist in seinen seligen Träumen Zeit und Raum vergessen haben konnte.

Bei den früheren Bestellungen in den Hopfengarten, deren gar nicht wenige waren, hatte sich Lisa stets in die abgelegensten Theile desselben zurückgezogen, um, ungesehen von unberufenen Augen, mit ihrem Liebhaber kosen und scherzen zu können, in der einen Minute schmachtend und zärtlich, trotz einer Liebhaberin von Kotzebue selig; in dem andern stolz wie eine Königin mit einer studirten Kälte, würdig einer von Miß Edgeworths Heldinnen; aber zwischen allen jenen früheren Stelldichein und dem, was sie von dem jetzigen erwartete, war in Lisas Augen, im Vergleich der Bedeutung beider, ein himmelweiter Unterschied.

Damals hatte sie die Rolle einer launenvollen veränderlichen Herrscherin gespielt — heute betrachtete sie sich als Braut. Der auserwählte Bräutigam war es, den sie heute erwartete und deßhalb — denn der Unterschied kam ihr nicht ohne Grund als ein sehr bedeutender vor — wollte sie ihren Wetterquist heute just an dem allerbesuchtesten Platze empfangen. Es war dieß blos

eine Aufmerksamkeit, welche er durch das geduldige Ausharren seines langen Probejahres wohl verdient hatte.

Lisa sah auf ihre kleine Repitiruhr; es war beinahe schon eine halbe Stunde über die bestimmte Zeit. Ein leiser Seufzer hob ihre Brust und sie wünschte, der unerträgliche Positivspieler möchte ein Mal aufhören, denn der Walzer, welchen er spielte, erinnerte sie ganz zur Unzeit an einen längst verabschiedeten Liebhaber, den sie nach einem halben Jahre seiner treusten Huldigung, verächtlich und unfreundlich, verabschiedet hatte. Der einfältige miserable Walzer führte ihr gleichsam aufs Neue das ganze damalige Abentheuer vor ihre bewegliche Phantasie. Die letzte Zusammenkunft mit dem Verabschiedeten fand auf einer Art von subscribirtem Maskenball bei „Klas an der Ecke," nunmehr „Hôtel d'assemblé" statt. Mit bittrer Grausamkeit und kaltem Hohne verlachte sie den Kummer des Hoffnungslosen, und gab ihm, ziemlich vornehm, nicht undeutlich zu verstehen, daß der edle griechische Stolz — sie trug zufällig ein griechisches Kostüm vom Maskenverleiher — sich bei der bloßen Vorstellung an eine Vereinigung mit einem simplen Matrosen empören müsse.

„Aber morgen," erwiederte der verzweifelte Liebhaber, „morgen wenn Du wieder Lisa Norman und ich . . . ."

„Still, still," unterbrach ihn Lisa, „morgen werde ich gerade so denken wie heute; und Du bist in der That recht einfältig, mein lieber Nicke, daß Du Dir einbilden konntest, ich hätte etwas Anderes vor, als mich an Deiner Leichtgläubigkeit zu ergötzen."

Jetzt, da die flatterhafte Lisa auf dem Sprunge stand, einem andern Liebhaber auf eine ziemlich schreiende jener ganz ungleichen Weise, entgegenzukommen, fühlte sie doch Etwas wie Gewissensbisse über die Behandlung des armen Nicke, und die Erinnerung an seinen krampfhaften Händedruck fuhr ihr wie Eis durch die Adern. Allein plötzlich war Alles verschwunden, denn so eben ging die Thüre des Hopfengartens auf und der Notarius

trat ein. „Mein Gott, wie sieht er aus!“ mußte Lisa unwillkürlich denken. „Es muß ihm irgend ein Unglück begegnet seyn. Vielleicht der kleine Vorfall, von welchem mir Mama erzählte. — Er ist so stolz, so edel, mein Wetterquist! Sicher hat sich sein feines Zartgefühl verletzt gefunden. Irgend Etwas muß es seyn.“

Lisa hatte allerdings Recht; denn der Notarius sah eher jedem Andern gleich, als einem vor Seligkeit bebenden Liebhaber.

Sobald er so nahe war, daß sein Blick Lisa treffen konnte, ermahnten seine Augen sie ganz deutlich, sich weiter zurückzuziehen. Lisa wollte dagegen ihre Einwendungen machen, und ging ihm gar noch ein paar Schritte entgegen.

Das Antlitz des Notars färbte sich, gelinde gesagt, so roth wie die rötheste Pfingstrose; sobald er sich aber durch einen flüchtigen Rundblick vergewissert hatte, daß alle Personen in ihrer Nähe lauter Unbekannte waren, ging er mit leichtem Herzen der wartenden Lisa entgegen, welche ihm fast überlaut entgegenrief: „Was gibt es denn, liebster Wetterquist? Du siehst so angegriffen aus!“ Und ohne darauf zu achten, ja ohne nur zu merken, wie sehr er einer solchen Annäherung auszuweichen trachtete, nahm sie ihn unter dem Arm und begann mit ihm die Allee hinabzuwandern.

„Wollen wir denn dorthin gehen, um uns vor Gott und der Welt sehen zu lassen?“ waren die ersten Worte des Notarius. Zugleich machte er eine schnelle Schwenkung links, nach dem abgelegeneren ruhigern Theile der Promenade, wo der Hopfengarten sein ländlichstes Ansehen gewinnt, und wie man weiß, deßhalb auch am wenigsten besucht ist

Stumm vor Verwunderung über einen so unerwarteten Anfang folgte ihm Lisa, ohne ein Wort zu sagen. Als er aber endlich stehen blieb und nachläßig mit dem Taschentuch einige Blätter wegkehrte, welche auf einer Bank lagen, die er ihr zum Niedersetzen anbot, platzte

sie auf ein Mal heraus: „Träume oder wache ich denn? Bist Du es, Wetterquist, der mich mit solch' vermeßner Gleichgültigkeit an eine Stelle führt, welche wohl für ein heimliches Rendezvous paßt, aber nicht für Leute, welche sich öffentlich mit einander sehen lassen dürfen? Was, um des Himmels Willen, ist Dich denn angekommen, Mensch? Bist Du übergeschnappt? So antworte doch wenigstens! Es wird mir wahrhaftig ganz angst und bange vor dir!"

„Uebergeschnappt!" hohnlachte der Notar. „Ich wollte, ich wäre es; aber so wohl ist mir nicht! Hat Dir Deine holde Frau Mama Nichts von der schönen Komödie erzählt, welche sie heute Morgen in ihrer Trödelbude aufgeführt hat, und worin sie sich eine so schöne und dankbare Rolle ausersehen?"

„Ich muß mir sehr ausbitten, daß Du meine Mutter nicht schmähst!" sagte Lisa beleidigt, denn so nachläßig sie selbst auch oft dieselbe behandelte, litt sie doch keineswegs, daß sonst Jemand ihr etwas Schlimmes nachsagte. „Ich kann auch wirklich nicht begreifen was Du von der Mama für Artigkeit erwarten kannst, nachdem Du sie gestern so schändlich vernachläßigt hast, wo Du es nicht der Mühe werth hieltest, ihren Gruß zu erwiedern." Aber weg mit All' dem, — ich will die Mama schon wieder gut machen. Und was Dein feines Ehrgefühl dabei leiden mochte, — so denk' nicht mehr daran, um meinetwillen, liebster Wetterquist. Bezwing' Deinen Stolz mir zu liebe: ich beschwöre Dich heilig, daß nie mehr so etwas vorfallen soll."

„Das glaube ich selbst," versetzte der Notarius mit einem gewissen Nachdrucke; „ich habe nicht im Sinne, mich ihrer teuflischen Zunge fernerhin bloszustellen!"

„Pfui, lieber Wetterquist, wer wird so von der Mutter in Gegenwart der Tochter sprechen! Das ist wahrlich nicht recht von Dir" — und weißt Du mir nichts Anderes zu sagen, so... Ich hätte doch geglaubt,

daß das kleine Briefchen, welches ich Dir heute schrieb, Deine schlechte Laune mildern sollte.“

Da Wetterquist hinsichtlich dieser Vermuthung keine passende Antwort in Bereitschaft hatte, so schwieg er; allein der Ausdruck in seinem Gesichte konnte auch eine Antwort seyn und zwar eine recht häßliche: denn nach einer kleinen Pause setzte Lisa mit von Verdruß halb erstickter Stimme hinzu:

„Ich sehe, daß Deinen stolzen Sinn auch nicht einmal die Sonnenstrahlen der Liebe zu schmelzen vermögen. Das ist eine höchst traurige, schauerlich düstre Aussicht auf die Zukunft.“

„Auf die Zukunft?“ bemerkte der Notarius lakonisch.

„Ja, ja, mein Herr, just für die Zukunft.“ Oder hältst Du mich für so eine kindische Puppe, welche sich einbildet, die Flitterwochen werden ewig dauern?“

„Flitterwochen!“ Der Notarius lachte, aber es war ein gräßliches Lachen. Es hätte einen Engel gereizt! um wie viel mehr die leicht aufzubringende Lisa Norman.

„Lach' nur, wenn es Dir Spaß macht, es kleidet Dich herrlich! Wahrhaftig ganz charmant und zeugt von viel gutem Ton — Du solltest Dich schämen! Ich verstehe gar nicht, wie Du Dich auf eine solche Weise betrügen kannst? Aber soviel weiß ich, daß ich eigentlich zur Strafe für Dich unser ganzes Verhältniß abbrechen sollte. — Aber, noch einmal laß uns vernünftig seyn, und ernsthaft mit einander reden. Denn wie man solche Szenen vor der Hochzeit aufführt, was soll dann nachher werden? Man muß damit warten, bis sie ohnedieß keimen, oder wie?“ Dabei lächelte Lisa wieder, denn ihr, wie sie meinte, ganz naiver Einfall ergötzte sie selbst.

Der Notarius drehte seinen Hut und sah in die Bäume hinauf.

„Das Beste wird wohl seyn, liebster Wetterquist, wenn man sich so in einander schickt, daß aller Streit vermieden wird.“

„Allerdings! Aber um aufrichtig zu seyn, — ich

weiß in der That nicht, für was wir über all' dieß mit einander dahlen sollen."

„Was, um des Himmels Willen, sollen wir denn sonst mit einander reden, da wir uns ja doch heirathen wollen."

„Heirathen wollen wir uns?" fragte der Notarius und machte eine verzweifelte Anstrengung, etwas Kreisches in seinen Ton zu legen.

Lisa erblaßte. „Warum fragst Du denn so sonderbar?" sagte sie und sah ihm forschend in die Augen.

„Die Frage könntest Du wohl voraussehen nach dem herzlich lächerlichen Billet, welches Du mir heute Morgen geschickt hast."

„Herzlich lächerlich — soll dieß ein Spaß seyn, lieber Wetterquist, so ist er sehr schlecht gewählt!" Lisa zitterte vor Bewegung.

„Keineswegs! Gott weiß, daß ich im Augenblicke zu nichts weniger als zum Scherz aufgelegt bin; aber Du wirst bei näherer Prüfung selbst finden, daß Dein ganzer Plan, gelind gesagt, aus der Luft gegriffen ist. Wir sollen uns heirathen! Ich könnte mich todtlachen, wenn ich nicht eher zum Weinen gestimmt wäre. Ha, es ist zu toll!"

„Endlich verstehe ich Dich, mein armer, edler, zartfühlender Wetterquist! Gott, wie konnte ich auch nur einen Augenblick Dein Herz verkennen!"

Lisa's klare Augen strahlten von Neuem bei der Illusion, welche ihre allzeitfertige Einbildungskraft ihr abermals vorgespiegelt hatte. Mit dem Ausdrucke des größten Zutrauens in jeder Bewegung faßte sie die etwas widerstrebende Hand des erstaunten Liebhabers.

„Was meinst Du?" fragte er.

„Gräme Dich nicht länger, Geliebter!" bat sie in zärtlich schmeichelndem Tone. „Jetzt sehe ich erst, was Dir ist. Du denkst an Deine Lage, an Deine Armuth, daß Du nicht im Stande bist, mir Etwas zu bieten.

„Laß Dir darüber keine graue Haare wachsen, theuer-

ster Wetterquist, wir können ganz gut in Mamas hübschem Logis wohnen. Muhme Malle muß uns haushalten, und die Mama miethet sich ein paar kleine Stuben im obern Stock. Ich habe mir dieß Alles schon so überlegt — mit ein paar Schmeichelworten vermag ich bei der Mutter Alles auszurichten und also ist mein Vorschlag nicht aus der Luft gegriffen.

„Jedenfalls ist es doch auffallend, meine gute Lucie, daß Du bei der ganzen prächtigen Affäre meine Gedanken und Wünsche darüber gar nicht einmal gehört hast."

„Habe ich das denn nicht? Wie kannst Du mir so Unrecht thun? Was um's Himmels willen habe ich denn zu Rath gezogen, wenn nicht Deine Wünsche. Ich bin es doch wohl nicht, sollte ich meinen, die gerne heirathen möchte?"

„Auf Ehre, ich bin es nicht, wenigstens für dießmal nicht — dessen kannst Du sicher seyn, meine schöne Lucie."

Jetzt fiel endlich die Binde der Verblendung von Lisa's Augen. Welcher Stoß für ihre Liebe — und noch schlimmer für ihre Eigenliebe! Sie stand auf — ihre lebhaften schwarzen Augen schoßen giftige Blitze auf den Notar, welcher ganz kaltblütig, vielleicht aber doch nicht so ganz wie es scheinen mochte, mit der Lorgnettenschnur spielte.

„Also hast Du nur Dein Spiel mit mir getrieben!" sagte sie langsam und jedes einzelne Wort bildete für sich einen Satz, der ihren gekränkten Stolz aussprach, welcher ihr die Brust mit dem gewaltsam klopfenden Herz zusammenschnürte.

„Nein, das wäre doch zu stark!" antwortete der Notarius in einem Tone, welcher wenigstens ganz frei von allem Hohn war. „Wie Du selbst auch, habe ich mich blos von dem Vergnügen, ein kleines unschuldiges

Verhältniß zu unterhalten, leiten lassen — einen kleinen unschuldigen Liebeshandel."

„Und nie, nie war es Dein Ernst — niemals, so oft Du auch von Liebe sprachst — hast Du an das Heirathen gedacht?"

„Auf Ehre, niemals! Kannst Du behaupten, je das mindeste Wort, welches darauf hindeutete, von meinen Lippen vernommen zu haben? Besinne Dich übrigens ordentlich, habe ich mich wohl wie ein Freier, oder wie ein Liebhaber benommen?"

Lisa's heiß glühende Wangen lieferten den Beweis, daß in dem Augenblicke eine Umwandlung in ihr vorgegangen war, und ein bisher dunkles Bewußtseyn plötzlich Farbe und Gestalt annahm. Bisher hatte sie blos ihr Herz und ihre Eitelkeit um Rath gefragt, niemals ihre Vernunft. Jetzt hätte sie sich ob ihrer eigenen Thorheit auslachen mögen, aber ein krampfhaftes Erstarren der bleichen Lippen machten ihr das Lachen unmöglich.

Der Positivspieler und sein Walzer fiel Lisa wieder ein. Der Walzer kam ihr wie ein Gruß des verschmähten Nicke aus der Ferne vor; sie seufzte reuevoll bei der Erinnerung an den Maskenball bei Klas an der Ecke. Jetzt war Nicke gerächt; allein in Lisa's Herzen stürmte es gewaltig. Sie ließ den Kopf auf die Hand niedersinken und verlor sich ein paar Momente mit ihren Gedanken in die vergangene Zeit. Am Ende mußte sie aber doch ihr schaamrothes Antlitz emporheben, und Zeuge des feinen triumphirenden Lächelns seyn, welches auch um die Lippen des Notars spielte. Das war mehr, als ein Weib zu ertragen vermag; Zornesgluth schwellte ihre Adern — Luft, — Luft mußte sie haben.

„Usch, Du schlechter, gemeiner Mensch!" rief sie zwischen Lachen und Weinen, denn sie hatte alle Gewalt über sich verloren; sie fühlte das Bedürfniß vor Zorn zu weinen, und wollte doch lachen, um ihm zu zeigen, daß sie wenig nach ihm frage.

„Usch, Du schlechter, gemeiner Mensch!, hast Du

gemeint, ich sey zu einfach für Dich? Was bildest Du Dir ein? Du wirst doch nicht gedacht haben, ich ließe mich auf eine solche Ehe ein, wie sie in Paris der Brauch ist, wo jeder Student, wie man sagt, sein Kebsweib hat? Nein, mein lieber Wetterquist, wer sich will rühmen können, ein Mädchen mit meinen Grundsätzen verführt zu haben, muß ein anderer Kerl seyn als Du! Allein es ist Nichts so schlimm, das nicht auch wieder für Etwas gut wäre: hinterdrein wird man klüger. Geh' jetzt nur Deiner Wege, denn ich muß Dir nur sagen, Du machst mir eine ganz klägliche Figur; auch mußt Du nur ja nicht glauben, daß ich bei der Geschichte so viel leide, wenn Du so schlecht wärst, sie bekannt zu machen, — Du bist es im Gegentheil, den man auslachen kann, und zwar mit allem Fug und Recht, denn von Deinem jahrelangen Poussiren hast Du am Ende doch Nichts weiter als ein paar Dutzend armselige Küsse davongetragen!"

Ohne ein Wort auf Lisa's heftigen Ausfall zu erwiedern — welcher indessen doch seine beabsichtigte Wirkung nicht ganz verfehlte — machte der Notarius eine steife Verbeugung, dankte ihr mit zweideutiger Artigkeit für das Vergnügen des letzten Rendezvous und verschwand dann hinter dem Gebüsche mit einer Eile, welche fast einer Flucht glich.

Sobald der treulose, undankbare Liebhaber aus dem Gesichte war, hatte es auch mit Lisa's Heldenmuth ein Ende. Weinend warf sie sich auf den Boden nieder und verbarg das Haupt unter den Blumen des Grases. Die Liebe war es aber nicht, welche ihr so große Qual verursachte: diese flog bei dem ersten Lichtstrahl davon, der ihr zeigte, wie er sein Spiel mit ihr getrieben und sich selbst betrogen hatte. Viel schlimmer stand es mit ihrer verletzten Weiblichkeit, oder besser gesagt, mit ihrem tödtlich beleidigten Stolze: dieser blieb und peinigte und marterte sie auf alle mögliche Weise.

Wie heiß floßen in diesem bittern Augenblicke Lisa's Thränen, wie heilig und ernstlich waren ihre Vorsätze, nach der eben empfangenen scharfen Lektion, daß sie auf ewige Zeiten ihrer Lust zum Kokettiren und Komödiespielen Valet sagen wolle! „Der schändliche undankbare Mensch, er ist gar nicht werth, daß ich noch an ihn denke, viel weniger um ihn seufze und weine!“ sagte sie endlich, stand auf und trocknete ihre rothgeschwollenen Wangen. „Ich will nimmermehr daran denken, daß ein solches Unthier in der Welt ist!“

Achtes Kapitel.

Dieses Kapitel enthält: Erstens eine Beschreibung von Meister Ficker und seiner Familie; zweitens Etwas von Fleischbrühe und deren geheimen Naturkräften.

Im Hinterhofe von Nro. 19 rechts in der „schmalen Gasse“, liegt ein rauchiges Häuschen, an dessen einer Seite ein paar Stufen sichtbar sind, welche hinab führen. Wenn man sich nicht vor der Dunkelheit und Unbequemlichkeit scheut, über irgend ein geheimes Hinderniß zu stolpern, so steigt man hübsch hinab und kommt endlich, wenn man eine Weile vorsichtig herumgetappt ist, an eine ziemlich breite Thüre, welche den Eingang zu einer Wohnung im Erdgeschoß verwahrt; dieß ist das kleine bescheidene Stübchen des Böttgermeister Ficker und seiner theuren Ehehälfte, Muhme Neta.

Es thut Einem ordentlich im Herzen wohl, wenn man sieht, wie sauber — nein das wäre zu wenig — wie fein Muhme Neta ihr kleines Reich in Ordnung hält. An den Fenstern, deren niedrige Scheiben dem Boden gleich sind, hängen frischgestärkte Vorhänge, so nett und zierlich gestopft, daß man glauben sollte, sie seyen gestickt, und selbst die Fensterrahmen, so wenig Anstrich sie auch behalten haben, prangen gleichwohl in so

glänzenden und schönen Farben, wie sie nur immer der reichste Flor von Levkoien, Nelken, Rosen, Hiazynthen und Immergrün bieten können. Muhme Neta ist aber nicht bloß eine Freundin von Blumen, sie ist auch Kennerin und hat schon längst manchen Gewinn aus ihrer kleinen Orangerie gezogen. Sie hält am Mönchsbrunnen und, wenn es angeht, auch sogar am Jakobsplatz einen kleinen Blumenverkauf. Der ganze Handel wird indessen mit der größten Heimlichkeit betrieben, nicht um Muhme Neta's willen — sie würde mit größtem Vergnügen selbst an ihrem Blumentische sitzen — nein, wegen ihrer Schwester, Frau Norman. Diese ist nämlich höchst empfindlicher Natur, und die ganze Welt weiß ja, welch gewaltiger Abstand zwischen einer Trödlerin in der Kramgässe und einer armen Blumenverkäuferin am Mönchsbrunnen ist. Wir kehren aber zu der Beschreibung des Zimmers zurück.

In der Mitte an der Wand, gerade der Thüre gegenüber, steht das Bett des alten Ehepaars, ein weithervorstehender blau gemaller Koloß, welcher rechts und links gleichsam ein kleines Kabinet bildet, deren jedes von den beiderseitigen Fenstern sein Licht erhält. In einem dieser kleinen Kabinete sitzt Meister Ficker selbst; er hat gerade Platz genug für seine eigene Person, den Stuhl, worauf er sitzt, und das Oelfaß, welches er mit Reifen versieht. Das andere Kabinet hat seine Ehehälfte mit ihrer Wursterei inne, und Alles ist so vollständig und pünktlich aufgeräumt, daß nicht ein Mal ein Zipfelchen von dem Handtuche, an welchem Muhme Neta zuweilen ihre Hände abwischt, unter dem bergenden Bettvorhange hervorsieht.

Der übrige Theil der „großen Stube" verrieth viel Sinn für Behaglichkeit und ein unverkennbares Streben darnach. Nirgends weder Schmutz, noch Flecken, noch umherliegende Unreinigkeiten; das Auge weilt gerne auf der einfachen, aber höchst saubern Ausstattung der Stube. Das merkwürdigste Möbel ist ein kleines braunes Wandschränkchen, in welchem Meister Ficker den ärgsten Feind

seiner theuern Ehehälfte, seine liebe „blaue Flasche" verwahrt, welche ihr schon manche bittere Stunden im Leben gemacht hat. Indessen hat sie es doch durch Klugheit so weit gebracht, daß die Thüre zu dem Wandschranke weit seltener knarrt als vor Zeiten.

Wenn dem würdigen Paare bei seiner Arbeit die Zeit manch' Mal zu lang wird, pflegen sie sich die Langeweile mit Plaudern zu vertreiben, freilich wird unter dem geräuschvollen Treiben des Meisters Ficker die Unterhaltung zuweilen etwas undeutlich, zumalda das ungeheure Bett sie hindert, einander von Angesicht zu Angesicht zu sehen, also auch jede Möglichkeit wegfällt, das durch Mimik zu ersetzen, was der Hammerschlag übertäubt.

Es war am Sonnabende nach der Hessinger Parthie. Muhme Neta war heute ungemein sanften und gnädigen Humores, welches wohl dem Umstande zuzuschreiben seyn mochte, daß das miserable kleine, aber bedeutungsvolle Wörtchen „Ach!", welches jeder Zeit auf das Knarren des Wandschrankthürchens folgte, sich heute noch nicht öfter als fünf Mal hat hören lassen. — „Gott sey Lob und Dank," seufzte die gute Frau mit andächtigem Herzen, „der Herr hat meine glückliche Erfindung gesegnet. Wenn der Alte auch Etwas merkt, so getraut er sich doch nicht zu fragen."

Muhme Neta, die vom Himmel so begünstigte, hatte nämlich einen Versuch gemacht, welchen mitzutheilen wir für eine Gewissenssache halten; denn es könnte wohl der Fall eintreten, daß es einer Frau unter gleichen Umständen sehr zu statten käme.

Wir wissen bereits, daß der alte Ficker ein großer Freund der blauen Flasche war. Ja er liebte sie zuweilen in so hohem Grade, daß er sie ohne weiters mit seinem Verstande davon laufen ließ — von der Lust und Fähigkeit zur Arbeit gar nicht zu reden, mit welcher es in der Regel nicht mehr weit her war, wenn es ein Mal zwölf Uhr geschlagen hatte. Nachdem nun seine Frau manches liebe Jahr Allerlei mit ihm ausgestanden

hatte, was zwar nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehörte, sich aber doch ertragen läßt, so lange die Jugendkraft noch da ist, wenn aber das Alter ein Mal heran rückt, immer unerträglicher wird, suchte sie endlich ein Mittel ausfindig zu machen, um die häufigen Wallfahrten ihres Alten zu dem Gnadenschranke minder schädlich zu machen, was ihr um so mehr von überwiegendem Gewichte zu seyn schien, indem weder ihre Wurstlerei noch ihr Blumendebit weiter reichten als um die Hausmiethe zu bezahlen.

Nachdem Muhme Neta die Sache reiflich überlegt hatte — wir müssen zugestehen, daß sie allerdings ein tiefes Nachdenken verdiente — fand sie endlich ein eben so kluges als unschädliches Mittel. Sie verschaffte sich nämlich zwei Flaschen, ganz der ähnlich, welche ihr Mann besaß und füllte sie, die eine mit zwei Drittheilen Schnaps und einen Drittheil Wasser, die andere mit der Hälfte von Beiden.

Wenn er nun Morgens die ersten zwei ganz unverfälschten Schlücke genommen hatte — er holte sich seinen Schnaps selbst und schloß ihn selbst ein — so verwechselte sie behende die Flaschen und stellte eine von den ihrigen an den gewöhnlichen Ort. Nach Tisch tauschte sie diese wieder mit noch mehr verdünntem aus.

So ging es regelmäßig mehrere Monate lang fort und die Wirkung der Kur war so augenfällig, daß der Alte nicht nur auch Nachmittags an seinen Tonnen arbeitete, sondern sogar — obgleich er bei dem Beginnen der neuen Diät drei Mal so viel auf ein Mal schluckte als gewöhnlich vorher — nach und nach seine Liebhaberei zum Schränkchen abnehmen fühlte, war es nun, daß ihm der ungewohnte Zustand der Nüchternheit Neuheitshalber Spaß machte, oder daß er der Ansicht wurde, es lohne sich nicht der Mühe, über die Gebühr zu trinken, da er es ja doch nicht zur vollen Seligkeit bringen könne.

„Hör' Mutter," begann Meister Ficker und hielt mit

München

seiner Arbeit inne, — „warum kochst Du denn einen und alle Tage Fleischbrühe? Früher hatten wir nur Sonntags welche!“

„Das kommt daher, weil ich immer so viele Knochen habe, weißt Du! Wenn ich das Fleisch zu meinen Würsten abgeschabt habe, so koche ich Suppen davon. Das gibt Dir Kraft, Alterchen.“

„Ja, ja, das stärkt mich gewaltig; aber es wäre auch nicht übel, wenn Du ein Mal Brei oder sonst Etwas kochen wolltest, ich bin des ewigen Einerlei satt.“

„Die Milch ist zu theuer, Alter! Brei kann ich keinen kochen.“

„So koch' etwas Anderes — früher hast Du zuweilen auch Wassersuppe gekocht. Das ist kein schlechtes Essen und das Wasser hat man umsonst.“

„Aber Pflaumen und Syrup nicht. Das ist nur eine Suppe für reiche Leute, die mußt Du Dir aus dem Sinne schlagen! Du wirst aber doch selbst zugeben, daß Du Dich bei weitem besser befindest, seit Du beständig Fleischbrühe genießest.“

„Hm, hm, das ist wie man's nimmt. Da hast Du ein Zwölfschillingstück, kauf' Milch dafür und koche auf morgen Mittag Brei. Der Alte hatte nämlich im Sinne ebenfalls eine Probe zu machen. Er vermuthete, die Fleischbrühe stärke ihn mehr als von Nöthen sey; außerdem fühlte er eine gewisse geheime Sehnsucht, wieder ein Mal, sey es auch nur für einen einzigen Tag in seinen alten seligen Zustand zu kommen.

Muhme Neta war scharfsinnig genug, um zu merken, wo den Alten der Schuh drückte und versprach ihm auf morgen einen Brei, war aber pfiffig genug, es mit einem gewissen scheinbaren Widerwillen zu thun; dieß bestärkte gerade den Meister Ficker in seinem Verdacht, daß auch sie einen großen Glauben in die Wunderwirksamkeit der Fleischbrühe setze.

In der Freude seines Herzens auf den morgenden Tag, den er gehörig genießen wollte, hielt sich der Alte

mit einem Eifer an seine Arbeit, daß sein versprochenes Faß schon um sechs Uhr fix und fertig war. Er ging nun hinüber in das Kabinet zur Mutter, um zu sehen, wie es mit ihrer Wurstmacherei ging.

Meister Ficker, wie er so da stand, war eine kleine kuriose Figur, bedeutend unter Mittelgröße, aber sein Bauch eine prächtige Kopie der nützlichen Gefäße, mit welcher er sich täglich beschäftigte. Er hatte ein großes, breites Gesicht, von einen gewaltigen rothen Backenbart beschattet; über der Stirne erhob sich ein Widerborst von grau und roth gemischten Haaren, welcher trotz Muhme Neta's unabläßiger Bearbeitung mit Bürste und Wasser allen Civilisationsversuchen spottete. Im Uebrigen sah der Alte frisch und lustig drein, wie alle Bacchuspriester, und erfreute sich einer höchst blühenden Nase.

Muhme Neta, welche gleichfalls schon ihr Tagwerk beschlossen hatte, kniete mit aufgeschürzten Aermeln auf dem Boden und zählte der Frau, welche die Würste an ihren Bestimmungsort zu bringen hatte, Stück für Stück in ihren Korb.

„Hast Du Nichts für mich, Mutter? Mein Magen bellt gewaltig!“ sagte Meister Ficker und stellte sich dicht neben seine Frau.

„Potz Wetter, andre Leute gehen vor! Wie viel sind es denn gewesen — vier — fünf — sechs — sieben — acht. Sie sieht es ja selbst, liebe Frau,“ und nun ging das Vorzählen weiter, bis die Frau ihre richtige Anzahl hatte und mit einem Knix ihres Wegs ging.

„Ich habe Dir schon oft gesagt, Vater,“ wandte sich Muhme Neta an ihren Mann, „Du sollst mich nicht unterbrechen, wenn Du siehst, daß ich in meinen Geschäften bin. Etwas für Deinen Schnabel, sagst Du? Ja, ja, das sollst Du haben, ich will ein paar Würste zurecht machen, denn Will kommt, denke ich, wohl zum Abendessen.“

„Bis dahin ist's aber noch gar zu lange!“ meinte der Alte verdrießlich, tröstete sich aber doch wieder, als

Bayerische Staatsbibliothek München

ihn die Mutter mit einem Stück Brod und einer Käserinde beglückte. Nachdem er seinen Imbiß mit einem Schlückchen aus der blauen Flasche hinabgespült hatte, wusch er sich, nahm Rock und Hut und ging aus, um sich vor dem Abendessen noch eine kleine Motion zu machen.

Jetzt ging Muhme Neta rasch an das Aufräumen, und auch die kleinste Spur ihrer Wurstmacherei verschwand. Drei Mal kehrte sie den Boden; Meister Fickers sämmtliche Werkzeuge wanderten in eine Kiste, welche zugleich eine Wandbank bildete, und auf den Kachelofen wurde ein Strauß Jasmin gesetzt. Draußen in der Küche prasselten die Würste in der Pfanne, einige frische Kartoffeln — zur Ueberraschung für Will — ein Geschenk von irgend einer befreundeten Bauerfrau, deren Muhme Neta eine Menge kannte, dampften in einem Topfe, und an der Anrichte in der kleinen, fast zu kleinen Küche stand die Köchin selbst und quirlte die Milch, eitel dicken Rahm, denn am Sonnabende, wo Will nach Hause kam, gab sie gerne was Küche und Keller vermochte.

Nach vollendeter Vorkehrung für das Abendessen kam die Toilette an die Reihe. Muhme Neta war bis jetzt im tiefsten Negligé gewesen, nämlich in einem alten grunen Unterrocke und einer braunen Jacke; jetzt wurde das gelbcarrirte Baumwollenkleid hervorgeholt, ein reines Halstuch, eine ditto Schürze und zu guter Letzt eine frischgewaschene gestärkte Rokokohaube, in welcher sich die Alte absonderlich reizend ausnahm.

Als die Glocke ein Viertel auf zehn schlug, hörte man Tritte auf der Stiege. Ein heller Freudenglanz flog über das Antlitz der Mutter. Ihre horchenden Ohren betrogen sie nicht. Es war Will's Gang und in dem nächsten Augenblicke stand er in der kleinen Stube vor ihr.

„Guten Abend, Mutter;“ dabei küßte er ihr die Hand. Die Alte gab ihm einen herzlichen Kuß auf den Mund und klopfte ihm mit einiger Zärtlichkeit auf die

Bayerische Staatsbibliothek

vollen frischrothen Wangen. „Was macht der Vater? Ist er ausgegangen?“

„Ja, es geht ihm ganz gut. Wahrhaftig in Gott, der Alte ist ein ganz anderer Mann, seit ich die Erfindung mit den Flaschen gemacht habe; und das lustigste ist, er glaubt steif und fest, die Fleischbrühe habe ihn so stark gemacht, daß der Branntwein ihn gar nicht angreife.“

„Aber Gott sey Dir gnädig, Mutter, wenn er eines schönen Tags merkt, was Du ihm für einen Strich gespielt hast!“

„Ah, er kommt mir nicht hinter die Schliche, verlaß Dich darauf, Will! Siehst Du, er traut mir gar nicht zu, daß ich mir so Etwas herausnehmen sollte. Uebrigens, hoffe ich, wird Jedermann sagen, daß ich ganz Recht habe und daß es gescheidter ist, auf solche Weise einem Uebel vorzubeugen, als den ganzen Tag brummen und zanken. Oder was meinst Du dazu, mein Kind?“

„Ja wohl, da die Sache ihren guten Nutzen hat, so kann man Nichts dagegen sagen, vielleicht ist es sogar auch zu loben; aber jedenfalls, wenn ich einmal heirathe, wollte ich doch nicht gerne, daß mir meine Frau ein X für ein U machte. Offenes Spiel bleibt doch stets das Beste.“

„Das verstehst Du nicht, Will, Du darfst mir's glauben, mein Junge! Offenes Spiel! ja! — Ich sollte denken, die Männer fahren selbst am besten dabei, wenn ein verständiges und gescheidtes Weib hinter ihren Rücken ein listiges Spiel treibt, das nur darauf berechnet ist, Zank und Hader zu vermeiden! Jedenfalls, mein Kind, ist aber ein großer Unterschied zwischen Dir und dem Vater. Was meinst Du, wohin es geführt haben würde, wenn ich unaufhörlich zur Zeit oder Unzeit gebrummt und gemiaut hätte? Ach Du lieber Gott, da hätten wir bald auf der Straße gesessen, wenn wir nicht vorher Hungers gestorben wären! Nein, siehst Du, wenn ein Mann den Fehler hat, hie und da Einen auf die Lippen zu nehmen, so muß sich eine arme Frau in

München

Gottes Namen darin zu finden wissen, wenn es nicht gar zu arg wird. Wenn es aber einmal so weit kommt" — dabei machte Muhme ein ganz grimmiges Gesicht — „da wird sie, hol' mich dieser und jener, kein Blatt vor den Mund nehmen, sondern rund heraus ihre Herzensmeinung ihm ins Gesicht sagen. Und wenn dies denn noch nicht helfen will und es trotz dem beim alten bleibt, da muß man List gebrauchen, soweit es erlaubt und schicklich ist. Das ist meine Meinung, so wahr ich Neta Britta Ficker heiße!"

„Du wirst ja ordentlich böse, Mutter," sagte Will, und war ganz betrübt, daß er seine Mutter so in Harnisch gebracht hatte.

„Nein, mein Junge, böse bin ich wahrhaftig nicht, das verstehst Du in Deiner Einfalt nicht besser. So viel kann ich Dir aber im Vertrauen sagen, wenn Du einmal so glücklich seyn solltest, Deine liebe, vornehme Base Luschie zur Frau zu bekommen, so denk' an mich, ob sie Dir nicht auch hie und da einen solchen Streich spielt, wie ich meinem Alten; denn so viel weiß ich, Gottlob, und kann es auf mein Gewissen nehmen, daß mir noch nie ein Gedanken gekommen ist, der nicht zu seinem Besten wäre!"

„Wie kannst Du aber auch einen solchen Vergleich machen?" sagte Will verschämt, und seine Wangen färbten sich hochroth. „Ich sollte jemals meine Gedanken zu Lisa erheben? Ja, ich wäre eine schöne Partie für ein Mädchen, welches schon so viele Anträge zurückgewiesen hat!"

„Ach — ich habe noch viel Wunderbareres erlebt! Hast Du denn nicht gehört, was der Kammerer sagte? Das ist ein Mann, ein wahrer Ehrenmann! Ich wünsche ihm nicht den Tod, wie die Anderen; denn ich bin gewiß, wenn er das Leben erhält, kommst Du sicher auf dem grünen Zweig. Meine Schwester mag sich krümmen und winden und noch so schön thun, der Kammerer macht die Luschie doch nicht zu seiner einzigen Erbin. Und

wenn Du nun die eine Hälfte bekommst und sie die andere, da könnte wohl Etwas aus der Sache werden. Ich habe so meine Gedanken, aber, Gottlob, ich kann auch schweigen, bis es Zeit ist zu reden."

„Lauter Luftschlösser!" meinte Will mit einem halben Seufzer. „Man sieht wohl, was Lisa oder Lucie, wie Ihr sie heißt, auf mich hält und wie wenig sie mich anschlägt! Die Fahrt nach Hessingen werde ich so bald nicht vergessen!"

„Laß Dich das nicht anfechten, lieber Junge! Es haben schon feinere und wähligere Mädchen als Lisa genommen, was sie vorhin weit weg geworfen hatten. Du mußt nur nicht so unterthänig seyn! Aber Du bist zu verzagt, viel zu einfältig, mein armer Junge!"

„Es kann sich Keiner ein anderes Gemüth geben," versetzte Will mit einem leichten, kaum merkbaren Beben der Stimme.

„Du brauchst Dich dessen nicht zu schämen," entgegnete ihm die Mutter; „die Einfalt liegt nicht im Gemüthe, sie liegt im Herzen. Du hast, Gott sey Dank, Kopf genug, und ganz und gar mein eigenes Genie, das merkt man deutlich, wenn wir von Sachen reden, die das Höckergeschäft betreffen. Aber, wenn ich eben meinte, Du seyst zu einfältig, so soll das so viel heißen, daß Du zu gut und zu schüchtern bist, zu gering von Dir denkst und zu hoch von Lisa. Nur Courage! — Deine Birnen sind so viel werth als die ihrigen — Du mußt nicht so übertrieben dienstfertig gegen sie seyn, sonst gewöhnt sie sich daran und betrachtet Dich als ihren Diener."

„Ja, das ist's gerade, was mich verdrießt und niederdrückt. Wenn sie mich als Verwandten behandelte, dann wäre es noch Etwas — aber wie einen Knecht. Du darfst mir's glauben, Mutter, das thut weh genug! —"

„Ja, ja, ich sehe wohl, was das gefallsüchtige Mädchen angerichtet hat! Aber Lucie ist nicht schlimm, wenn man sie nur gehörig zu behandeln versteht. Du

mußt Dich so gegen sie stellen, daß sie eine bessere Meinung von Dir bekommt; rede nur einmal ordentlich mit ihr und sey wie andere junge Leute!"

„Das ist leicht gesagt; kaum thue ich den Mund auf, wips schneidet sie mir das beste Wort von dem Munde weg — und das ist mit einem einzigen Zucken der Lippen oder mit einem spöttischen Lächeln geschehen. Sie kann mir zuweilen einen so schrecklichen Blick zuwerfen, daß mir jeder Blutstropfe in Wallung geräth!"

„Nun, da möge es nur Gottes Wille seyn, daß Du einmal überläufst und ihr gehörig die Wahrheit sagst; Du wirst dann schon sehen, wie sie andere Saiten aufzieht, als wenn Du mit Deinem ewigen Stillschweigen und Deiner Unterthänigkeit da stehst! Ich kenne die Welt, mein Kind: glaub' meinen Worten und folge meinem Rath — der Nutzen wird nicht ausbleiben — aber still, da kommt unser Alter."

Muhme Neta deckte jetzt den Tisch und bald saß die kleine Familie gemüthlich bei ihrem Abendessen. Wills Aufmerksamkeit war indessen zu sehr getheilt, als daß er, wie gewöhnlich, daran hätte Theil nehmen können. Er aß sehr wenig, dachte aber desto mehr, was gerade das Gegentheil von dem war, was er sonst bei ähnlichen Abendbesuchen im älterlichen Hause zu thun pflegte.

Meister Ficker dagegen ließ es sich aus Herzensgrund schmecken. Er war in der rosigsten Laune bei dem Gedanken an den morgenden Festtag.

Der Morgen kam. „Ein schöner Sonntag heute," sagte der Alte, als er sich im Bett aufrichtete und die Sonne hell ins Zimmer scheinen sah. „Gott gebe seinen Segen dazu!" Nach diesem kurzen, ausdrucksvollen Gebete stand er auf und kaum war die Mutter in der Küche, um die Kaffeemühle zu holen, knarrte die Schrankthüre. Aber Muhme Neta hatte schon ihre Disposition getroffen. Den ersten Grund zu seinem Versuch legte Meister Ficker in ächtem und gerechtem, ungetauftem

Schnaps, aber, oh weh, trotz dem, daß er keine Mühe sparte, sich in den Zustand von Seligkeit hinein zu arbeiten, nach dem er so sehr trachtete, wollte es ihm doch durchaus nicht glücken. In halber Verzweiflung seufzte der arme Mann am Schluß des Tages: „Die unselige Fleischbrühe hat mich total umgewandelt!"

Neuntes Kapitel.

„Um eines einz'gen Unthiers willen wird doch die ganze Welt nicht büßen sollen!" denkt Lisa, wird aber nervenschwach, als Muhme Malle Etwas zu merken scheint.

Seit dem Rendezvous im Hopfengarten war Lisa nicht ausgegangen. Eine ganze Woche war verflossen und hatte auch vollkommen hingereicht, in ihrem leichten Sinn das Gleichgewicht wieder herzustellen. Freilich dachte sie immer noch mit heftigem Zorn und Abscheu an das Benehmen des Notars, aber sie überredete sich auch nach und nach mit leichter Mühe, daß unmöglich alle jungen Männer ihm gleichen könnten, und daß es überhaupt höchst unrecht wäre, Alle wegen des Fehlers oder richtiger Verbrechens eines Einzigen zu verdammen. In Folge dieser mildern Denkweise erwiederte sie, zuerst, versteht sich, sehr steif, aber später mit ihrer frühern wohlwollenden Anmuth die Grüße von der Straße herauf. Denn man konnte doch nicht in so hohem Grade unhöflich seyn, die armen Burschen gar nicht zu grüßen, obgleich man sie mit allem Fug und Recht sammt und sonders tödtlich haßte, und unter den Vielen, welche vor Mamsell Lucie den Hut abzogen und nebenbei ein Geschäft bei ihrer Mutter hatten, war in der That mancher ganz hübsche, artige Bursche.

„Ich weiß gar nicht, liebste Lucie, warum Du so hartnäckig fort und fort zu Hause bleibst," sagte die Hofmeisterin, welche eines Nachmittags, da Frau Norman

selbst in der Bude war, im Zimmer sitzen konnte, um Lisa Gesellschaft zu leisten und sie zu unterhalten.

„Soll ich denn den ganzen Tag auf der Straße herumlaufen?“ fragte Lisa in schnippischem Tone.

„Nein, aber kannst Du denn nicht Deine Freundinnen besuchen, und wie sonst Deinen Spaziergang machen?“

„Das ist mir Alles mit einander zuwider!“

„Nun das muß ich sagen! Du bist ja wie ein umgewendeter Handschuh! So laß Dich doch wenigstens bewundern!“

Lisa zog die Oberlippe spöttisch in die Höhe. Sie hatte ihren letzten Bewunderer noch in frischem Andenken.

„Ja, ja, das kannst Du verlangen, mein Zuckerherzchen!“

„So, kann ich das verlangen? Na, da seh' ein Mal Eins, was Muhme Malla für lustige Einfälle hat. Ich dächte, es wäre besser, mich darin zu bestärken, wenn es mich ein Mal ankommt, vernünftig zu seyn, daheim zu bleiben und etwas zu arbeiten.“

„Es ist Dir ja auf ein Mal wie angeflogen, liebe Lucie, und es kommt mir immer vor ....“

„Als ob es nicht lange anhalten werde — da hast Du Recht, Muhme. Ich habe auch wirklich im Sinne, heute Nachmittag auszugehen und mein neues seidenes Kleid anzuprobiren; jetzt ist es mir aber noch zu heiß. Ich werde mich ein wenig auf den Sopha legen; Du kannst mir Etwas erzählen, Muhme, aber es muß recht interessant seyn!“ Damit warf sie ihre Arbeit achtlos von sich, warf sich in eine Sophaecke und erwartete mit Ungeduld, daß die Hofmeisterin die Schleußen ihrer Beredsamkeit öffnen würde.

„Liebes Kind, man hat nicht nur so im Augenblick etwas in Bereitschaft! Was hörst Du denn gerne?“

„Irgend eine Geschichte. Natürlich eine, die Du selbst erlebt haben mußt, Muhme!“

„Ja, ich habe freilich Viel erlebt; wenn mir nur

gleich Etwas einfiele, das Dir gefällt. Aber wäre es nicht besser, wenn wir von Neuigkeiten plauderten? — Der Notarius hat sich ja die ganze Woche nicht sehen lassen."

Lisa drehte sich unruhig und verlegen in der Sophaecke um.

„Ich kann gar nicht begreifen, wo er steckt; — doch was geht es mich an!" meinte die Hofmeisterin.

„Es geht uns, mein' ich, alle Beide nichts an. Was haben wir mit dem Notarius zu schaffen?" Lisa wedelte eifrig mit dem Schnupftuch über das Gesicht.

Die Hofmeisterin, welche sonst nie vergebens diese Seite berührte, merkte nun wohl, daß irgend etwas, welches Bezug auf den Notarius Wetterquist hatte, Lisa's plötzliche Neigung zur Einsamkeit herbeigeführt haben müsse. Die Neugierde der guten Frau ward rege, aber weit entfernt, Lisa dieß merken zu lassen, nahm sie ganz gleichgültig wieder das Wort: „Es geht uns freilich Nichts an, aber den armen Menschen selbst, denn ich bin gewiß, daß er mit Schmerzen auf sein Geld für das Bild wartet. Die gnädige Frau von Lindfeldt hat es gekauft, da wir aber nicht wissen, wo der Notarius wohnt, können wir ihm das Geld nicht schicken. Vielleicht ist er krank und es wäre wohl am besten, man ließe in die Zeitung setzen, daß er sein Geld bei Frau Norman in Empfang nehmen könne."

„Das ist nicht nöthig. Er wohnt in der Kirchstraße Nro. 88." Kaum war die Hausnummer über Lisa's Lippen, so schwieg sie plötzlich; hochroth vor Aerger, sich so arg verrathen zu haben, verbarg sie ihr Gesicht in das Sophakissen.

Die Hofmeisterin hatte nicht umsonst in einem gräflichen Hause gelebt. „So hat er Dir das gesagt?" In ihrer Stimme konnte man weder Verwunderung noch Neugierde entdecken.

„Ich bin ihm neulich in der Weststraße begegnet,"

erwiederte Lisa, und es gelang ihr ziemlich gut, sich zu fassen.

„Wenn Lena nicht ausgegangen wäre, so könnten wir ihm das Geld sogleich schicken," fuhr die Hofmeisterin fort; „Will kommt aber auch ohne Zweifel heute Abend noch, da können wir diesen darum angehen."

Es entstand eine kleine Pause. Die Hofmeisterin flickte mit großem Eifer an einem Ueberzuge über ein altes Möbelstück für einen Junggesellen. Lisa spielte mit der Katze zu ihren Füßen; zuweilen schmeichelte sie ihr, zuweilen gab sie ihr einen Tritt, je nachdem es ihr die augenblicklich wechselnde Laune eingab.

„Na, wird es denn heute Nichts mit der Geschichte, welche Du mir erzählen wolltest, Muhme Malla? Ich sterbe vor Langeweile, wenn ich nicht Etwas zu hören bekomme, damit ich selbst Nichts zu denken brauche."

„Willst Du denn nicht ausgehen?"

„Warum willst Du mich denn durchaus fort haben!" dabei ließ Lisa in der grimmigsten Laune ihr kleines Füßchen höchst unsanft mit der hübschen Boa spielen, in welche sich ihr vierbeiniger Liebling eingewickelt hatte.

Die Katze schrie jämmerlich. Lisa weinte, weil ihr heute Alles konträr gehe; aber Muhme Malla, welche wohl merkte, wo der Haas im Pfeffer lag, summte ein altes Liedchen und schneiderte emsig an ihrem alten Ueberzuge fort, bis er wieder fast wie neu prangte.

„Ach Gott, wie ist mir so übel!" rief Lisa plötzlich aus. „Meine Brust ist am Zerspringen ...." und von innerer Aufregung überwältigt, fühlte sie einen unüberwindlichen Drang, laut aufzuschreien.

Dergleichen stürmische Ausbrüche kommen bei lebhaften, reizbaren, hauptsächlich eigensinnigen und verzogenen Weibern vielleicht viel häufiger und allgemeiner vor, als man zugeben will, denn in der Regel gelten sie für „Nervenleiden," und es ist in der That ganz eigen damit — durch die Luft, welche bei derartigen Experimenten die Lungen einziehen, wird die innerliche Auf-

regung zehn Mal besser gestillt, als durch alle vernünftige Vorstellungen, welche die vernünftigsten Leute machen mögen.

Es braucht kaum hinzugesetzt zu werden, denn aus dem Frühergesagten geht es schon deutlich genug hervor, daß Lisa's Erziehung, was das Moralische betrifft, beinahe sich ganz und gar selbst überlassen war. Auch wissen wir nicht, ob selbst die sorgfältigste Erziehung und die anhaltendste Aufmerksamkeit angeborne Fehler unsrer Gemüthsverfassung vollständig zu verwischen vermag. Im Durchschnitt wird man wohl annehmen dürfen, daß unter zehn Fällen, wo eine eigenwillige, schlecht geleitete Erziehung solche Mängel noch dazu gesteigert hat, es kaum Ein Mal eintrifft, daß sich, auch bei der zweckmäßigsten und besten Behandlung, diese Ecken anders abrunden, als an den Klippen der Noth und Erfahrung — und vielleicht nicht ein Mal durch diese. Darum ist jedes junge Mädchen glücklich zu preisen, welches sich früh einer liebenden und sorgsamen Leitung ihrer Herzens- und Gemüthsbildung zu erfreuen hat!

Lisa Normans Reizbarkeit, welche während der letzten acht Tage, wo sie sich alle Mühe gab, ihre fehlgeschlagene Hoffnung und den heimlichen Aerger und Zorn zu verbergen, sogar noch zugenommen hatte, steigerte sich auf das Aeußerste durch den hingeworfenen Wink von einem möglichen Unwohlseyn des Notars und der jedenfallsigen schlimmen Lage desselben, woran sie doch nicht ohne eine gewisse Angst denken konnte. Die Unruhe ihres Herzens gegen Niemand ausschütten, nicht ein Mal erfahren zu können, ob ihre Furcht gegründet war oder nicht und endlich keine Ausrede gegen Muhme Mallas ewiges ärgerliches Nöthigen und Drängen zum Ausgehen zu finden — dieß Alles zusammengenommen war mehr als zuviel, um den ohnehin dünnen Geduldfaden unsrer launenhaften Heldin reißen zu machen. Sie war am Ersticken — schreien mußte sie und schrie auch, in Einem

Athem, dergestalt, daß die Hofmeisterin in ihrem Schrecken zwei Stühle über den Haufen warf und einen fast eben so lauten Angstschrei ausstieß.

„Lisa, mein Engel, was ist Dir? Bekommst Du Krämpfe?" und Muhme Malla lief nach allem Möglichen und kam mit einem ganzen Arm voll Zeug herbeigelaufen, Wasserflasche, Prinzentropfen, Gichtpapier, Senfmehl, wollenen und leinenen Lappen zum Frotliren und Kataplasmen.

„Es ist mir wieder besser! Gib mir nur Wasser!" Lisa trank und ächzte; dann sank sie auf den Sopha zurück und weinte stumm und still, denn das Weinen that ihr wohl.

„Beruhige Dich, um Gottes Willen!" bat die Tante in heftiger Unruhe. „Das ist just so ein hysterischer Anfall, wie die selige Gräfin auf Dagstaholm einen bekam, bei einem Anlaß, den ich Tag meines Lebens nicht vergessen will. Ist Dir nun wieder besser, liebste Lisa? Wie fing es denn an? Stach es Dich nicht im Herzen und wurde Dir nicht schwarz vor den Augen? Ja, ja, das ist kein Spaß! Ich hätte nicht geglaubt, daß Du so reizbare Nerven hättest, Du siehst sonst so stark aus! Freilich, was dieß betrifft, so war die Gräfin selig auch gerade von keiner sehr zarten Konstitution. Das liegt im Blute und dagegen hilft Nichts. Es ist aber doch etwas Kurioses um so ein Unwohlseyn — das kommt und geht, ohne daß man weiß wofür."

Während Muhme Malla so schwatzte und folgerte, beruhigte sich Lisa nach und nach vollständig. Sie hatte es endlich selbst satt, was die Hofmeisterin daraus schloß, daß Lisa, nachdem sie sich noch einigemale mit Wasser erfrischt hatte, ihr dankbar die Hand drückte, mit den Worten: „Ich weiß gar keinen Namen für das, was mich eben angekommen ist, es wird aber wohl so Etwas seyn, wie Du es genannt hast. Das Beste ist übrigens,

glaube ich, wenn wir der Mama nichts davon sagen, es würde ihr nur unnöthige Unruhe machen!"

„Sie soll kein Wort davon erfahren! Und da ich so eben auf die Gräfin zu Dagstaholm gekommen bin, will ich Dir eine ganz hübsche, rührende Geschichte erzählen, welche mit dem erwähnten hysterischen Anfall im genauen Zusammenhange steht." Muhme Malla hatte die große Schwachheit, unendliches Bedauern mit Lisa zu hegen, und war deßhalb nur bemüht, sie zu unterhalten und zu zerstreuen, denn unsre Hofmeisterin war scharfsinnig genug, um zu wissen, daß es nirgends rauchte, wo kein Feuer ist.

„Wie gut Du bist, liebe Muhme Malla! — Was werde ich nun hören?" sagte Lisa, hauchte in ihr Taschentuch, trocknete die Augen und nahm sich fest vor, keinen Gedanken mehr an den unverschämten, undankbaren, hochmüthigen Notarius zu verlieren.

„Ich will Dir die Geschichte von dem Fischermädchen erzählen, welches so viel Unglück in zwei hochadelige Familien gebracht hat. Glaub' mir, dieß hat der seligen Gräfin zu Dagstaholm mehr als eine Thräne gekostet! Ich sah und sah nicht, was eine sehr nothwendige Kunst für Leute ist, welche mit Vornehmen leben und zusammen sind, wie bei mir der Fall war."

„Ach, liebe Muhme Malla, ich habe die Geschichte gewiß schon einmal gehört, weiß aber Nichts mehr davon. Sie war sehr interessant, so viel ich mich noch — fang nur an!"

Die Hofmeisterin wichste ihre Zwirne, fädelte ein, setzte sich gehörig zu Recht und begann mit wichtiger Miene:

„Es war damals, wo ich als Haushälterin zu Dagstaholm diente. Es ist schon eine schöne Zeit, daß die Geschichte passirt ist, denn es war noch, ehe ich den seligen Fogelquist heirathete, der erst ein paar Jahre nachher als Hofmeister hinkam. Das gehört aber eigentlich nicht dazu. Ich hatte großes Zutrauen bei der

Gräfin, und mußte fast jeden Sonnabend nach der Stadt, um eine Menge von Hausbedarf einzukaufen; alles stand auf einem langen Zettel, den ich selber nach der Gräfin Angabe schreiben mußte. Unter Anderem kannst Du Dir denken, daß wir auch wieder viele Fische brauchten, denn obgleich wir in Dagstaholm auch Fischerei hatten, so reichte dieß doch nicht aus. Ich stand immer gut bei meiner Herrschaft, denn ich richtete stets Alles auf's pünktlichste aus; und da ich mir das gute Zutrauen zu erhalten wünschte, pflegte ich immer selbst zu dem alten Fischer zu gehen, welcher abseits am Strande wohnte, um selbst auszusuchen, was ich brauchte. Der alte Sjöberg war Wittwer, hatte aber eine Tochter, welche ihm die Haushaltung führte; das Mädchen war so schön, daß alle jungen Leute in der Stadt, vornehme und geringe, sammt und sonders, ohne Unterschied ihr wie närrisch nachliefen. Und schön war sie auch wirklich; es ist gewißlich wahr — sie suchte Ihresgleichen; und obgleich sie wie ein Landmädchen ging, ein Tuch um den Kopf, so gab es doch kein Fräulein mit dem feinsten Hut, welches sich auf hundert Stunden Wegs ihr hätte an die Seite stellen dürfen. Vater Sjöberg war nicht wenig stolz auf sein schönes Töchterlein. Gleichwohl kann man es ihm im Grabe nicht nachsagen, daß er ihre Eitelkeit oder ihren Hochmuth unterstützt oder aufgemuntert hätte. Aber zuviel Schönheit ist oft ein Unglück, und Hochmuth kommt vor dem Fall, wie meine Schwester immer sagt."

Unter allen jungen Herren, welche vor Liebe zu dem hübschen Fischermädchen toll waren, stand es mit keinem schlimmer, als mit dem jungen Baron Henning Y.... Er war der Neffe eines alten steinreichen Freiherrn, welcher in der Stadt wohnte und mit der Gräfin auf Dagstaholm grausam gut Freund war. Ich weiß mich des alten Herrn noch recht wohl zu erinnern; er sah streng und barsch aus. Aber sein Neffe, der Lieutenant Henning, war ein hübscher, angenehmer Mensch,

der häufig zu uns herauskam, wenn der junge Graf, der Rittmeister von Stockholm in Urlaub daheim war. Aber über den jungen Grafen da fällt mir auf einmal etwas ein — ja, ja wie ein Ei dem andern — da fährt es mir ja auf einmal wie ein Blitz durch den Kopf, daß ich in meinem ganzen Leben nicht zwei Menschen gesehen habe, welche einander ähnlicher sehen, als der Graf Ernst.... und unser armer Notarius!"

Dieser außerordentlich sonderbare Umstand gab der Hofmeisterin Veranlassung, sich in eine unendlich weitläufige Untersuchung über die Naturspiele in den Gesichtern gewisser Leute, in ihrem Wesen, ihrer Körperstellung zu vertiefen, so daß es schrecklich lang dauerte, bis sie wieder den Faden der Geschichte aufnahm. Da indessen solche Abschweifungen jedem unserer Leser langweilig werden könnten, „so wollen wir selbst den Faden aufnehmen, und den Schleier, der die Familiengeheimnisse bedeckte, auf welche die Hofmeisterin anspielte, vollständig lüften. Diese Geheimnisse stehen übrigens mit unsrer Erzählung im genauen Zusammenhange, und verdienen deßhalb ein eigenes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Geschichte des Fischermädchens und der beiden Edelleute.

Der junge Baron Henning Y... war von der Natur mit einem allzuexcentrischen, romantischen Sinne begabt. Weichlichkeit lag indessen nicht in seinem Charakter, was sich schon in seiner Jugend deutlich genug zeigte; doch wollte man ihm später diesen Fehler vorwerfen und darinnen den Grund für sein Unglück und die letzten Folgen desselben finden. Es möchte indessen schwer darüber zu entscheiden seyn: Schwachheit des Herzens und des Charakters sind häufig sehr nahe mit einander verwandt,

und zuweilen muß der letztere allein für die Irrthümer des erstern leiden.

Baron Henning hatte die feurigste und zugleich dauerndste Leidenschaft für das, seiner Zeit allzuberühmte Fischermädchen, die schöne Christine Sjöberg, gefaßt. Seine Neigung war von der seltenen Art, daß sie nach zweijährigem Kampfe mit der Vernunft nicht allein noch bestand, sondern mit einer Stärke fortbestand, welche ihm den Muth, oder besser die Kühnheit gab, für die Erreichung seiner Wünsche Alles zu wagen.

Man erzählte sich damals, Christine sey vor ihrer Bekanntschaft mit dem Lieutenant Henning die Verlobte eines wackern Seemanns gewesen, eines Untersteuermanns auf einem größern Schiff, welchem sie aber bei zunehmender Neigung für den Baron, trotz den vereinten Bitten des Vaters und Bräutigams den Abschied gegeben habe. Statt in Henning den Verdacht eines flüchtigen Sinnes bei Christinen zu erregen, bestärkte ihn dieser Zug vielmehr in der Ueberzeugung von ihrer herzlichen und innigen Ergebenheit für ihn, und er war der Ansicht, eine solche Hingebung, welche ohne irgend eine Hoffnung auf möglichen Ersatz dem Hasse des Vaters, dem Gram des Bräutigams und dem Tadel aller Bekannten trotzte, die höchste Belohnung verdiene.

Wir übergehen alle weniger bedeutenden, und für den Hauptinhalt unsrer Erzählung überflüssigen Einzelnheiten, und wollen uns nicht mit der Schilderung von Hennings unzähligen heftigen Kämpfen befassen, bis er zu dem großen wichtigen Endentschluß kam; wir wollen weniger den Gang seiner Liebe als deren traurige Folgen schildern. Deßhalb erwähnen wir blos, daß nach einem heftigen Kampf mit seiner Vernunft, mit seinem Rechtsgefühl, seiner Ehre und Pflicht gegen andere zarte Verhältnisse, welche seine Rücksicht verdienten, der blinde Gott siegte — und Henning in aller Form um Christine warb. Unter dem Schleier der Schüchternheit verbarg diese ihre Freude. Der Vater war allen Ernstes dage-

gen, denn er ahnete nichts Gutes für seine Tochter in dieser hohen Verbindung, und blieb standhaft seiner Behauptung treu, daß sie mit Olle Rasmundsson, dem braven Seemann weit glücklicher seyn werde. Da indessen seine Vorstellungen kein Gehör fanden, mußte er am Ende mit schwerem Herzen sein Jawort geben. Als nun Alles auf dieser Seite soweit im Reinen war, ging Lieutenant Henning zu seinem Oheim, um diesem mit den herzlichsten Bitten und den feinsten Sophismen seine schon früher versagte Einwilligung abzudringen. Nie wurde eine wärmere Ueberredungsgabe vergeblicher verschwendet. Anfangs suchte der alte Baron seinen Neffen mit guten Worten, dann durch Drohungen von seiner „horriblen Narrheit" abzubringen; allein dieser wollte sein Vorhaben durchaus für keine solche erkennen, und noch weniger seinen unumstößlichen, reiflich erwogenen Entschluß aufgeben.

„So enterbe ich Dich!" sagte der alte Baron. „Du kennst mich und weißt, daß dieß keine leere Drohung ist."

„Sie haben das Recht, über Ihr Vermögen nach Gutbefinden zu verfügen," erwiederte der Lieutenant mit kalter Ruhe." Habe ich mich dessen unwürdig gemacht, oder kann ich es nur dadurch gewinnen, daß ich von dem lasse, was ich für mein höchstes Glück ansehe — in Gottes Namen! Ich lerne ein Handwerk; Hungers werden wir nicht sterben."

„Du sollst mir nie mehr unter die Augen kommen!" setzte der Greis hinzu. „Bedenk' Dich wohl, mit Narren halte ich keine Verwandtschaft."

Ohne weitere Antwort verbeugte sich der Neffe und griff nach seinem Hut. Als er schon vor der Thüre war, rief ihm der Oheim zurück; seine Stimme verrieth jetzt eine tiefe, unterdrückte Bewegung.

„Ich gebe Dir ein Jahr Bedenkzeit," sagte er. „Geh' in Dich, um aller Liebe willen, die ich je zu Dir gehabt habe! Bleibst Du nach dieser Zeit Deinem

Vorhaben getreu, so sind wir auf ewig geschieden. Bis dahin mache ich kein Testament. Vielleicht gefällt es Gott, mich unterdessen zu meinen Vätern zu versammeln — dann hast Du die Freiheit, über Dich und meinen Nachlaß beliebig zu verfügen."

Lieutenant Henning hatte jedenfalls noch ein Jahr zu warten im Sinne, theils um die Bildung seiner Braut zu vollenden, womit er schon einen hübschen Anfang gemacht hatte, theils auch um selbst ein Handwerk zu lernen, welches ihm die Unterstützung seines Oheims entbehrlich machen könnte.

Deßhalb nahm er den Vorschlag sehr bereitwillig an; er schöpfte daraus gute Hoffnungen, und wenn der Alte früher binnen Jahresfrist sterben sollte, so entging ihm ja das Erbe ohnehin nicht. Allein dieß traf nicht ein. Der alte kränkliche Mann blieb am Leben, um an dem Eigensinn des Neffen seine letzte Hoffnung scheitern zu sehen.

„Nun, lieber Oheim," sagte der Lieutenant, als er nach Verlauf eines Jahrs abermals vor den alten Baron trat; „nun bin ich frei, ich habe heimlich das Uhrmacherhandwerk gelernt und bin jetzt unabhängig genug, wenn der Umstand eintreffen sollte, welchen ich nicht ohne Grund fürchten muß.

„Welcher Umstand?" fuhr der Baron heftig auf.

„Der Umstand" — des Lieutenants Wangen färbten sich hochroth und trotz aller Anstrengung seiner Stimme Festigkeit zu geben, verrieth sie dennoch ziemliche Unsicherheit, als er hinzufügte — „daß ich gezwungen bin, meinen Abschied zu nehmen."

„Schön, sehr schön, höchst vortrefflich arrangirt! Sehr verdienstlich für eine Tollhäusler-Idee seine ganze Zukunft in die Schanze zu schlagen, Erbschaft, Ehre, Beförderung, ohne von der weitern Kleinigkeit, dem Verlust, der Achtung seiner Freunde und Verwandten zu reden. Es ist sehr natürlich, daß Deine Kameraden Dich so lange necken und verspotten werden, bis Du

gezwungenerweise Deinen Abschied nimmst, denn nach einem Schritt, wie Du ihn vorhast, können sie nicht wohl mehr mit Dir dienen! Ich achte sie deshalb: es zeigt daß sie Ehre im Leibe haben, wie es einem Offizier und Cavalier geziemt. Du dagegen Du sagst Dich von der Achtung aller ehrenhaften Leute los!"

„Behalte aber meine eigene."

„Und das wagst Du mir zu sagen? — Ich frage Dich nun zum letzten Mal, willst Du Dir die listige Weibsperson auf immer aus dem Sinn schlagen und auf ewig mit ihr brechen, so soll Dir all' der Kummer und all' die Sorge, welche mir Deine Thorheit gemacht hat, vergeben nnd vergessen seyn, und nie soll mehr das geringste Wort davon zwischen uns zur Sprache kommen."

„Theuerster Oheim, dieß kann nicht seyn! Nichts vermag meinen Entschluß zu ändern. Heute noch besorge ich das Aufgebot."

Als sich der alte Baron überzeugte, daß alle Bemühung fruchtlos blieb, war sein Kummer ebenso tief als verschlossen. „Auch ich" sagte er mit ruhigem, kaltem Tone, „habe noch heute ein wichtiges Geschäft vor. Ich mache mein Testament — Du bist enterbt."

So schieden sie.

Ein Jahr verging. Der allgemein aufs strengste getadelte Baron Henning hatte sich gezwungen gesehen, nach der Hochzeit seinen Abschied zu nehmen, und bewohnte nun mit seiner schönen jungen Frau ein paar kleine Stuben in einem Nebengäßchen. Er behalf sich, so gut es ging, mit seiner Uhrmacherprofession und die Neugierde führte ihm manchen neuen Kunden zu. Nie kam eine Klage über seine Lippen oder ein Funke von Verdruß oder Reue in sein Herz; denn die Zeit flog rasch dahin und die Uhren um ihn her zeigten ja Stunde für Stunde nur das Steigen seiner Seligkeit an, und oft wenn die ewige „Unruh" ihm den Kopf schwindeln machte, freute er sich innerlich über seine eigne Ruhe, über die stille Zufriedenheit seines Herzens.

In den langen Winterabenden, wenn er an seinem an der Wand befestigten Tischchen saß, und bis spät in die Nacht hinein arbeitete, saß die hübsche Christine ihm zur Seite. Sie sahen mit einander in dasselbe Licht, und dasselbe Licht lebte auch in ihnen. Wie glücklich waren sie! Christine heftete alle Augenblicke die Augen auf ihren Gatten, um ihm den kleinsten Wunsch abzusehen. Und wenn sie ihn heimlich zu erfüllen vermochte, wenn sie von ihrem spärlichen Haushaltungsgelde so viel auf die Seite legen konnte, um seine Leibspeise zu bringen oder ihm sonst eine Freude zu machen, so war sie überglücklich.

Die Liebe veredelt. Von Christinens früherem, natürlich ungebildeten Wesen, war Nichts mehr zurückgeblieben, als daß es ihr zuweilen schwer wurde, den Gedanken ihres Mannes in höhere Regionen zu folgen. Unmerklich stieg der Baron selbst zu dem Standpunkte herab, von welchem er sie nicht emporzuheben vermochte, und Beide fanden darin ihre Ruhe und ihr Glück.

„Was habe ich denn verloren?“ rief Henning oft aus, wenn er nach vollendetem Tagewerke sein geliebtes Weib in die Arme schloß. So lange Du mich liebst, Christine, wollte ich mein jetziges Loos um keinen Preis mit dem vertauschen, welches früher meiner wartete.“

„Und ich,“ erwiederte sie, „ich wäre ja ein Abschaum der Menschheit, ein Ungeheuer, das nudankbarste Geschöpf auf Erden, wenn ich jemals aufhören könnte, Dich zu lieben, dem ich Alles verdanke. Tag und Nacht sollte ich auf den Knieen vor Dir liegen!“ Und die Sterne des Abendhimmels waren Zeugen, daß Beiden ihre Worte von Herzen gingen. Sie schliefen und erwachten wieder, unwissend und unbekümmert um den Spott und die Schmähungen, welche die Welt über sie ausgoß.

Aber wo gibt es ein dauerhaftes Glück auf Erden?

Vier Jahre nach Hennings Heirath starb der alte Baron J. — Die Festigkeit und Seelenstärke, welche der Neffe in seiner Thorheit gezeigt hatte, veranlaßten

den Greis in einem Nachtrage zu seinem Testamente, ihm eine jährliche Rente von fünfhundert Thalern auszusetzen. Das ganze übrige, ungeheure Vermögen fiel an einen Zweig der Seitenlinie.

Der ältere Baron J. — und der alte Graf auf Dagstaholm waren sehr eng befreundet. Zufolge dessen wurde der Graf von dem alten Herrn zum Testamentsvollstrecker bestellt und durch ihn sollte Henning vierteljährig, vom Todestag des Oheims an, seine Rente ausbezahlt erhalten.

Es war eben in der Mitte des Sommers. Der junge Graf Ernst, der Rittmeister, war auf Urlaub zu Hause, und der Vater schickte ihn an seiner Stelle nach der Stadt, um mit dem Exlieutenant, oder dem Uhrmacherbaron, wie er ihn gewöhnlich nannte, kurz mit dem Narren Henning etwas auf jenes Jahrgeld Bezügliches, mündlich abzumachen.

Der Rittmeister war schon längst neugierig, das Weib zu sehen, deren gefährliche Schönheit einen Mann hatte fesseln und ihm dergestalt den Kopf verwirren können; er ergriff den Vorschlag mit beiden Händen. Am andern Tage trat er seine kleine Reise an und war kaum angekommen, als er auch ohne Verzug die etwas abseits liegende Wohnung aufsuchte, wo das glückliche Paar sein kleines, bis jetzt noch unvergiftetes Paradies gefunden hatte.

Er fragte in der Nebenwohnung an, und wurde eine kleine Treppe hinauf gewiesen; er klopfte.

Der Herr Graf vernahm auf seine Anmeldung nichts weiter, als ein leises Rasseln mit Messern und Gabeln. Das ungewohnte Sporengeklirr hatte die Inwohner bei ihrem einfachen Mittagsmahle gestört. Und da Christine in dem Gesicht ihres Mannes eine gewisse Unruhe bemerkte, machte sie schnell Anstalt, den Tisch von dem bescheidenen Mahl zu säubern. Allein der Graf, welcher hier keine Ceremonien zu machen für nöthig fand, öffnete die Thüre selbst, als Christine gerade im Begriff war,

einen Topf, mit warmen Kartoffeln in der Schale, und einen Teller mit kaltem Fleisch aus dem Zimmer zu entfernen; Henning wollte ihr folgen, eine Breischüssel in den Händen.

„Ich bitte um Vergebung, wenn ich genire," sagte der Graf mit einem Lächeln, welches artig seyn konnte; „bitte sich nicht stören zu lassen!"

Henning erröthete stark, vielleicht mehr aus Aerger, sich über einer unwillkührlichen Schwäche ertappt zu haben. Allein er war im Augenblick gefaßt, wandte sich mit großer Selbstbeherrschung an seine Frau, welche verlegen mitten im Zimmer stehen geblieben war und sagte: „Das ist ein alter Bekannter, mein Engel! Setz' nur Dein Mittagessen wieder her, er erlaubt schon, daß wir fortfahren."

Mit einigem Widerstreben gehorchte Christine, setzte sich aber doch auf einen Blick ihres Mannes gleichfalls wieder an den Tisch, während Henning sich stellte, als merke er die vornehme Nachlässigkeit des Grafen nicht, und ganz im alten Tone sagte: „Willkommen, bester Ernst! was verschafft mir das Vergnügen Dich bei mir zu sehen? Geschäfte wahrscheinlich, wegen meines Oheims Testament? Oder hast Du vielleicht" setzte er mit einer Ungezwungenheit hinzu, welche Heldenmuth genannt werden konnte, „eine alte Uhr, welche der Reparatur bedarf?"

„Das Erste . . . ." antwortete der Graf, wie es schien, in größerer Verlegenheit als der Wirth. Aber sein Blick haftete auf der schönen, erröthenden Christine, und er mußte sich gestehen, daß er in seinem Leben nie so vollendete und harmonische Formen, nie eine blendendere Haut und nie entzückendere Augen gesehen habe.

Mit unbeschreiblichem Vergnügen, sogar mit Stolz, bemerkte Henning den Eindruck, welchen seine Christine auf den Grafen machte. „Wenn Ernst erst wüßte, oder nur ahnen könnte, was für eine reine edle Seele in dieser edlen Gestalt wohnt," dachte er, „so hätten wir gewiß einen Freund unter dieser stolzen Familie."

Das Essen war bald vorbei. „Wenn Du Kaffee bei uns trinken willst," sagte Henning, dessen Herz stets auf der Zunge saß, „so wird mein flinkes Weibchen Alles in Ordnung bringen, während wir unser Geschäft besprechen."

Der Graf nahm mit Freuden die Einladung an, sobald er nur vorerst zu Mittag gegessen haben würde. Sie machten schnell ihre Besprechung ab, deren Zweck Henning schon kannte; Ernst händigte ihm das erste Rentenquartal ein und entfernte sich mit dem Versprechen, in einer halben Stunde wieder zu kommen.

Als der Rittmeister wieder zurück kam, war die kleine Stube zugleich Besuchzimmer und Speisesaal — die innere war Schlafzimmer und Werkstätte — sauber und nett aufgeputzt, ein Kaffeetisch, mit frischen Blumen geziert und feinem Backwerk besetzt, stand einladend vor dem einfachen Sopha. Der Graf gewahrte indessen wenig oder gar nichts von dieser kleinen Aufmerksamkeit. Ein andrer Gegenstand, welcher ihm wichtiger war, zog ihn an: die junge Wirthin, welche sich umgekleidet hatte und zwar — den Grafen betrog sein gewohnter Scharfblick nicht — mit einem, wenn auch noch so kleinen Anstrich von Koketterie.

Als Henning in das Zimmer trat, sagte der Graf mit gut gewählter Herzlichkeit: „Die Alten, lieber Bruder, haben ihre Vorurtheile, welche wir ihnen nicht benehmen können. Allein ihre Zeit ist nicht mehr die unserige, deßhalb hoffe ich, daß Du nichts dagegen haben wirst, wenn wir von nun an wieder auf dem alten, freundschaftlichen Fuße mit einander leben! Ich wenigstens bin noch der Alte!"

Hennings Augen strahlten vor Freude; sein reines argloses Herz pochte mit verdoppelten Schlägen; denn fast ohne daß er es sich gestehen wollte, hatte er doch stets eine gewisse Leerheit in der Brust empfunden, welche durch die Rückkehr auch nur Eines der alten Freunde, nun ausgefüllt war.

„Ich danke Dir, Ernst," erwiederte er mit einer Stimme, welche innige Rührung verrieth. „Es ist edel von Dir, daß Du Dich über ein Vorurtheil erhebst, welchem meine übrigen Kameraden und Freunde strenge zugethan bleiben. Sprechen wir nicht weiter davon, — es ist uns Beiden unangenehm. Komm' zu uns, wenn Du willst, komm' oft, dann wirst Du Dich überzeugen, daß ich nicht so ganz Unrecht hatte, mein gegenwärtiges Glück jedem andern vorzuziehen."

Und der arme Henning fuhr fort, die Schlange im Busen zu hegen, welche ihm seinen Frieden und sein Paradies rauben sollte. Der Graf machte von der herzlichen Einladung mit größter Freude und oft genug Gebrauch. Endlich kam er fast jeden Tag; denn mit Leidenschaft, mit wilder, verzehrender Leidenschaft liebte er die Gattin seines Freundes; und sie — sie, die ein „Ungeheuer" seyn müßte, „wenn sie einen andern Mann lieben könnte, als den, der ihr Alles geopfert hatte" — bestand sie wohl die Probe? — Nein — während der Zeit, wo der Rittmeister ihr seine heimlichen Huldigungen darbrachte, verschwand ihre Herzensreinheit immer mehr und machte dem angebornen, lange schlummernden Leichtsinn, der beinahe überwundenen Sucht, Mehreren zu gefallen, Platz. Sie lernte ohne Schwierigkeit ihrem verblendeten Gatten Zärtlichkeit zu heucheln, ohne sie mehr zu fühlen. Sie sank von Stufe zu Stufe; und um seinetwillen hätten Engel ihren Fall beweinen mögen.

Als Henning zuerst die Augen aufgingen, als der erste Verdacht der Untreue seiner Gattin in ihm aufstieg, fühlte er eine brennende verzehrende Gluth nicht in dem gefolterten Herzen allein, nein, auch im Kopfe, so daß er fürchtete — wenn sich sein Argwohn bestätigen sollte — wahnsinnig zu werden. Allein Christinens Wachsamkeit schläferte ihn wieder ein; er zwang sich zu dem Glauben, er sey im Irrthum gewesen. Dennoch lag Etwas in ihren Augen, das ihn zu ihr hinzog, und zu-

gleich wieder sein Blut mit Eiseskälte erfüllte. In solchen Stunden der Höllenseligkeit strich er schmeichelnd ihre blühenden Wangen und blickte ihr mit der unsäglichen, zitternden Angst in's Auge, welche nur der Liebende kennt und versteht. Es lag so unendlich viel Zärtlichkeit und so unendlich viel Qual in seinem Blick, daß die Heuchlerin, oft hocherröthend über seine Dreistigkeit, ihre Augen wegwenden mußte.

„Du könntest mich nie hintergehen, Christine! Sag', — nicht wahr, Du könntest es nicht?"

„Nie!" dabei schlang sie ihren Arm um seinen Hals, um ihm nur nicht in die Augen sehen zu müssen, und ihre heißen Lippen, noch brennend von den Küssen eines Andern, hafteten auf den seinigen.

„Sie ist schuldlos, ich habe ihr Unrecht gethan, die Eifersucht verblendet mich!" seufzte er. Aber so sehnlich er nach Ruhe und Glauben rang — keines von beiden wollte wiederkehren.

So ging es bis in den Winter. Der Rittmeister sollte bald zu seinem Regimente zurück, und mit leichterem Sinn dachte Henning an die Zeit, wo er wieder mit seiner Christine allein seyn werde. — Aber diese Zeit kam nicht mehr. — Der Schlag fiel wie ein Blitz auf ihn nieder — er vernichtete ihn auf einmal.

Eines Mittags kam er von einem kleinen Ausgange in die Stadt, zurück, und begegnete auf der Treppe der Magd, welche sehr eilig zu seyn, und ihm sichtbar ausweichen zu wollen schien. Dieß machte ihn stutzig: „Wohin?" fragte er. Ohne Zweifel war die Frage kurz und rauh, denn das Mädchen erschrack heftig, und verbarg die Hand unter der Schürze.

Eine gräßliche Ahnung stieg in Henning auf. „Wohin sollst Du gehen, Weib?" donnerte er, und ergriff das Mädchen am Arm.

„Ich darf es nicht sagen," stammelte sie zitternd.

„Du darfst nicht?" damit zog er die Schürze weg,

riß in demselben Augenblick einen Brief aus ihrer krampfhaft geschlossenen Hand, und eilte damit die Treppe hinauf, in das innere Zimmer.

Der Brief war von seiner Frau an Graf Ernst, und Christine sagte darin, da sie einander jetzt unmöglich allein treffen könnten, denn sie sey stets bewacht, so müsse sie ihm schriftlich mittheilen, daß ihre frühere Ahnung leider eingetroffen und sie ......

Ein schönes Geständniß für einen Mann, der seine Gattin vergöttert, und einen Engel zu besitzen wähnt.

Die weitere Geschichte ist kurz. Am nämlichen Abende noch schleppte sich Christine zu der Hütte ihres Vaters und wand sich zu seinen Füßen. Der Greis verdammte ihren Leichtsinn, allein der Verstoßenen konnte das Vaterherz eine Freistätte nicht versagen. Es war ihr aber eine bittere Freistätte. Nach ein paar Monaten war der Ehescheidungsprozeß zu Ende; — ihm hatte Henning alle Kraft gewidmet, welche ihm noch übrig blieb. Als er endlich den Scheidebrief in der Hand hielt — da — erlosch der letzte Funke von Verstand, der letzte Funke, welcher in seinem zerrissenen Innern noch glimmte. In den ersten paar Jahren war sein Wahnsinn unschädlich; elend und verlassen trieb er sich auf den Straßen umher und stand manche Nacht, in Sturm und Regen, vor der Thüre von Christinens Hütte, und lauschte mit gespannten Nerven und fliegenden Pulsen, und horchte auf das Knarren der Wiege, in welcher der Sohn des Grafen lag. So blieb es aber nicht lange. Sein Wahnsinn nahm zu, und zwar in so hohem Grade, daß der alte Graf zu Dagstaholm es für nothwendig fand, ihn in ein Irrenhaus bringen zu lassen, wo er nach zehnjährigem Elende sein trauriges Daseyn beschloß.

Für den Rittmeister war die ganze Geschichte eine Kleinigkeit, welche er über andere Triumphe bald vergaß. Die Gräfin, seine Mutter, nahm die Sache aber anders; sie linderte, so viel sie vermochte, Hennings Leiden bis zu seinem Tode, und unterstützte Christinen,

bis diese nach ihres Vaters Tode mit ihrem Kinde den Ort verließ, und sich anderwärts ein Unterkommen suchte.

* *
*

„Aber liebste Muhme Malla," sagte Lisa, als die Hofmeisterin nach vielen weitläuftigen Umwegen endlich auf den Punkt kam, wo unsre Erzählung jetzt steht, „wo ist sie denn hingekommen? Das wird man ja doch wohl wissen, und ich möchte es auch so gerne hören."

„Ach liebes Kind," entgegnete die Hofmeisterin und nahm eine höchst wichtige und geheimnißvolle Miene an, „es gab eine Zeit, wo man viel von der Sache gesprochen hat. Die Gräfin hat wahrlich manche Thräne darüber geweint — ja gewiß und wahrhaftig, das hat sie gethan, und was sie dem Rittmeister für Strafpredigten gehalten hat! Na, na, der hat sie auch längst vergessen, und inzwischen geheirathet, und wieder geheirathet. Und die alte Gräfin liegt nun wenigstens schon zehn Jahren in der Familiengruft."

„Aber Christine?" versetzte Lisa ungeduldig; „die ist doch nicht in die Familiengruft gekommen?"

„Nein, gewiß nicht! Aber was ich von ihr zu erzählen weiß, ist weiter Nichts als ein dunkles Gerücht;" dabei sah die Hofmeisterin sehr geheimnißvoll nnd romantisch aus. Man konnte wohl sehen, daß sie in ihrem Gedächtniß nach etwas recht Schönem und Interessantem suchte. Sie hatte freilich unter Verschiedenem die Wahl, denn mindestens zwanzig Varianten waren über die letzten Schicksale der berüchtigten schönen Fischerstochter im Umlauf.

„Wenn ich nur irgend einen Schluß erfahre, mag er seyn, wie er will, so bin ich schon zufrieden," erwiederte Lisa, „es ist ja gräßlich widerwärtig, auch gar kein Wort weiter zu wissen!"

„Nun denn — eines von den vielen Gerüchten sagte, sie hätte sich später mit einem Bürger verheirathet und

ein ganz ehrbares Leben geführt; das mag aber glauben wer will — so konnte es nun und nimmermehr ausgehen. Ich bin viel geneigter Etwas zu glauben, was mit Christinens ganzem romantischen Schicksal mehr in Einklang steht. Es ging nämlich damals die Sage, sie sey unter eine zusammengelesene Komödiantenbande gegangen und dem Namen nach die Frau eines Akteurs geworden, der sie jeden Tag, den Gott gab, braun und blau geschlagen habe, und daß sie am Ende so weit heruntergekommen sey, daß sie hinter den Coulissen stand, die Lampen putzte und dgl. mehr.

„Da begab es sich eines Tags,“ hier legte Muhme Malla ihre Hände in den Schooß, ließ, des größern Nachdrucks halber, die Nadel achtlos aus der Hand auf den geflickten Sophaüberzug fallen, — „da begab es sich eines Tags, sage ich, daß sie auch wieder hinter einer alten Waldcoulisse oder so etwas stand, als sie auf ein Mal in der Logenreihe gegenüber gerade auf der vordersten Bank, einen fein gekleideten eleganten Herrn erblickte, welcher sie mit großer Aufmerksamkeit betrachtete. Plautz! lag sie mit einem lauten Schrei am Boden; — und dieß war auch kein Wunder — denn es war Niemand Anderes als ihr verschmähter Bräutigam, der ehemalige Steuermann Rasmundsson, jetzt Kapitän einer großen Brigg. Wo das Weib später hingekommen ist, weiß man nicht, ohne Zweifel ist sie vor Gram und Elend gestorben, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der kleine Herr Graf bei der Truppe zurückgeblieben ist.“

Nachdem Muhme Malla auf eine für sich selbst so wie für ihre Zuhörerin höchst befriedigende Weise die Geschichte von der Fischerstochter beendigt hatte, namentlich die Erzählung von ihrem eigentlich ganz unbekannten spätern Leben, so wurde noch viel über die Sache hin und her geredet, bis endlich der Klang der Hausglocke der großen weitläuftigen Abhandlung ein Ende machte.

„Das ist sicherlich Will — soll ich ihn hereinlassen? fragte Muhme Malla und sah Lisa an.

„Ach ja! Er kann jetzt den Auftrag ausrichten, von dem Du vorhin gesprochen hast!“ Erröthend wandte sich Lisa zur Seite.

Will, dessen Höckerbude ganz in der Nähe von Frau Normans Wohnung lag, hatte ein für alle Mal die Erlaubniß, wenn er wollte, einzusprechen.

„Guten Tag, Will!“ sagte Lisa und nickte dem eintretenden Jüngling zu. „Hast Du heute viel zu thun?“

„Nicht sehr viel, sonst wäre ich wohl nicht ausgegangen,“ entgegnete Will und machte den ersten Versuch mit der Freimüthigkeit, welche ihm seine Mutter angerathen hatte.

„Hast Du Lust für Muhme Malla eine Kommission zu besorgen? — nur in der Kirchstraße. Du bist bald wieder zurück.“

„Wenn Muhme Malla mich um Etwas zu bitten hat, so mag sie es nur selbst sagen!“ erwiederte der junge Gelbschnabel, jedoch nicht ohne eine gewisse Unsicherheit in der Stimme, denn der Wechsel in seinem Benehmen kam ihm selbst doch etwas gar zu auffallend vor.

Lisa fing zu lachen an. „Bist Du denn närrisch geworden? was soll dies für ein Betragen seyn? Willst Du gehen, frage ich Dich, oder nicht? Sey so gut und erzeige mir die Artigkeit, ja oder nein zu sagen.“

„Also nein!“ sagte Will, welcher einmal fest entschlossen war, sich nicht aus dem Konzept bringen zu lassen.

Lisa sprang vor Verwunderung von ihrem Sitze auf. Will, der bisher ja geantwortet hatte, sobald sie nur den Mund öffnete — wie kam der jetzt so plötzlich zu einer solchen Kühnheit? Es hätte nicht viel gefehlt, so bekam Lisa abermals einen Krampfanfall, denn es kam ihr gerade so vor, als ob alle ihre Anbeter bis herab zu dem unbedeutenden Will sich verschworen hätten, ihrer Gewalt Trotz zu bieten.

Muhme Malla gab dem unüberlegten jungen Menschen einen Wink um den andern. Sie blinzelte mit den

Augen, schüttelte den Kopf — vergebens — Will saß unbeweglich da und drehte den Hut in seinen rothen Händen.

Nach einer kleinen Pause der Ueberlegung fand Lisa, daß es Will doch nicht so übel kleide, wenn er auch einmal seinen eigenen Willen habe, besonders, da ihm sein Benehmen Gelegenheit gab, ihre kleinen Kokettteriekünste etwas zu üben; ein so unbedeutender Gegenstand dafür auch ihr lieber Vetter war, so nahm sie in Ermanglung von etwas Besserem doch damit vorlieb — —

„Wilhelm," sagte Lisa mit herzlichem Tone, und sah den armen Höckerkandidaten so freundlich an, daß er ganz und gar „aus dem Häuschen kam" — „willst Du nicht, wenn ich Dich schön, recht schön bitte, die Kommission ausrichten und die Antwort bringen?"

Will schwieg. Er war nahe daran, auszurufen, daß er in das Meer springen wolle, wenn sie ihn so darum bitte.

„Lieber, guter Will, das ist recht garstig von Dir! Wir sind doch immer so gut Freund mit einander gewesen — — na, Will? Ich seh' es Dir an, Du Schelm, Du willst Dich nur mit mir necken!"

„Wohin soll ich gehen?" sagte Will mit strahlenden Augen und sprang auf.

„Muhme Malla wird es Dir sagen. Komm aber bald wieder zurück, lieber Junge!"

Die Hofmeisterin ging mit Will in das innere Zimmer, wo sie ihm das Geld und die weiteren Anweisungen gab.

Ehe wir ihnen aber folgen, wollen wir sehen, wie unser Kammerer seine Zeit anwandte — welches wir am besten aus der Ankündigung erfahren werden, mit welcher das nächste Kapitel beginnt.

Eilftes Kapitel.

Der Kammerer schreibt ein sehr wichtiges Billet und ist in einer entzückten, wo nicht gar poetischen Laune, bis ihm Alles wie ein Traum vorkommt.

Bereits dreimal hatte man im Stockholmer Tagblatt unter der Rubrik: „Allerlei“ folgendes Heirathsgesuch lesen können:

„Ein Junggeselle in den besten Jahren, mit einem guten Auskommen, und Gottlob allzeit bester Gesundheit, hat von Jahr zu Jahr mehr die Wahrheit der Schriftworte erkannt,“ es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey“; deßhalb wünscht er eine ruhige und verständige Heirath zu schließen, um der öden Einsamkeit seines bisherigen Lebens ein Ende zu machen. Er erklärt übrigens offen und unumwunden, daß es ihm nicht um eine Zierpuppe zu thun ist, welche auf einen alten reichen Mann spekulirt, um ihm das Leben zu verleiden, und ihn bald möglichst unter den Boden zu bringen — ein junges Frauenzimmer braucht sich nicht zu melden; denn die Person, welche durch Gegenwärtiges eine Frau sucht, will den Herbst ihrer Tage ungestört und fern von den Eitelkeiten der Welt an der Seite einer erfahrenen und zärtlichen Gattin verleben und sieht deßhalb hauptsächlich auf ein Frauenzimmer von mittlerem Alter, Jungfrau oder Wittwe, und bittet, daß sich nur eine solche, nach gewissenhafter Berathung mit sich selbst und im Hinblick auf Den, der die Ehe gestiftet hat, melden möge. Bei dem wichtigen Schritte sind indessen auch Beweise eines ehrbaren Wandels, zugleich eine gute Erziehung und gewöhnliche Bildung, in Verbindung mit einem häuslichen und sanften Wesen, strenger Ordnungsliebe, Fleiß und Sparsamkeit, sowie hauptsächlich ein gutes und zärtliches Gemüth erforderlich. Ganz arm soll sie indessen auch nicht seyn und (wenn es eine Wittwe

ist) keine unversorgten Kinder haben. Wer hierauf Rücksicht nehmen will und obige Bedingungen erfüllen zu können sich getraut, beliebe die Antwort mit der Aufschrift: „vortheilhafte Heirath“ auf dem Comptoir des Tagblatts abzugeben, worauf ein weiteres Uebereinkommen getroffen werden soll.“

Drei Tage schon war, wie gesagt, die Anzeige zu lesen, und unser Kammerer hatte auch bereits mehrere Antworten erhalten. Da indessen keine derselben nach seinem Geschmacke war, so drohte das Heirathsgesuch ein stehender Artikel in dem Blatte zu werden, als er eines Nachmittags drei Billete auf einmal bekam.

Er hatte sie selbst abgeholt; als er heim auf sein Kämmerchen gekommen war, den Spazierrock ausgezogen und an den Nagel hinter dem Vorhange im Triangel gehängt, und den Schlafrock angezogen hatte, setzte er sich auf den Sopha, zog die Brille hervor, wischte sie mit dem Taschentuchzipfel sorgfältig ab, gleichsam um sich in der Geduld zu üben, schneuzte sich ein paarmal, nahm aus der Dose, welche neben ihm auf dem Sopha lag, unter höchst melodischem Blasen der Naslöcher eine Prise und ergriff, wenn auch nicht mit Herzklopfen — denn in den Fünfzigen klopft das Herz nicht mehr so heftig — doch wenigstens mit etwas zitternder Hand das erste Billet, erbrach es und las:

„Hochgeehrter Herr!

Obgleich das Frauenzimmer, dessen eigenhändige Züge Sie vor sich haben, noch nicht in die mittlere Jahre gekommen ist (ich zähle erst achtundzwanzig), so glaubt sie doch Ihnen die Versicherung geben zu dürfen, daß ihr Verstand unter dem mannigfachen Wechsel in der großen Schule des Lebens gehörig gereift ist. Sie war, aus eigner Wahl, niemals verheirathet, denn sie hat bisher den Ehestand für eine sehr ungewisse und perilleuse Lotterie gehalten. Viele haben um mich geseufzt — aber, ich betheure es bei Allem, was heilig ist — stets streng und unbeweglich habe ich Alle zurück-

gewesen; denn sie waren sammt und sonders zu jung, um eine sichere Stütze für das Weib abzugeben, welches sich gleich einer Ranke daran empor schlingen soll. — — Ach, mein Herr! wie herrlich ist das Bewußtseyn, Ihnen ein Herz anbieten zu können, welches noch nie von dem Athem des schelmischen Gottes gerührt war; seine Pfeile sind stets nur wie leichte Zephyre an meinen Ohren vorbei gerauscht. Ich wollte meine Freiheit für den vom Himmel mir Bestimmten bewahren, und diesen Auserwählten habe ich ganz gewiß in Ihrer Person gefunden. In der verflossenen Nacht sah ich einen Mann von dem edelsten Aussehen und Wesen im Traum — — und müßte mich sehr täuschen, wenn ich, bei persönlicher Bekanntschaft, in Ihnen nicht das Ebenbild des Edlen finden sollte, der mir die grüne Myrthe bot. Gewiß, es gibt eine gewisse unerklärliche Sympathie harmonirender Seelen!

Sich selbst zu loben verräth wenig Zartgefühl; aber ich darf getrost die Versicherung geben, daß ich Ihre Anforderungen an eine liebende Gattin zu erfüllen im Stande bin. An Arbeit war ich, Gott sey Dank, von jeher gewöhnt, denn ich habe viele Jahre in vornehmen Häusern im Haushaltungsdepartement und bei der Erziehung der Kinder mitgewirkt. Diesem allzu fatigirenden Geschäfte wünschte ich Lebewohl zu sagen und in Hymens friedlichen Tempel einzugehen, wo ich hoffe, daß der Ehegott die Rosenschwingen gegenseitiger Sympathie über uns breiten wird.

Ganz arm bin ich auch nicht, denn ich habe meinen Lohn von fünf Jahren zu gut, und sonst ist, Dank den Allmächtigen! meine Hand von der Art, daß sich Alles unter ihr vermehrt. Baldige Antwort erwartet Constanze, unter deren Adresse Sie dieselbe im Comptoir des Tagblatts abzugeben belieben."

Nachdem der Kammerer mit den deutlichsten Zeichen von Ungeduld das Billet durchlesen hatte, warf er es weit von sich, und man konnte aus allen seinen Zügen

lesen, daß die Lusttragende sich keine Hoffnung zu machen brauchte. Dann griff er nach Nummer zwei und las:

„Mein Herr!

Ich will damit anfangen, frisch von der Leber weg zu reden, wie ich Tag meines Lebens gethan: ich bin vielleicht ein paar Jahre über das mittlere Alter, wie man es zu nennen pflegt, hinaus. Ich bin weder eine Jungfer noch eine Wittwe; ich bin von meinem Manne geschieden. Allein ich kann die überzeugendsten Beweise beibringen, daß er ein Barbar gewesen ist und daß es nicht meine, sondern seine Schuld war, daß es so weit kam. Ich habe ein ganz hübsches kleines Vermögen, ein einträgliches Geschäft und keine Kinder. Ich sehne mich nach ungestörter Ruhe und nach einem Ersatz für die unglückliche Ehe, welche ich in meiner Jugend eingegangen habe, und wünsche deßhalb, daß Sie irgend einen Ort bestimmen möchten, wo wir mündlich über die Sache weiter sprechen können. Ihre Entschließung wollen Sie gefälligst auf dem Comptoir des Tagblatts unter der Adresse S. U. abgeben."

„Dummes Zeug, lauter Mühe um Nichts! — Einrückungsgebühren vergeblich hinausgeworfen! — Hätte den Henker von ihrem Ersatz!" brummte der Kammerer zwischen den Zähnen und war nahe daran, das dritte Billet unerbrochen liegen zu lassen. Allein die feste Hand der Aufschrift, welche ihn schon im Anfange bestimmt hatte, diese Hoffnung bis zuletzt aufzusparen, hielt ihn von einem so grausamen Verfahren ab. „Ich kann mir ja den Wisch wenigstens einmal ansehen!" dachte er und erbrach den Brief.

„Ein Frauenzimmer von etwa vierzig Jahren, Wittwe eines braven Mannes, mit welchem sie in guter und glücklicher Ehe gelebt hat, ist auf Ihre Anzeige im Tagblatt aufmerksam geworden. Es ist nicht selten, daß dergleichen Annoncen nur ein ungebührlicher schlechter Spaß sind, allein Sie, mein Herr, scheinen mir zu ernsthaft dazu zu seyn, und außerdem muß ich Ihnen sagen,

daß ich nicht die Person bin, welche sich zum Narren halten läßt. Meine Stellung ist eine sehr vortheilhafte, indessen fehlt meinem Herzen immer noch Etwas, denn ich bin allein; ein braver Mann wäre mir willkommen, welcher den Werth meines sanften Gemüths zu schätzen weiß. Ob ich indessen allen ihren Anforderungen zu entsprechen vermag, kann und wird erst eine mündliche Unterredung und Bekanntschaft ausweisen. Ich setze nur noch hinzu, daß ich mit einer guten Erziehung und der Gewohnheit an gebildetem Umgang viel Sinn für Häuslichkeit und Ordnung vereinige, und daß ich niemals das Haushaltungsregiment in fremde Hand gelegt habe. Die Antwort abzugeben im Milchmagazin am Kornhafen, unter der Adresse Wittwe W. 40."

„Diese!" sagte der Kammerer und nahm eine lange Prise. „Die kommt mir gar nicht so übel vor. Es scheint ihr nicht so gewaltig viel darum zu thun zu seyn — und das ist schon ein gutes Zeichen; das Billet ist mit fester Hand geschrieben und deutet auf Verstand und Bekanntschaft mit besseren Sitten und Manieren, als die beiden anderen Damen zu haben scheinen!"

Unser Kammerer stopfte sich eine Pfeife, ging nachdenklich im Zimmer auf und ab, schmatzte, rauchte, hustete und schloß endlich den Schreibpult auf. Eine ganze Stunde saß er daran und rückte ohne Ruhe und ohne Rast beständig auf seinem grünen Drehstuhl hin und her. Auf einmal ergriff er eine Feder und schrieb mit verstellter Handschrift:

„Sehr achtbare Frau! In Bezug auf den delikaten Gegenstand, welcher zwischen uns zur Sprache kommen muß, nehme ich mir hiemit die Freiheit, Ihnen für nächstkommenden Sonnabend, fünf Uhr Nachmittags, auf dem Karlsberg eine Zusammenkunft vorzuschlagen, und zwar in der ersten Allee rechts am Damm, gegenüber der Parkwächterswohnung. In der Hoffnung, daß Sie mir das Vergnügen nicht versagen werden, und in der Ueberzeugung, daß ein so ästimables Frauenzimmer, wie

Sie mir zu seyn scheinen, kein solches Billet geschrieben haben würde, wenn Sie nicht in sich die Fähigkeit fühlte, die Bedingungen zu erfüllen, welche ich von meiner künftigen Gattin wünsche und erwarte, zeichne ich

mit vorzüglicher Hochachtung
Ihr gehorsamer Diener
vorderhand ohne Namen.

N. S.

Ich brauche nicht hinzuzufügen, denn dies versteht sich von selbst, daß Sie das strengste Stillschweigen von mir erwarten dürfen, wenn es auch zu einer näheren Vereinbarung zwischen uns nicht kommen sollte; ebenso wenig zweifle ich, daß ich von Ihrer Seite, hochachtbare Frau, mich der nämlichen Delikatesse zu versehen habe, indem ich die Verschwiegenheit bei einem Gegenstand wie dieser ist, für eine Hauptbedingung halte."

„So!" rief der Kammerer aus, faltete den Brief zusammen und versiegelte ihn sorgfältig. Sobald er sich zum Spaziergange, das heißt den bouteillengrünen Ueberrock angezogen hatte, begab er sich schleunig mit seinem Billet auf den Weg; denn etwas Gutes darf man nicht lange aufschieben.

Die hochwichtige Sache war bald abgethan — und nun war es ihm so leicht um's Herz', er fühlte sich so froh und freigebig gestimmt, daß er beschloß, an eine Schenke am Strande unten zu gehen und dort ein Glas Rum zu nehmen.

Dort angekommen setzte er sich in die linke Fensterecke und ließ, hie und da an seinem Glase nippend, sein künftiges Leben in den lachendsten Bildern an sich vorübergehen. Er las das Billet der achtbaren Frau noch ein Mal und überzeugte sich immer mehr, daß die Schreiberin ein sehr würdiges und respektables Frauenzimmer seyn müsse. Und da auch sie ihrerseits sich nach einer Vereinigung sehnte . . . .

„Na, bei meiner armen Seele, träume oder wache ich!" erscholl eine bekannte Stimme ganz nahe an den

Ohren des glücklichen Freiers, und in demselben Augenblick fühlte der Alte einen kräftigen Schlag auf der Schulter. „Wohin muß ich das Wunder schreiben, den Herrn Kammerer hier zu sehen?"

„Je nun, ja, man will sich auch ein Mal von Hause los machen! es ist so lustig, ganz prächtig, so hier zu sitzen und den brausenden Strom und den musizirenden Harfenspielerinnen zuzuhören. Es liegt etwas Einlullendes in dem ganzen Leben und Getreibe um Einen her; der herrliche Saal und all' die Gestalten, welche in Cigarrenrauch umherschweben ...."

„Der Herr Kammerer sind heute, wie ich merke, ganz lustig, fast möchte ich sagen, poetisch gestimmt," versicherte Rosell; denn der war es, welcher sich an den Tisch setzte, an dem der Kammerer saß. „Ich wollte mein Leben verwetten, Sie haben heute ein sehr gutes Geschäft gemacht."

Der Alte blinzelte halb geheimnißvoll mit den Augen: „man hat so zuweilen einen glücklichen Augenblick! aber — darf ich Ihnen nicht auch ein Glas anbieten...! Kellner! ...! es freut mich, daß ich einen Bekannten treffe, während ich gerade so gut bei Laune bin. Sie wissen wohl, Herr Sekretär, daß es sonst meine Sache nicht ist, mich an solchen Orten herum zu treiben, werde es auch später schwerlich mehr oft so machen; aber, wie gesagt — für ein Mal .... Die Lümmel hören gar nicht ... Haben Sie die Güte und bestellen Sie es selbst!"

„Auf Ihre Rechnung, Herr Kammerer?" fragte Rosell.

„Ei natürlich, versteht sich — dann können wir auch eine Tasse Thee zu uns nehmen; Sie sehen, Herr Sekretär, ich bin einmal im Zuge."

„Wenn es so ist, so erlauben Sie mir einen Vorschlag zu machen — Kellner! — Sie, Herr Kammerer, trinken Ihren Thee — meine Liebhaberei ist das schlabbrige Zeug just nicht! für meine Tasse kommen mir also zwölf Schillinge zu gut ... He da, hierher Kellner!

Eine halbe Flasche Punsch auf die Rechnung des Herrn da, aber schnell! ... Sehen Sie, Herr Kammerer, hätten wir bloß zwei Gläser genommen, so machte dieß mit meinem ersparten Thee gerade sechsunddreißig Schillinge. Die halbe Bouteille kostet nur einen Thaler, man hat dann aber auch seine vollen fünf Gläser; Sie haben demnach reinen Gewinn davon, daß ich so bestellt habe, was ich meiner Entschuldigung halber zu bemerken bitte."

„Na, na," lachte der Kammerer, „da sieht man den Advokaten; aber das muß man sagen, der Herr Sekretär ist immer lustig."

„Und damit Sie sehen, daß Sie Recht haben, so will ich auch sagen, was ich im Sinne hatte — — ist Ihnen eine Cigarre gefällig, ächte Havannah, ganz gut — — ja, ja das Wetter ist wirklich außerordentlich hüsch, — wenn es Ihnen ist, wie mir, Herr Kammerer, so schlendern wir ein wenig nach dem Thiergarten, zu der hübschen Olivia, und wenn Sie dort eine Fhasche Champagner setzen wollen ...."

„Champagner? ich Champagner setzen? das fällt mir im Leben nicht ein!"

„Na, na, so hoch versteigen sich meine Gedanken auch nicht, 's war nur Spaß von mir," versicherte der Sekretär, „wir haben ja Punsch." Aber als unser guter Alter seine drei Gläser ausgestochen hatte und dabei in die brillanteste Laune von der Welt gekommen war, zeigte er sich nichts destoweniger bereit, Arm in Arm mit Rosell den vorgeschlagenen Gang nach dem Thiergarten zu machen. „Zum Henker auch! — einen lustigen Tag im Jahre wird man sich doch machen dürfen! Allons! Marsch; ist mir's doch, als ob ich wieder jung wäre!"

Als der Kammerer am Morgen nach diesem merkwürdigsten Abenteuer seines Lebens zwei Stunden später als gewöhnlich aufwachte, kam es ihm wie im Traume vor, denn er fand, daß er seine richtigen sechs Thaler, vierundzwanzig Schillinge für Rum, Thee, Punsch und

zwei Flaschen Champagner ausgegeben hatte, aber neben diesem Traum strahlte ihm auch eine helle Wirklichkeit entgegen! Am andern Tage sollte ja eine noch größere Veränderung mit ihm vorgehen. Unter den Gedanken an die Karlsberg-Allee und was ihn dort erwartete, merkte er nicht ein Mal die alten Verdrießlichkeiten bei seiner Toilette: er vergaß sogar seinen Vögeln das gewöhnliche Morgenfutter zu reichen, bis ihr vereintes Gekreisch ihn aus seinen tiefen Grübeleien weckte.

Zwölftes Kapitel.

Der junge Ficker trifft einen alten Bekannten, welchen er nothwendig nach Hause führen muß, ehe er seinen Auftrag ausrichten kann.

Mit Muhme Malla's Auftrag in der Tasche wanderte Will durch die Straße.

Ohne im entferntesten zu ahnen, daß er im Begriffe war, seinen gefährlichsten Nebenbuhler aufzusuchen, ging er im Gegentheil mit ganz interessanten Gedanken um. Lisas Freundlichkeit, der holde Ausdruck in ihrer Stimme hatte in ihm, wenn auch gerade keine bestimmte Hoffnungen, doch wenigstens die Idee einer Möglichkeit erweckt, einst den Weg zu ihrem Herzen, oder zum Paradies — was für ihn gleichbedeutend war — zu finden.

Denn daß Lisa ihn lieben, daß er einst ihr Mann werden, und sie ihn ihren lieben, guten Will, ihr herzliebstes Alterchen — lauter Beinamen, wie sie die Gattinnen gebrauchen — nennen könnte, selbst der Gedanke an all' Dieses war so herrlich, daß es Will dabei abwechselnd kalt und heiß wurde — trotz einem Gourmand, wenn er vor einer ächten und gerechten Straßburger Gänseleberpastete sitzt.

So in seine Phantasien vertieft, steuerte er an der Wohnung des Notars vorbei, immer weiter die Kirchstraße hinab, so daß er endlich bis zum Eisenmarkte

kam, wo er ganz unvermuthet gegen eine Person anprallte, welche mit etwas unsicherem Gange, in ganz hübschem Zickzack hinüber und herüber lavirte. Will blickte auf und fuhr ein paar Schritte zurück, als er entdeckte, daß es Niemand anders war, als sein eigener würdiger Vater, welcher auf solchen Irrwegen ging, und sich, der wunderbaren Wirkung der wohlthätigen Fleischbrühe zum Trotz, in einem mehr als seligen Zustande befand.

„Was Teu... Teu... Teufels! geht denn der Weg durch die Leute?" stammelte der alte Ficker und hob ein Büschelchen Faßbänder in die Höhe, welche er in der Hand hielt.

„Um Gotteswillen, laßt Euch nach Hause führen, Vater! wie seyd Ihr denn daher gekommn? und dazu noch..." Will wagte nicht hinzuzusetzen... in einem so verwahrlosten Zustande.

„Bist Du es, Wi... Wi... Will, bist Du es, mein gu... gu... guter Junge, wie ka... kannst Du nur so du... dumm fragen; wie ich da... daher komme? Ich bin spa... spazieren gegangen, pro... promenirt, herum ge—schlendert, ha, ha, ha! Was meinst Du, was Neta sagen wird, wenn ich so heimko... komme? sie hatte heute so schwache Fleischbrühe, ja gar zu schwa—che, was meinst Du dazu? so sieh' mich doch an, Du Lümmel! Am Ende machst Du Dich gar über mich lustig, he? zum Teufel, was für ein Spaß, daß die Neta die Fleischbrühe so schwach gemacht hat, hi, hi, hi!"

„Wo seyd Ihr denn gewesen, Vater?"

„Fä... Fässer hab' ich gebunden... Fässer, bei... meinem alten Kunden Isaak Dagerberg, und da hab' ich mich für mein Geld lustig gemacht. Einen lustigen Tag darf — man schon ein Mal haben. Ein Räuschchen in Ehren kann Niemand verwehren. Neta mag sagen, was sie will, ich schere mich den Henker darum!"

„Seyd so gut, Vater, laßt Euch unter dem Arm

fassen und heimführen! Es wäre doch eine Schande, wenn wir einem Bekannten begegneten, dem Kammerer z. B. oder Muhme Norman."

Vor der Letztern hatte Meister Ficker einen besondern Respekt, deßwegen rief er ganz ängstlich, während seine gläsernen Augen den gefürchteten Gegenstand durch den Nebelschleier suchten: „Herr Gott! ist das Weibsbild um den Weg?"

„Freilich," sagte Will, seinen Vortheil wahrnehmend, „es sind noch keine zwei Minuten, bin ich ihr begegnet. Wenn wir uns aber sputen, so glaube ich kaum, daß sie uns einholt, so schnelle Beine sie auch hat."

„Teufels, das ist dumm! Will, mein Junge! da ... da hab' ich noch ein paar Schillinge, die ich noch los werden muß. Neta sagt ja so immer, daß All ... Alles eben heim müsse, und es ist nicht der Mühe werth, wenn ich den Bettel nach Haus bringe, während die andern heidi sind. Aber wo kommst denn Du her, Will? ich halte Dich ja nur auf, mein — Junge."

„Ach nein, Vater, ich habe gar keine Eile. Es war doch gut, daß mein Weg mich daher führte."

„Nein, nein, das kann ich just nicht sagen. Ich hätte den We ... Weg auch ohne Dich heimgefunden. Aber wa ... wa ... warte ein bischen! Halt' mich nicht so verflucht fest am Arm! Laß ... laß los, sag' ich, Du Schlingel — hab' Respekt vor Deinem Vater Ich muß da hinein, hab' ein kleines Geschäft drin."

Mit aller Gewalt zog der Alte nach der Gegend, wohin seine Augen gerichtet waren. Die letzten Schillinge brannten ihn in der Tasche, sie schienen zu ahnen, daß das wohlbekannte Haus mit der lockenden Ueberschrift: „Schnapsschenke" in der Nähe war.

Will sah sich um. „Hab' ich's nicht gesagt!" rief er aus, „dort flattert eben Muhme Normans blauer Shawl um die Ecke. Wenn wir dieser jetzt nicht aus

den Zähnen kommen, so gibt es eine schöne Geschichte! Ihr kennt sie, Vater.“

„Ja, mein' Seel!“ fügte der alte Ficker mit einem Seufzer hinzu, „ich kenne das Hexenvolk wie meinen Hosensack! Niemand als sie hat meine Neta die verflu... verfluchte Fleischbrühe kochen gelehrt. Aber Will, könnte ich mich nicht so lange da drinnen verbergen, bis sie vorüber ist? Laß mich hinein, lieber Junge, nur ein wenig — ein ganz klein bischen.“

„Soll sie Euch in diesem Zustande sehen? Das vergäße sie Euch nie. Um Gotteswillen kommt!“ Halb mit Gewalt brachte endlich Will seinen lieben Herrn Papa an dem gefährlichen Magnet vorüber, dann ging es recht brav und der Alte wunderte sich nur immer, was wohl Neta dazu sagen würde, wenn sie fände, daß er auch Haare auf den Zähnen habe und sich den Teufel um das Weibergeträtsche kümmere.

Muhme Neta saß in ihrem gewöhnlichen Abend-negligé, der braunen Schlafjacke und dem grünen Unter-rock und hakte Wursthüllsel, als Will den Alten zu der schmalen Thüre hineinschleppte.

„Was ist das — was in Christi Namen, soll das bedeuten! wo hast Du ihn so aufgegabelt?“ Mit einem Satz war die Alte über alle Fleischhaufen weg, an der Thüre. „Na, das muß ich sagen, das alte Vieh ist ja toll und voll. Schämst Du Dich denn nicht, Ficker, Du solltest....“

„Halt's Maul, Weib! siehst Du denn nicht daß ich Kapitän bin!“ Den Hut auf dem linken Ohr, taumelte der Alte gegen die Wand und stellte sich vor den kleinen Spiegel. Es war ihm ein wahrer Genuß, einmal sein Bild aus alter Zeit wieder zu sehen. „Grüß Dich Gott, grüß Dich Gott, alter Ficker!“ nickte er seinem Doppelgänger mit dem Kupfergesichte freundlich zu. „Bravo, mein alter Junge! halt' Dich wacker, die Alte, mit sammt ihrer Fleischbrühe mag der Teufel holen!“

„Du mein Herr und Gott! — Will!“ schluchzte Muhme Neta. „Mußt' ich das erleben; meine Tage habe ich kein solches Spektakel gesehen! Ich darf ihn nur einmal auf eigne Faust machen lassen, gleich ist der Teufel los. Ich hätte schwören wollen, daß er nicht zwei Stüber in der Tasche hätte.“

„Wenn wir ihn nur dazu brächten, daß er zu Bett ginge,“ meinte Will.

„Was murmelst Du da — ihr wolltet, daß ich mich hinge?“ bei diesen Worten wandte sich der Alte hastig gegen seine theure Ehehälfte.

„In's Bett sollst Du, Vater, blos in's Bett. Du hast des Guten ein bischen zu viel gethan; es wird sich aber schon geben, schlaf' nur aus. Komm Alterchen, leg' Dich ein wenig auf das Sopha!“

„So, meinst Du ich sey voll! Marsch Hexenpack! Das sag' ich Dir, wenn Du morgen wieder mit der Fleischbrühe angestochen kommst, so jag' ich Dich zum Haus hinaus — hörst Du, Neta, ja zum Haus hinaus!“

„Ja, Väterchen, ich höre; schlaf' aber erst aus, nur ein Viertelstündchen — wenn Du wieder wach bist, back' ich Dir auch Fleischpfannkuchen!“

Muhme Neta redete dem Alten so lange zu, bis sie ihn endlich in's Nest persuadirte; — freilich mußte sie zugeben, daß er das Friedenspfand, die blaue Flasche mitnahm.

Nach ein paar Minuten schnarchte Papa Ficker so gründlich, daß seine liebe Alte es wagen durfte, hin zu schleichen und ihm die blaue Flasche aus dem Arm zu nehmen. „Wo hast Du ihn denn aufgetroßt?“ fragte sie Will, welcher noch da stand, obgleich er sich heimliche Vorwürfe machte, Lisa's Auftrag noch nicht ausgerichtet zu haben. Es ließ ihn aber nicht von der Stelle, ehe er seiner Mutter entdeckt hatte, was ihr Rath für eine gute Wirkung gehabt.

„Ich habe den Vater am Eisenmarkt getroffen, wo ich für Lisa eine Kommission besorgen sollte.“ Und nun folgt die Beschreibung des kleinen, für ihn so interessanten Auftritts mit seiner Base.

„Siehst Du, siehst Du? ich weiß ja, was ich weiß! halte Dich nur wacker dran, mein Junge — und sie wird noch Deine Frau, so wahr ich Neta heiße! Aber spute Dich jetzt, sonst wird sie böse, daß Du so lange ausbleibst. Wäre der Alte nicht gewesen .... aber Gott sey Dank, daß Du ihn heimgebracht hast!“

„Gute Nacht, Mutter! Wenn ich morgen Abend ein Stündchen erübrigen kann, so springe ich einen Augenblick herüber.“ Damit schoß Will wie ein Pfeil die Treppe hinauf und die Straße hinab, und machte Schritte, wovon einer drei gewöhnliche maß. Auch dauerte es keine paar Minuten, so befand er sich im Vorplatze des bezeichneten Hauses in der Kirchstraße.

Er stieg drei Treppen hoch hinauf. Man wies ihn von einer Thüre zur andern, bis er unter dem Dache war, wo er an der ersten besten Thüre klopfte.

Ein altes Weib öffnete.

„Wohnt hier der Notarius Wetterquist?“

„Die Thüre links.“ Die Frau verschwand; als Will an den bezeichneten Ort kam, begann er abermals zu klopfen, ein, zwei, dreimal — aber alles vergebens. Aergerlich, den Gesuchten nicht daheim zu treffen, ging er wieder die Treppe hinab und zog abermals an der Klingel.

„Ich bitte um Vergebung,“ sagte er, als sich ein mürrisches Gesicht zeigte,“ ich wünschte zu wissen, wenn der Notarius Wetterquist Abends nach Hause zu kommen pflegt?“

„Da hätte man viel zu thun!“ ließ sich die Gefragte bärbeißig vernehmen. „Eine Treppe tiefer wohnen die Wirthsleute. Vielleicht weiß das Mädchen Bescheid?“

Will stieg tiefer hinab; jetzt stand ihm aber das

Glück bei, denn die Thüre wurde von einem hübschen gutgekleideten Mädchen geöffnet, welches Will zufällig kannte, denn sie hatte, im Auftrag ihrer Herrschaft schon zuweilen Wills Viktualienbude besucht. Will und Jungfer Marie grüßten auch deßhalb einander als alte Bekannte.

„Guten Abend, liebe Marie! dienst Du hier?"

„Guten Abend, Herr Ficker! Ei, wen suchen Sie denn? Doch wohl mich nicht?" Dabei verzog Marie den Mund zu einem Lächeln, als ob sie dies durchaus nicht für unmöglich halte.

„Nein, ich müßte lügen, wenn ich das sagen wollte. Indessen freut es mich sehr, Dich hier zu treffen, schöne Marie! Aber sag mir doch, wenn Du es weißt, wann der Notar, der oben wohnt, gewöhnlich nach Hause kommt?"

„Ach lieber Himmel — ist er Ihnen auch schuldig?"

„Nein, das ist er nicht, ich habe etwas Anderes bei ihm zu thun. Sag' mir doch, wenn ich gewiß seyn kann, ihn zu treffen"

„Wahrlich, das ist schwer zu sagen," lachte Marie mit einem höchst schnippischen Gesicht. „Er ist nie daheim."

„Nie daheim? — wo ist er denn da?"

„In seiner Stube! Aber dies nur unter uns!"

„Potz tausend! wenn er daheim ist, dann muß er stocktaub seyn; ich habe wahrhaftig geklopft, daß er es hören konnte."

„Ja, wenn aber Jemand nicht zu Hause ist, so kann er doch auch nicht aufmachen! Verstehen Sie es denn nicht? Und nun lachte Marie aus vollem Hals über ihren Witz.

„Es freut mich, daß Du so lustig bist, Marie," versetzte Will, ein wenig ärgerlich. „Aber nun sey so gut und sage mir ohne Spaß, ob der Notar zu Hause ist oder nicht; denn ich habe Eile!"

„Wenn es so ist, werde ich Sie gewiß nicht auf-

halten, Herr Ficker," und mit einer verdrießlichen Gebärde schickte sich die erzürnte Mamsell an, dem guten Will die Thüre vor der Nase zuzuschlagen.

„Liebe Marie," versetzte Will in einem ganz anderen sehr freundlichen und vertraulichen Tone — um Lisa's Willen durfte er kein Mittel unversucht lassen, und — „liebste beste Marie, mein Herr paßt mir gewaltig auf, und rechnet eine jede Minute nach, die ich auswärts bin. Sag' mir nur, ich bitte Dich recht schön, wo ich den Notarius treffen kann?" Mit diesen Worten versuchte Will ein paar ziemlich unbeholfene Karessen.

„O Sie, gehen Sie!" sagte Marie und that, als ob sie sich ein bischen wehren wollte. Zu Hause ist er, der arme Mensch; schon seit vier Tagen hat er die Nase nicht aus der Thüre gesteckt. Es streicht beständig so ein Schloßkanzleidiener um unser Haus, und dieß ist der Grund, warum sich der Notarius selbst Stubenarrest aufgelegt hat; ginge er aus, so würde ihn jener alsbald beim Kragen packen. Ich bringe ihm täglich sein Mittagessen, und dieß ist alles, was er genießt."

„Der arme Mensch! sagte Will mitleidig."

„Ach ja, 's ist wahrlich Schade um ihn! er ist so ordentlich, aber leider blutarm. Er thut den ganzen Tag Nichts, als eine Masse Verse schreiben, welche er verkaufen will. Die Frau, welche nebenan wohnt, sagt, daß er ganze Nächte im Zimmer auf und abgehe, und laut lese. Den Tag über hält er sich aber ganz still, wie eine Katze.

„Aber wie lange wird er das ausführen können?" fragte Will.

„Sicher nicht lange. Am Ende muß er doch in den Schuldthurm spazieren, wenn nicht bald die erwarteten Gelder aus Westgothland kommen, „heute hat er noch kein Mittagessen begehrt."

„Ich bringe gerade Geld für ihn," rief Will freudig aus, als ob er sich jetzt erst seines Auftrags wieder erinnerte. „Ach, wenn ich nur zu ihm hinein könnte!"

„Geld bringen Sie? Da dürfen Sie wohl hinein, Herr Ficker; ich will vorausgehen.“ Und schnell sprangen Beide die Treppe hinauf.

„Herr Notarius,“ flüsterte Marie zum Schlüsselloch hinein.

„Was gibts?“

„Geld!“

„Geld? — An wen? An mich?“

„Ja, 's ist ein Herr da, der Ihnen Geld bringt, machen Sie geschwind auf, denn er hat Eile.“

Der arme Wetterquist war so in der Klemme, daß er dem guten Wetter nicht traute, und den Verdacht hegte, es möchte hinter dieser Freudenpost irgend ein schlechter Witz stecken, deßhalb fragte er vorsichtig: „Wer schickt denn das Geld?“

„Frau Norman, für das verkaufte Bild,“ erwiederte Will mit freundlicher Stimme.

„Gott sey Dank!“ dachte der Notarius, welcher gestern sein letztes Geld ausgegeben hatte, öffnete die Thüre und bat Will, mit einer Art vornehmer Höflichkeit einzutreten.

Der Grund, warum Wetterquist sich nicht schon längst bei Frau Norman um die Sache erkundigt hatte, war der, daß er fürchtete, Lisa möchte ihrer Mutter den Erfolg der Zusammenkunft im Hopfengarten mitgetheilt haben, weßhalb er lieber noch so krumm liegen wollte, als der erzürnten Mutter unter die Augen zu treten. Als er aber aus Wills Auftrag sah, daß sich die stolze Lisa nicht zu Klagen erniedrigt hatte — ein Zug, welcher sie, im Vorbeigehen gesagt, in den Augen ihres früheren Liebhabers wieder etwas höher stellte — nahm der Notarius sogleich die Miene eines Mannes an, der mit einem Untergeordneten spricht.

„Meine Base...“ begann Will, da er sich aber schnell besann, daß die Hofmeisterin ihm eingeprägt hatte, einen Gruß von Ihr und nicht von Lucie auszurichten, so verbesserte er sich geschwind... „meine Muhme, Frau

Fogelquist fürchtete, der Her Notarius möchten nicht ganz wohl seyn, da Sie das Geld für das Gemälde noch nicht abgeholt hätten, deßhalb schickt sie mich im Auftrage der Frau Norman zu Ihnen."

„Ich war nicht gewiß, ob sie es verkauft haben würde und wollte heute Abend oder morgen früh nachfragen. Inzwischen danke ich Ihnen für Ihre Mühe. Haben Sie die Güte, der Frau Fogelquist zu sagen, daß ich vollkommen wohl sey und sowohl Ihr, als Fräulein Lucie meine schönste Empfehlung machen lasse."

Will verstand recht wohl, daß diese Worte des Notarius, während er das Geld nahm und durchzählte, für ihn ein handgreiflicher, wenn auch nicht sehr artiger Abschied war, und obgleich es nicht leicht einen Menschen gab, welcher eine weniger hohe Meinung von sich hatte, als unser bescheidener Will, so schien es ihm doch beim Umherblicken in der Stube, daß der Inhaber nicht nöthig hätte, einen so vornehmen und herablassenden Ton anzunehmen. Freilich konnte er für den Notarius in seiner mißlichen Lage nichts thun, allein Will war eine so ehrliche Haut — er meinte es mit der ganzen Welt so gut. — Es hätte ihn nichts mehr gefreut, als wenn er dem Notarius auch nur den geringsten Dienst hätte leisten können.

In Folge dieser Empfindung überwand Will seine Schüchternheit, und nachdem er eine Weile etwas verlegen dagestanden hatte, äußerte er:

„Nehmen Sie es nicht übel! ich verstehe wohl, daß Sie meinen, ich solle gehen, aber ich weiß — habe erfahren — daß der Herr Notarius in Verlegenheit sind, und da wollte ich wohlgemeint gefragt haben, ob ich Ihnen nicht vielleicht einen Dienst leisten könnte? wenn man allein steht und keine Freunde hat, denke ich, kann auch der Unbedeutendste...." Seine Schüchternheit hinderte ihn an dem Schlusse seiner Rede; ein mehrmaliges Husten ließ das Weitere errathen.

„Dank, dank mein Freund!" erwiederte der Nota-

rius erröthend. „So schlimm ist es nicht. Ich merke, daß Marie sehr dienstfertig war; aber die einfältige Gans" — es war ein Glück, daß Marie sich schon wieder entfernt hatte. — „Was versteht diese von Männerangelegenheiten! Gleichwohl danke ich Ihnen für Ihre gute Absicht."

„Will erröthete gleichfalls, er merkte, daß er mit seiner Gutmüthigkeit an den unrechten Mann gekommen war, und mit umwirschem Trotz, welcher ihn gar nicht übel kleidete, versetzte er:

„Ich hoffe, Sie werden meine Zudringlichkeit entschuldigen, Herr Notarius! Ich wenigstens werde nicht mehr weiter daran denken, daß ich meinen guten Willen an Jemand weggeworfen, dessen Rock zu tragen ich die Ehre habe."

Ein zorniger Blick der Verachtung traf Will; allein er gab ihn ruhig zurück, verbeugte sich und ging.

„Was dieß ein hochmüthiger Bengel ist!" sagte Will, noch roth vor Aerger, als er seiner Muhme Malla und Lisa von seinem Auftrage Rechenschaft gab. „Aber ich habe ihm gehörig hinausgegeben!" setzte er hinzu, und triumphirte bei dem Gedanken an den Hieb, welchen er ihm versetzt hatte.

„Das ist ein unverschämter nasenweiser Schlingel!" dachte der Notarius. „So etwas muß man sich gefallen lassen, wenn man — arm ist. A r m, höllisches Wort, aber noch höllischere Wirklichkeit! Wie kann man leben, wenn man täglich in Armuth vergeht, und sich zu Tode schämen muß? Und doch lebt der im Ueberfluß, welcher eigentlich... Aber was weiß der, oder wie soll er etwas von mir erfahren? — aber nicht durch mich, dazu bin ich zu stolz. Als Jüngling wußte ich der Dürftigkeit trotz zu bieten, der Mann wird sich nicht minder stark zeigen. Mehr als einmal kann man nicht sterben! — und lieber dieß, als wie ein Bettler vor die Thüre desjenigen zu kommen, dessen Pflicht es wäre, mir Alles zu geben. Ich könnte mein Geschick verfluchen, wenn

es mir nicht zuweilen eine wahnsinnige Lust wäre, dagegen zu kämpfen, diese hier..."

Die beiden letzten Worte, welche Wetterquist mit einem starken und eigenthümlichen Accent sprach, galten ein paar Gedichtheften, welche er vom Tische nahm, und mit einem Blicke betrachtete, in welchem man deutlich die Fortsetzung lesen konnte: „werden mir Alles ersetzen. Es sind die Kinder meines Geistes, die Frucht langer Nachtwachen. Ich habe nicht umsonst gesprochen, meine Stimme wird gehört, mein Name bekannt werden, bewundert, vielleicht wohl vergöttert! Dann erst wird es Zeit seyn, aus dem Dunkel hervorzutreten, um gewisse Ansprüche zu verfolgen, wenn ich mir selbst den Lorbeerkranz um die Schläfe gewunden habe." Dabei betrachtete der arme verblendete Notarius mit Vaterliebe seine Geisteserzeugnisse, bis eine feurige Phantasie ihn in jene höheren Sphären emporhob, wo s ine Gedanken so gerne schwärmten. Seine Luftreise führte ihn für dieß Mal in sein prachtvoll möblirtes Kabinet, wo er auf sammtnem Lehnstuhle saß. Mit unterthäniger Miene stand sein Sekretär neben ihm und gab auf den geringsten seiner Befehle Acht. Sein Kammerdiener trat mit einem tiefen Bückling ein und meldete den Grafen So und So. Aber gerade als er sich besann, ob er ihn annehmen wolle oder nicht, zerplatzte die schöne Seifenblase bei dem Tone von Mariens Stimme, welche sich abermals am Schlüsselloche hören ließ.

„Was ist's denn nun wieder?" fuhr der Notarius auf, welcher, wie man sich wohl denken kann, nicht weniger verdrießlich über die Störung war.

„Ich dachte nur, da Sie jetzt Geld haben, Herr Notarius, so wollten Sie vielleicht Etwas zu Mittag essen — auch hab' ich hier einen Brief."

„Einen Brief? ha, wahrscheinlich von meinem frühern Vormund; heut' lächelt mir das Glück." Er schob einen Zehnthalerscheinn zur Thüre hinaus, bat Marien ihm eine Portion Cotelettes mit grünen Erbsen nebst

einer halben Flasche Porter zu besorgen und ihm den Brief zu reichen.

„Er ist nicht frankirt," sagte Marie, welche ihm am Gesichte ansah, daß er dieß erwartet hatte. Der Notarius schlug die Thüre heftig zu, riß den Brief auf und las:

„Mein lieber Ernst!

Es thut mir sehr leid, daß ich nicht im Stande bin Dir auszuhelfen; aber Du wirst, oder solltest wenigstens einsehen, daß ich schon weit mehr für Dich gethan habe, als ein Mann mit so vielen unversorgten Kindern kann und darf. Warum streckst Du Dich nicht nach Deiner Decke? Ich sollte meinen ...."

Ohne weiter zu lesen, zerriß der Notarius den Brief in tausend Stücke. „Nach meiner Decke soll ich mich strecken! Meine ganze Jahreseinnahme beträgt achtzig Thaler! und doch habe ich Leib und Seele; der Leib fühlt den Hunger — und an der Seele nagen die Höllengeister der Erniedrigung. Mag nun der Schlüssel außen an der Thüre stecken, es hilft doch zu Nichts und mag es auch führen, wohin es will, wenn es nur zum Ende führt. Bei Menschen ist kein Erbarmen; bei Gott..." Hier schwieg er plötzlich. Die Schmähung, welche seine Zunge auszusprechen im Begriffe war, kam nicht über seine Lippen. Allein seine Gedanken waren jetzt düster und hoffnungslos. Nirgends hatte er eine Stütze. Aus den Höhen der schimmernden Illusion in den Abgrund der schwärzesten Wirklichkeit hinabgestürzt, verzweifelte er in diesem Augenblicke an Allem — sein Geist verirrte sich in ein Labyrinth vermessener Spitzfindigkeiten. Feige, sündige Gedanken thürmten sich in ihm auf. Seine gesunde überwiegende Vernunft glich einem einsamen spärlich auflodernden Lichte, welches mit dem letzten Fünkchen Glauben zu ersterben drohte.

Dreizehntes Kapitel.

Kammerer Laßmans Fahrt nach Karlsberg und Zusammenkunft allda mit seiner Zukünftigen.

Der Kammerer Laßmann stand vor einem großen, mit Seehundfellen überzogenen Koffer im Triangel, und holte ein Kleidungsstück nach dem andern hervor, blies jedes sorgfältig ab und wendete es nach allen Seiten um; endlich hatte er Alles, was zu einer gehörigen Toilette gehört. Schwarzen Frack und schwarze Hosen, weißgelbe Weste und ditto Halsbinde.

Diese ausgesuchten Artikel, welche ihrerzeit höchst elegant gewesen waren — denn aus reiner Sparsamkeit hielt der Kammerer stets auf den feinsten Anzug — wurden nun an einer Leine aufgehängt, welche quer über den Triangel ging, erhielten dann von dem Kammerer verschiedene Ermunterungshiebe mit einer dünnen Gerte, worauf er sie ausbürstete und zum ferneren Auslüften hängen ließ. Heute war der große, merkwürdige Tag, wo unser alter Kammerer sein Loos aus der Ehestands- oder wenigstens Liebesurne ziehen sollte. Heute sollte er seine künftige Ehehälfte sehen; ehe er wieder in seine theuren vier Pfähle zurückkehrte, war er Bräutigam! Mit Einem Worte, es war der Tag, wo der geheimnißvolle Rendezvous in der Karlsberg-Allee stattfinden sollte.

Der Kammerer aß schon gegen ein Uhr zu Mittag, um sich dann bis zu dem Augenblick, wo er den verhängnißvollen Weg antreten sollte, ungestört seinen Gedanken überlassen zu können. Während er Toilette machte, wurde es ihm doch nach und nach etwas bange um das Herz bei dem Gedanken, daß sich von nun an die Ausgaben verdoppeln würden. Nicht für ihn selbst — in dieser Beziehung hatte er keine Aenderung im Sinne, und es war bei ihm eine ausgemachte Sache, daß das erwähnte schwarze Kleid sein Bräutigamsstaat seyn sollte, denn

obgleich nicht mehr neu, war es doch noch nicht auffallend fadenscheinig: deßwegen hatte es, mit Ausnahme von ein paar Kleinigkeiten, für seine Person keine Noth — aber eine Frau, da lautet es schon anders, das ist nicht so leicht abgemacht. Freilich allzu große Prätensionen durfte sie nicht machen, allein filzig durfte er sich doch auch nicht finden lassen, wenigstens nicht im Anfange. Vielleicht war auch ihre Garderobe schon ohnedem wohlbestellt. Indessen war dieß leider immer eine ungewisse Sache, da es in jedem Betracht ein unläugbares und für einen Ehemann sehr fühlbares Unglück ist, daß man neben andern Motionen auf dem Reichstage noch keine auf Einführung einer gemeinsamen weiblichen Nationaltracht gemacht hat. „Was für ein unberechenbarer Vortheil wäre es," dachte der Kammerer, wie viel eitler und unnützer Tand würde gespart werden, wie viele Männer könnten in Ruhe zu Hause, statt in dem Schuldthurme sitzen, wie manche Frau würde dann ihr Hauswesen besorgen, statt unaufhörlich an neue Kleider und Moden zu denken — ach! was wäre dieß für ein Gewinn!" Der Kammerer überrechnete in Gedanken, um wie viel reicher der Staat und namentlich jeder Privatmann seyn könnte, wenn der schrecklichen und thörichten Putzwuth der Weiber Maß und Ziel gesetzt würde. „Mein' Seel," setzte er laut hinzu, „schämen sie sich doch nicht, zwei oder drei Kleider im Jahr zu verlangen!" Mit diesen Worten, welche ihn selbst in eine Art frommer Rührung versetzten, schloß der Kammerer seinen Ueberschlag über das Staats- und Ehemannsbudget, um nachzusehen, was sein eigenes Kassenbuch zu solchen enormen Ausgaben sagte; das Resultat davon war die Ueberzeugung, daß er sich auch im glücklichsten Falle bei der künftigen neuen Ordnung der Dinge nicht sonderlich wohl befinden werde. „Aber," sagte der Kammerer sich selbst tröstend, „hat man die Gais angenommen, so muß man sie auch hüten. Jetzt ist es aber Zeit, daß ich mich anziehe."

In seinem weiten schwarzen Frack und den anliegenden Beinkleidern, welche herrlich zeigten, daß unser Held früher auch ein Mal Schenkel und Waden gehabt hatte, in der weißen Weste mit dem umgelegten Shawlkragen, dem altväterischen Spitzenjabot und der weißen Halsbinde über zwei oder drei andern Tüchern, welche eine unübersteigliche Schutzwehr um das fein rasirte Kinn bildeten, stand der Kammerer vor dem Spiegel, legte sein Haar in zierliche Locken an beide Seiten der Stirne, auf welcher noch die hellen Schweißtropfen von der Anstrengung standen, welche ihn die glückliche Vollendung seiner Toilette gekostet hatte.

„So, so geht's," sagte der Alte vergnügt und strich sich ein paar Mal den Bart, um zugleich die etwas steife Halsbinde in bequemere Lage zu bringen, „so wird sich's prächtig machen!" Um noch stolzer aufzutreten, holte er aus der Goldschublade im Pult eine goldene Schnupftabaksdose hervor und aus dem Triangel ein karrirtes seidenes Taschentuch. Nachdem er fertig war, Alles wieder an dem rechten Platze lag, und er ein paar Mal, nach alter Gewohnheit, den Staub im Vorzimmer abgewischt hatte, ging der Kammerer auf die Thüre zu, nicht ohne seinen Freunden in den Drahtkäfigen zum Abschiede zuzunicken, gleich als warte er, daß sie ihm Glück auf den Weg wünschen sollten. Aber die kleinen Geschöpfe schwiegen ganz still und die lauschenden Ohren des Freiers vernahmen auch nicht das leiseste Gezwitscher.

„Wir winden dir den Jungfernkranz"

trillerte der Kammerer selbst, in bester Laune, schloß ab und ging seiner Wege.

Kaum war er auf der Straße, so erinnerte er sich übrigens, daß, im Falle er irgend einem Bekannten begegnen sollte, sein Anzug Veranlassung zu neugierigen Fragen geben könnte. Um diesem zuvorzukommen, kehrte er wieder um, und trotz der Unbequemlichkeit mußte er sich gleichwohl entschließen, seine stattliche Person in den alten abgeschossenen Sommermantel einzuhüllen, welcher

vor Olimszeiten blau gewesen war. „Was hab' ich doch damals für einen dummen Handel gemacht, als ich mir das Zeug da kaufte! Der Spitzbube Lindgren hat mir es aufgeschwatzt. Erst fünf Jahre habe ich den Mantel und doch sieht er aus, als hätte er schon fünfzig Jahre Dienst gethan.“ Während unser Kammerer so über sein Mißgeschick jammerte, was übrigens den Vortheil hatte, daß sein Gemüth wieder in einiges Gleichgewicht kam, begab er sich abermals auf den Weg, und kam, ohne irgend Jemand zu begegnen, glücklich zu der Brücke am Königsholm.

Da eben ein Boot abgehen wollte, beschloß er, mitzufahren. Eigentlich war es noch eine Stunde zu früh, jedenfalls aber in den schattigen Alleen von Karlsberg kühler, als da, wo er jetzt stand.

Während das Boot unter raschem Ruderschlage über das Wasser hinglitt, saß der Kammerer in dem Hintertheile und überließ sich seinen poetischen Betrachtungen über den herrlichen Tag und die Naturschönheiten um ihn her. Aber plötzlich ging seinem Inneren ein anderes Licht auf, ein Licht, vor welchem die Natur vollständig in den Hintergrund trat. Seine Augen fielen nämlich auf ein Frauenzimmer, welches mit ihm die einzige Ladung des Bootes ausmachte, denn ein paar Mägde mit Körben und drei Kindern übersah er völlig.

Bemeldetes Frauenzimmer hatte ein ganz hübsches Gesichtchen und ein paar Augen, welche schüchtern auf den Wellen hafteten, um des Kammerers neugierige Blicke zu vermeiden. Im Uebrigen war ihr Anzug gerade von jener großen Einfachheit, welche der Kammerer so unendlich hoch schätzte, und welche nun ganz besonders zu seinem Herzen sprach, denn unaufhörlich flüsterte ihm eine heimliche Stimme zu: „Dieser schwarze Baumwollenzeugmantel verbirgt sicher die Person, welche du treffen sollst; gewiß ist sie, wie ich, von der Wichtigkeit des Tages getrieben, gleichfalls zeitlich ausgegangen, und die schüchterne Miene, welche ihr gar nicht übel steht,

und die Sorgfalt, mit der sie den Schleier vorzieht, geben zu erkennen, daß sie etwas Heimliches auf dem Herzen hat. Ob ich mich ihr wohl nähere?"

Der Kammerer bedachte eine Weile das Unpassende einer solchen Dreistigkeit, denn möglicherweise konnte er ja auch im Irrthume seyn. Aber die innere Stimme läßt nicht mit sich markten; unaufhörkich rief sie: „nur frisch drauf los, Laßman! nicht ängstlich — du hast es am Ende doch getroffen."

„Sie sitzen ja mitten in der Sonne, wollen Sie sich nicht näher hieher begeben? Haben Sie doch die Güte!" Mit diesen Worten, welche ihm sehr glücklich gewählt schienen, leitete er die ersehnte Unterhandlung ein.

Aber der Schwarzmantel behauptete hartnäckig seinen Platz und der braune Schleier ward um kein Haar breit gelüftet.

Wie schüchtern sie ist!" dachte Laßman. „Freilich kann sie nicht wissen, wer ich bin, sondern hält mich für einen von den einfältigen Hasenfüßen, welche sich einen Spaß daraus machen, die Frauenzimmer zu beunruhigen." Der Kammerer vergaß ganz und gar, daß sein Aussehen ihn von dem Vorwurf, zu den Gelbschnäbeln zu gehören, durchaus frei sprach.

„Ich muß es in einem andern Tone probiren," sagte er vor sich hin; „ich thue besser, spezieller auf die Sache los zu gehen."

„Madame, Sie erlauben, der Beweggrund Ihrer Reise ist mir vielleicht nicht ganz unbekannt." Das Frauenzimmer im braunen Schleier rückte noch weiter von ihm weg und war offenbar in Furcht und Unruhe.

Der Kammerer rückte ihr ein paar Zoll näher. „Seyen Sie überzeugt, Madame, daß ich durchaus nicht die Absicht habe, Sie irgend zu beunruhigen; sollte ich mich übrigens in Ihrer Person irren, so bitte ich gehorsamst um Verzeihung."

„Ich weiß nicht — verstehe Sie nicht," stotterte

endlich die Unbekannte und zog sich so weit als möglich zurück; „was wollen Sie denn von mir?"

„Ich wollte nur gehorsamst fragen, ob Karlberg das Ziel Ihrer Reise ist?"

„Ja; aber . . ."

„Aber Ihre Schüchternheit hindert Sie mehr zu sagen. Das ist sehr natürlich! was sagen Sie aber dazu, Madame, wenn ich Ihnen erkläre, daß die Person, welche Sie dort zu treffen gedenken, just hier Ihnen gegenüber sitzt?"

„Seyen Sie so gut und lassen Sie mich ungeschoren!" sagte das Frauenzimmer, welches nicht im Mindesten aufgelegt schien, sich in irgend ein Abentheuer einzulassen. „Außerdem bin ich auch gar keine Madame, sondern ein Nähmädchen, und will zu meiner Herrschaft nach Karlberg."

„O—o!" fuhr der Kammerer heraus, gänzlich aus dem Konzept gebracht. „Da muß ich sehr um Verzeihung bitten, meine liebe Mamsell, daß ich eine Unart begangen habe. Ich glaubte, mein' Seel' — ich dachte — ich bildete mir ein, hm, zum Teufel — das war dumm!" Die letzten Worte murmelte er halblaut zwischen den Zähnen und zog sich ganz entmuthigt zurück. Er wunderte sich nun selbst, wie ihm seine Einbildung einen solchen Streich hatte spielen können; dabei fiel es ihm wie ein Mühlstein auf's Herz, daß er ja eine Sache von hoher, wo nicht höchster Wichtigkeit vergessen habe, nämlich mit der erwarteten Dame ein Erkennungszeichen zu verabreden.

Die übrige Zeit sprach der Kammerer kein Wort. Kaum hatte das Boot angelandet, so sah er seine neue Bekanntschaft hurtig davoneilen; ein paar Sekunden lang flatterte der schwarze Mantel die Schloßtreppe hinauf, und verschwand dann im Eingange vor den fast mechanisch folgenden Blicken des Kammerers.

Nachdem Laßman sein Fahrgeld bezahlt und eine

Weile dem Spiele der Kadetten im Hofe zugesehen hatte, bog er rechts um das Schloß und folgte dem hübschen Weg am Damm vorüber die großen Alleen hinab.

Die Hitze hatte nachgelassen. Frische Lüfte wehten durch die Kronen der alternden Bäume und wiegten ihre dichtbelaubten Zweige auf und nieder. Unserm Kammerer ging das Herz auf. Natur und Stell Dich ein — welch' gefährliche Vereinigung, selbst für einen alten Junggesellen! er begann gleichsam neu aufzuleben und machte einen raschen Sprung zwanzig bis dreißig Jahre rückwärts. Damals, mußte er zugeben, wäre freilich ein Augenblick, wie er ihn jetzt erwartete, besser am Platze gewesen; „aber besser spät als nie," tröstete er sich und fühlte wieder einen Funken Jugendfeuer in sich, so daß er noch hinlänglich Wärme und Gefühl übrig zu haben glaubte, um an der Seite einer Gattin nicht zu erfrieren.

Langsam schlich die Zeit dahin; noch fehlte beinahe eine Viertelstunde an der bestimmten Zeit, dennoch durchzuckte unsern Kammerer eine unsägliche Unruhe, so oft er einen wehenden Schleier, einen Shawl oder etwas derartiges von Ferne zu erblicken glaubte. Aber jetzt betrog er sich gewiß nicht. Vom Ende der Allee kam wirklich ein Frauenzimmer herauf und in ihrem Wuchs und Gang lag, wie dem Kammerer dünkte, etwas höchst Majestätisches. Ihr Antlitz sah er nicht, denn sie hielt einen Sonnenschirm vor. Laßman stand auf, befreite sich hastig von ein paar naseweisen Zweigen, welche sich an seinen Beinkleidern festgehackt hatten, zupfte den Kravattenzipfel, den Jabot und Halstuchwulst zurecht, ließ den Mantel am Boden liegen und ging der Kommenden mit abgemessenem würdevollen Schritte entgegen. Unser Kammerer hatte nicht im Sinne, sich einem abermaligen Mißverständnisse auszusetzen. Deßhalb hielt er sich ziemlich bei Seite, als er aber der Spaziergängerin so nahe war, daß er ihr unter den Sonnenschirm sehen konnte, ließ er seine Augen, buchstäblich gesagt, auf sie niederfallen. Die Dame blickte ihn übrigens so vornehm und

kalt an, daß er ohne alle weitere Erklärung wußte, diese sey nicht die Rechte.

Er setzte seinen Weg fort und gerieth beinahe in Verzweiflung, als er Nichts und abermals Nichts wie lauter ganzen Familien mit Kindern und Speisekörben begegnete.

„Ich glaube, der Böse hat mir heute die ganze Welt auf den Hals geschickt!“ rief er zornig aus und kehrte zu seinem früheren Platz zurück, damit ihm nicht sein blauer Kamelottmantel abhanden kommen möchte. Als die Glocke endlich fast halb sieben und die Allee beinahe leer war, trat der Kammerer eine abermalige Wanderung an. Jetzt wurde ihm aber sicher der Lohn für allen ausgestandenen Verdruß, — denn eine stattlich gewachsene Matrone schwebte ihm entgegen; sie trug einen Strohhut mit großem Schirm und dicht anliegendem schwarzen Schleier, und einen grauen, etwas knappen Seidenmantel, ganz dazu geeignet, den respektabeln Umfang und die gediegenen Proportionen der Dame zu verrathen.

„Das ist ja ein ungeheures Stück!“ Der Ausdruck ist zwar nicht fein, dennoch entschlüpfte er leise den Lippen des Kammerers, als er seine Schöne näher ins Auge faßte. „Deßhalb kann sie übrigens doch eine ganz brave Person seyn,“ setzte er in versöhnendem Tone hinzu.“

An der Art wie das Frauenzimmer die Allee heraufkam, ihren Kopf bald rechts, bald links drehte, als suche sie Jemand, nahm der Kammerer füt ausgemacht an, daß er das Ziel seines Strebens erreicht habe, und nachdem beide Theile eine Weile hin und her gekreuzt, sich gedreht und wieder einander angesehen hatten, glaubte er, es seye nun Zeit, einige nähere Untersuchungen anzustellen, um sich vollständig zu überzeugen, ob er auf der rechten Fährte sey.

„Suchen Sie vielleicht Jemand, Madame?“ fragte er mit einer so zarten und lieblichen Stimme, daß keiner

seiner Bekannten ihn daran zu erkennen im Stande gewesen wäre.

Das Frauenzimmer nickte. Die Antwort war deutlich, allein er vernahm keinen Ton. Der dicht zusammengewickelte Schleier saß ihr aber auch wie festgekleistert vor dem Gesichte; vielleicht hielt sie ihn gar mit den Zähnen fest, um gehörig verborgen zu seyn.

„In diesem Falle," fuhr der Kammerer mit derselben verstellten Stimme fort, „erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meinen Arm biete! Ich bin es, der das Vergnügen, was soll ich sagen, das unschätzbare Glück hatte, Ihr Geehrtes zu empfangen."

Der Kammerer spürte plötzlich ein heftiges Zucken in dem Arme, welcher in dem Seinigen lag. Sie entzog ihm denselben aber nicht, obgleich, wie es ihm bedünken wollte, nicht mehr mit dem herzlichen Gegendruck wie früher. Der Freier schrieb diesen kleinen Umstand übrigens auf Rechnung der Verschämtheit, und fuhr mit großer Ausführlichkeit fort: „Die Sache verhält sich so, meine beste Madame, ich bin des Junggesellenlebens satt. Ich fühle, wie nunmehr Unbequemlichkeiten dieser Zustand mit sich führt, und sehe ein, daß es mit jedem Tage schlimmer wird, deßhalb habe ich seit manchen, ich kann wohl sagen, vielen Jahren, die Sache gründlich erwogen, ehe ich diesen Schritt that ...." Dabei fand es der Kammerer passend, den Arm seiner stummen Zuhörerin sanft zu drücken; nachdem er seine goldne Dose herausgezogen, eine Prise genommen und seiner Schönen gleichfalls eine präsentirt hatte — vielleicht eine Finte, damit sie den Schleier lüften möchte — welches sie aber kopfschüttelnd ablehnte, fuhr er in seinem natürlichen Tone und mit einer gewissen Vertraulichkeit fort: „Dieser Schritt ist um so dringender, als mich von allen Seiten habgierige Verwandte umgeben, welche mir täglich den Tod wünschen, um mit meinem, im Schweiße meines Angesichts erworbenen Vermögen wirthschaften zu können. Allein ehe wir in dieser hochwichtigen Angelegenheit zu

einem Entschluß kommen oder eigentlich sie mit einander überlegen können, fordert es die Nothwendigkeit, daß Sie die Güte haben, mich mit Ihren Gedanken bekannt zu machen. — Lassen Sie uns aufrichtig seyn und von Angesicht zu Angesicht frei von der Leber weg reden."

Ein heftiges Lachen, gleich dem prustenden Gezisch einer Katze, schallte unter dem Schleier hervor, und mit einer Wendung, wie sie ein junges Mädchen kaum gemacht haben würde, ließ die Unbekannte den Arm des erstaunten Kammerers los und rannte in kurzem Trab den Weg zurück, den sie eben mit einander zurückgelegt hatten.

Man kann sich indessen leicht denken, daß unser Kammerer nicht gemeint war, der Sache auf diese Weise ihren Lauf zu lassen. Er besann sich keinen Augenblick, eilte hinter ihr her und faßte sie aufs Neue, nicht sehr artig, an dem widerstrebenden Arm.

„Pardon, Madame, obgleich ich ein alter Kerl bin, laß ich mich doch nicht zum Narren halten, mein' Seel', dazu hab ich keine Lust! Ich gehe nicht von der Stelle, bis Sie den Schleier weggenommen haben, denn ich will der in das Gesicht sehen, welche sich heraus genommen hat, mit einem ehrsamen und gesetzten Junggesellen ihr Spiel zu treiben!"

Die Dame wandte sich in offenbarem Zorn ab, allein es konnte ihr nichts helfen, und da sie sich nicht gutwillig fügen wollte, faßte der Kammerer den ritterlichen Entschluß, ihr den Schleier vom Gesicht zu reißen. Aber wenn ihn eine Schlange gebissen hätte, wäre er nicht heftiger zurückgeprallt.

„Was Teufel Du bists, Dora, die sich einen Mann sucht!" rief er zugleich beschämt und aufgebracht aus, als er Frau Normans Gesicht erkannte und ihr hämischer Blick seine Augen traf: „Du alter geckenhafter Hansnarr, Du willst Dir eine Frau suchen und heirathen? Ha, ha, ha, ha! Hat man je so etwas Tolles gehört! ja, ja — das ist in der That ein rechtes Unglück, daß Du von

lauter habgierigen Verwandten umgeben bist, welche Dir den Tod wünschen! Ach was für eine rührende Geschichte! 's ist in der That zum Weinen. Pfui Henker, Du alter Narr, sich so zum Gespötte der Leute zu machen! heirathen! heirathen! ja, Du bist mir der Rechte dazu! wahrhaftig, ich möchte mich todtlachen, wenn ich nur daran denke, so ein Narrenkerl will Bräutigam werden!" Dabei machte Frau Norman einen Knix um den andern, schlug die Hände zusammen, stemmte die Arme in die Seite und erging sich in allerhand sonstigen ausdrucksvollen Pantomimen nach Befund der Umstände.

Unser Kammerer, der alte Kerl, war wie aus den Wolken gefallen, und versuchte nicht einmal den überlaufenden Sturm der Beredtsamkeit seiner lieben Base zu hemmen. Er war stumm wie ein Fisch, denn so etwas war ihm noch nicht vorgekommen.

Frau Norman, welche aus seinem Betragen und Erröthen auf einen Anfall von Reue und Zerknirschung schloß, nahm, um ihren Sieg zu vollenden, plötzlich einen andern Ton an. Aus einem gezwungenen Gelächter ging sie zu einer Art von rührendem Weinen über. „Ach, mein lieber guter Vetter Laßman, wie haben Sie sich so weit vergessen mögen, Ihre eigenen Verwandten dermaßen zu verkennen? Ich meines Theils habe Sie stets wie einen Bruder geliebt, Vetter, und Lucie, das arme Kind, wollen Sie nicht zur Erbin einsetzen, und doch hat sie so sicher geglaubt, ein Plätzchen in dem Herzen ihres Vetters zu besitzen! Nein, nein, das kann nicht seyn, wie könnten Ste auch Ihr eigenes Fleisch und Blut verleugnen? Sie denken besser; irgend ein böser Geist hatte Macht über Sie gewonnen, versprechen Sie mir nicht weiter an das Heirathen zu denken — dann soll die ganze Geschichte vergeben und vergessen seyn!"

„Warum willst denn Du Dich verheirathen, Dora?"— Der Kammerer war nun wieder hinlänglich gefaßt, um einzusehen, daß es das Beste sey, allen ihren Hoffnungen

auf ein Mal ein Ende zu machen, da das Eis nun doch gebrochen war.

„Ich — was sagen Sie Vetter?“ rief sie abermals hocherröthend aus, war übrigens sogleich fertig, sich ganz listig aus der Schlinge zu ziehen. „Was sagen Sie Vetter, ich wollte mich verheirathen? Wie können Sie so schrecklich einfältig seyn, Vetter! Ich, eine Frau, welche so in der Wolle sitzt, und ihre eigene Herrin ist! Nein, Gottlob, so dumm bin ich nicht, und will es auch, wenn mich der Herr bei Verstand erhält, niemals werden! Ich habe den ganzen Spektakel von einer guten Freundin, gleichviel, wer sie ist, erfahren; denn auf diese war es gemünzt; vor ein paar Tagen — wann war's doch gleich? — ja, am Freitag — da sagte sie zu mir, liebste Dora, sagte sie, rathe mir, was ich thun soll. Vor ein paar Tagen hat in dem Tagblatt eine Anzeige von einem alten Junggesellen gestanden, welcher eine verständige Person zur Frau sucht. — Du bist doch wohl nicht so toll gewesen, ihm zu antworten, sagte ich. — Ja freilich, sagte sie, ich dachte es wäre gar nicht so übel, und nun habe ich dies Billet da von ihm bekommen, worin er eine Zusammenkunft vorschlägt! Da ich aber Vertrauen zu Dir habe, denn ich hielt Dich stets für eine verständige Frau, sollst Du mir jetzt einen guten Rath geben. — So gib das Billet einmal her, damit ich sehen kann, ob es Ernst ist, sagte ich. Und nun denken Sie sich meine Bestürzung, Vetter, so verstellt die Hand auch war, ich erkannte Ihre Schrift. „Liebste Schwester, das ist eine schöne Geschichte; aber überlaß mir die Sache, sagte ich, „vielleicht weiß ich besser Bescheid darin als Du! Das arme Geschöpf ergriff den Vorschlag mit beiden Händen, und auf diese Weise bin ich hieher gekommen, um Sie zur Vernunft zu bringen, Vetter.“

O, o, gesegnete Weiberlist! Frau Norman hatte nicht den geringsten Verdacht aus der Handschrift des Billets geschöpft, welches, seit es erbrochen war, in keine andere Hände, als die ihrigen kam und noch, in Folge

der holden Verwirrung, mit welcher sie ihre Tröbelbude verließ, in ihren Rocksack steckte.

Der Kammerer wußte gar nicht recht, was er von der Sache denken sollte, hielt es aber auf alle Fälle für das Beste, nicht im Geringsten merken zu lassen, daß er Dora's Erzählung für eine Lüge halte. Allein so ganz freien Kaufs sollte sie doch auch nicht davon kommen; er wollte sich dafür den Spaß erlauben, der Frau Norman eine kleine Freude damit zu machen, daß er ihr von seiner Heirathsgrille ein Stückchen vorpfeifen ließ und begann deßhalb sich in abgemessnem festem Tone folgendermaßen zu äußern:

„Es thut mir sehr leid, daß ich Ihnen so viel Umstände gemacht habe, liebe Base, wahrhaftig sehr leid! Es war aber doch auch nicht ganz übel, daß der Freundschaftsdienst Ihnen Gelegenheit zu einer Spazierfahrt ins Grüne gegeben hat. Was aber mich bei der Sache betrifft, und es will mich bedünken, als ob ich die Hauptperson dabei wäre, so kann ich Ihnen nicht bergen, daß es mein fester unwiderruflicher Entschluß ist, ein passendes Ehebündniß einzugehen; und da es sich nun auf diese Weise nicht zu machen scheint, so habe ich für die nächste Woche eine Reise in die Provinz vor, wo ich mich unter den Töchtern des Landes umsehen will.“

Unser guter Kammerer hatte aber gänzlich fehl geschossen, wenn er glaubte, Frau Norman dadurch kirre zu machen — weit fehl! Im Gegentheil, sie beliebte „ihrem lieben Herrn Vetter“ in keineswegs gewählten Ausdrücken zu verstehen zu geben, daß er ein völliger Narr sey und schloß mit der Versicherung, daß er gegen sie und Lucie höchst niedrig und unanständig, um nicht „indiskret“ zu sagen, handle.“

„Ich muß die Frau Base ersuchen, mich mit solchen Redensarten zu verschonen!“ entgegnete unser Kammerer ganz kirschbraun im Gesicht. „Ich hoffe, daß ich mit meinem — ich bitte wohl zu verstehen, mit meinem — Eigenthum anfangen kann was ich will. Und aus

diesem Grunde will ich, wenn mir Gott Leben und Gesundheit schenkt, so gewiß ich Lers Fredrick Laßman heiße, noch vor dem Herbst eine Frau haben, und wenn ich sie aus dem — gleichviel woher — nehmen sollte!"

Nun war der Kammerer richtig böse, weßhalb er denn auch, ohne die geringste Rücksicht auf Artigkeit oder Verwandtschaft, seine Gift und Galle speiende Base im Stiche ließ und nach der Brücke eilte, wo er eben noch zu rechter Zeit ankam, um einen Platz in dem abgehenden Boote zu erwischen.

Es hieße der Wahrheit zu nahe treten wenn wir nicht zugeben wollten, daß der Kammerer bei seiner Heimkunft den schwarzen Freierstaat mit einiger Zerknirschung ablegte. Allein er schloß ihn nicht wieder ein; er hing ihn an die Leine im Triangel auf, ein untrügliches Zeichen, daß er in kürzester Zeit wieder dran müsse. Lers Fredrick Laßman war nicht der Mann, welcher den Muth sinken ließ, wenn seinem großen Plan ein kleines Hinderniß in den Weg trat — nein — im Gegentheil sein Appetit wurde dadurch nur noch mehr gereizt. Und jetzt, nach der Unterredung war es so gewiß als das Amen in der Kirche, daß er reisen, freien und heirathen werde.

„Ja, ja," sagte er schadenfroh, als er mit seinem ganzen Projekt in Ordnung war, „die Ueberraschung mache ich Dir, meine liebe Dora! Ich heirathe und laß Dich vor Aerger bersten über alle die vielen Schnäpse, welche jetzt rein zum Fenster hinaus geworfen sind. Arme Dora," setzte er etwas milder hinzu, „sie hatte doch immer einen ganz guten Cognac!"

Vierzehntes Kapitel.

Haustafel beim Notarius mit roine et raison. Er wünscht dumm und unwissend zu seyn; trägt aber an dem andern Tag den Kopf drei Zoll höher.

Aus dem dämmerigen Labyrinth, in welches sich die Gedanken des Notarius Wetterquist verirrt hatten, wurde dieser plötzlich durch Rosells Stimme herausgerissen.

„Mach' auf, Du Hansdampf!“ scholl es von außen; „ich weiß, daß Du drin bist.“

„Mein Plagegeist!“ seufzte Wetterquist. „Aber gleichviel mag er mich tadeln, meinen Stolz verdammen. — Was kümmert mich eine Pein mehr oder weniger? Morgen sitze ich im Schuldthurme, wenn ich nicht vorher... Es ist vorbei mit mir!“

„Na, werd' ich endlich hineinkommen? Hol' mich der Teufel, Du wirst Dich schon entschließen müssen, mir aufzumachen, denn ich gehe nicht von der Stelle, bis ich Dich gesprochen habe!“

„Was brauchst Du solchen Lärm zu machen? ich will Dir den Eintritt nicht verweigern,“ sagte Wetterquist, schloß auf und ließ seinen Gast ein. „Nun, was sagst Du zu meiner Wohnung? Du siehst, sie verräth viel Behaglichkeit! und ich selbst bin der zufriedenste Mensch unter der Sonne — Du findest mich bereit, Dich die Treppe hinabzubegleiten und wenn ich auf die Straße gekommen seyn werde, ohne alle Umstände einer andern Person zu folgen, welche schon seit acht Tagen das Haus belagert, um mich Collé zu schleppen. Ist das nicht eine ganz hübsche Sache, eine Bagatelle, ein Spaß für einen welterfahrenen Mann?“

Auf diese Weise ergoß sich fast in Einem Athem das zur höchsten Bitterkeit aufgestachelte Gemüth des Notarius. Aber der Regierungs-Sekretär machte sich nie eines so argen Fehlers gegen den guten Ton schuldig,

daß er keine Veränderung über gewöhnliche Dinge bezeigt hätte, brach auch deßhalb keineswegs in das Erstaunen aus, welches der Notarius erwartet haben mochte, ein Umstand, welcher, so unbedeutend er auch an sich schien, dennoch auf Wetterquist die wohlthuende Wirkung hatte, ihn in eine minder poetische Stimmung zu versetzen.

Ohne Umstände nahm Rosell Platz und ließ sich in gewöhnlicher Ruhe mit seiner angenehmen Stimme folgendermaßen vernehmen: „Ich wollte Dir in der That wünschen, lieber Bruder, daß Du in meiner Kunst etwas mehr zu Hause wärest! aber, à la bonheur, das findet sich; es ist nicht Jedem gegeben, von hübscher und anständiger Industrie zu leben, man muß dann eben um so mehr arbeiten.“

„Arbeiten, arbeiten!“ rief Wetterquist ärgerlich aus. „Ich möchte doch wohl wissen, ob ich nicht mehr thue als Du und zehn Andere zusammen!“

„Das bezweifle ich gar nicht. Arbeiten ist etwas Schönes für den Hausgebrauch; allein, was mich betrifft, so bin ich kein besonderer Verehrer davon, und arbeite niemals mehr als durchaus erforderlich ist, um einigermaßen für ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft zu gelten. Gleichwohl habe ich an Abschreiben oder dergleichen Spielereien, welche unsern außerordentlichen „Lebensgenuß“ ausmachen, noch nicht gedacht. Für einen jungen Mann mit Deinen Talenten gibt es eine ganze Menge noblerer Sachen, auf welche man sich legen kann.“

„Ach ja, das ist leicht gesagt, aber nicht so leicht ausfindig gemacht! was weißt Du, zum Beispiel...“

„Was ich weiß? man läßt eine Anzeige in das Blatt einrücken, daß ein junger Mann mit gründlichen Kenntnissen... nun was denn?... Musik, Malen, Sprachen, in ein paar guten Häusern Stunden zu geben wünscht. Du pfuschest ja doch in all' diesem herum, nicht wahr?“

Pfuschen!“

„Wenn Du darin vollkommen zu Hause bist, um so

besser für Dich und namentlich für den, der so glücklich ist, Deines Unterrichts theilhaftig zu werden. Wenn sich dies macht, so kann es Dir ein recht hübsches Einkommen bringen. Du siehst, daß ich auch vernünftig seyn kann, wenn es darauf ankommt, einem guten Freunde zu rathen."

„Ja, einen Rath, welchen Du selbst nicht befolgen möchtest, auf den Du mit Verachtung herabsiehst!"

„Verachtung? weit entfernt! allein ich habe meine kleinen Talente, im Fall ich wirklich solche besitze, nicht bis zu der Höhe ausgebildet, um der Welt damit nützen zu können. Außerdem habe ich auch einmal angefangen, auf Spekulation zu leben, und muß wohl schon so lange damit fortfahren, bis ich mich einst zu rangiren weiß. Dir rathe ich aber aufrichtig, nicht dasselbe zu versuchen, denn dazu gehört ein schlauer und durchtriebener Kerl, denn es ist, im Vertrauen gesagt, ein verdammt kitzlicher Weg."

„Und der andere ist so leicht, meinst Du? — Da tanzt man wohl auf Rosen? ein ‚Hauslehrer!' ja, ja, das ist in der That eine Person von großer, großer..."

„Bedeutsamkeit, meinst Du, oder besser, Unbedeutsamkeit? Darin irrst Du Dich aber gewaltig. Denn daß der Informator für den ersten Bedienten gilt, ist eine längst veraltete Geschichte und wird sowohl in der Wirklichkeit wie im Roman nur noch als Tradition angesehen. Ein Informator ist heutzutage ein ganz anderes Thier als vor vierzig oder fünfzig Jahren. „Mein' Seel', unsere flotten Burschen wissen jetzt recht gut, wie sie sich hinstellen müssen; und um wie viel mehr kann ein Privatdocent der schönen Künste, ein Regierungs-Sekretär, ein junger hoffnungsvoller Mann, der wie ein Graf aussieht, auf eine noble Behandlung rechnen!"

Diese Vorstellung schmeichelte unserm Wetterquist und er fand den Vorschlag minder abstoßend. Indessen war es immer eine bedenkliche Sache. „Erniedrigend ist es doch!" meinte er mit einem halben Seufzer.

„Dummes Zeug, wahrlich, so dumm, daß ich gar Nichts weiter davon hören mag! wie viele große Männer der Gegenwart und der Vorzeit haben nicht ihre Laufbahn als Lehrer begonnen! Zum Exempel ein Shakspeare, ein Wallenstein, ein Walter Scott, ein..."

„Was? Davon hab' ich nie Etwas gehört!" versetzte Wetterquist mitleidig lächelnd.

„Nicht? es ist mir doch, als hätte ich es irgendwo gelesen, gleichviel wo! Mag seyn, daß es auch gerade nicht Shakspeare, Wallenstein und Walter Scott gethan haben — bestehen will ich nicht darauf. Allein es gibt jedenfalls eine Menge Leute, welche große Männer im Staate geworden sind, und deren Name noch heute in den Annalen der Geschichte glänzen, die mit einer viel geringern Beschäftigung, ja mit gar Nichts angefangen haben."

„Das ist gewiß wahr; mehrere unsrer Bischöffe..."

„Ach ja, dergleichen Beispiele gibt's genug, wenn man will. Komm, laß uns nun die Bekanntmachung aufsetzen; ich bin nicht ganz ungeschickt in solchen Sachen!" Ehe sie aber so weit kamen, hörte man abermals Mariens Stimme von außen.

„Herr Notarius, ich bin mit dem Essen da."

„Speisest Du so früh zu Abend? ich denke, es ist kaum acht Uhr," sagte Rosell, welchem der angenehme Duft der Kotelette gewaltig in die Nase stach.

„Ich habe heute Mittag keinen Appetit gehabt," antwortete Wetterquist und konnte sich die kleine Genugthuung nicht versagen, nachdem das Essen auf dem Tische stand, sich vor Rosells Augen das Geld, welches Marie zurückbrachte, aufzählen zu lassen. „Willst Du mein Gast seyn? Marie ist so gut und holt schnell noch mehr. Geschmorte grüne Erbsen und Kotelettes sind nicht zu verachten."

„Warum nicht? zumal da ich sehe, daß Du so gut bei Kasse bist. Sie kann auch gleich eine halbe Flasche

Madeira mitbringen, damit wir ein Glas zu Ehren Deiner angehenden Professorschaft trinken können."

Es kostete unsern Wetterquist, welcher nach gerade den Werth des Geldes schätzen lernte, in der That einige Ueberwindung, so viel unnöthigerweise auszugeben. Da er aber heute zum ersten Male in seinem Leben den Wirth machen konnte, entschloß er sich zu diesem Opfer.

Als Maria fort war, sagte Rosell: „Was liegt auch daran — zwölf, fünfzehn Thaler in der Kasse! Ich habe auf Ehre nicht mehr als zwölf Schillinge, neun Stüber im Vermögen!"

Wetterquist zog sein Taschenbuch heraus: darin waren noch weitere zehn Thaler: er hatte fünfundzwanzig Thaler für sein Gemälde erhalten.

„Nun möchte ich wissen, was Du noch wünschen kannst. Ich begreife gar nicht, wie Du so eingemauert zu Hause sitzen magst, da Deine Kasse auf dem allerbrillantesten Strumpf ist?"

„Ich habe Dir ja gesagt, daß ich eingesteckt werde, sobald ich mich auf der Straße sehen lasse!"

„Lauter Mangel an Talent! Wie hoch belaufen sich denn Deine Schulden, um derentwillen sie Dich beistecken wollen?"

„Für den Augenblick bin ich hundertundsechsundsechzig Thaler zweiunddreißig Schillinge schuldig."

„Pah, das ist eine Lumperei! An das Uebrige denkt man nicht, bis der Gläubiger brummt. Was Dich jetzt aber auf den Nagel brennt, müssen wir zu arrangiren suchen. Morgen früh, bei guter Zeit, bringe ich Dich zu meinem guten Freunde, Papa Laßman. Bei ihm nimmst Du das Geld auf, verstehst Du, in Deinem Namen, aber auf meine Rekommandation und Bürgschaft. Die weitere Unterschrift schaffe ich von einem ebenso sichern und guten Kunden des Kammerers. Bis Morgen Mittag ist Alles in schönster Ordnung; wir sind ja Universitätsfreunde und alte Kameraden, außerdem weiß ich mir auch nichts Lieberes, als Andern einen

Gefallen zu thun — nächst dem Vergnügen mir selbst zu dienen! Was Deine weitere Aussicht auf freies Logis betrifft, so ist Nichts einfacher als dies: Du wirfst dem Kerle zwei Thaler in die Rippen, und kannst dann wieder manchen lieben langen Tag Deine frische Luft athmen, wo es Dir beliebt. Unter solchen Umständen läßt Dich der Haltfest sicherlich ungeschoren, und Du hast Zeit genug, Dich mit Deinen Manichäern zu setzen."

„Das ist in der That sehr freundschaftlich von Dir, Rosell, höchst freundschaftlich!"

„Paperlapa! So viel sag' ich Dir aber vorher, mit den Zinsen mußt Du genau einhalten; denn bei dem Kammerer gilt nur eine Rekommandation: Pünktlichkeit."

„Dies soll schon geschehen; Du kannst Dich drauf verlassen, ehe ich Dich in Verlegenheit bringe, verkaufe ich lieber meine Uhr! Habe ich nur erst dazu einen Verleger" — dabei deutete er auf seine Gedichte — „dann wird sich, bei Gott, Alles aufs beste machen."

„So, Du hast sie schon fertig? Na, das ist nicht übel! gieb 'mal her! Rosell nahm das Heft und begann die Poesien durchzublättern; sie waren auf das feinste Velinpapier höchst zierlich geschrieben, und vor jedem einzelnen Gedichte prangte ein Titel mit den saubersten Frakturbuchstaben.

„Das Aeußere wenigstens ist ganz hübsch," sagte Rosell.

„Hoffentlich wirst Du dem Inhalt nicht minder Deinen Beifall zollen; ich darf dies wohl ohne Eigenliebe sagen. Lies einmal Eines — — da zum Beispiel die Nacht."

Aber „die Nacht" machte vier enggeschriebene Blätter aus; Rosell begnügte sich das erste zu überfliegen.

„Potz Teufel, wie viele Sterne, das sind nicht weniger als ein — zwei — drei — vier — fünf — sechs Stück auf der einen Seite. Das muß eine helle Nacht gewesen seyn. Du träumst zu viel von Sternen, lieber Bruder . . ."

„Ach, die stehen ja deßhalb da, um die Schwärze der Nacht desto mehr hervorzuheben; übrigens ist die Wiederholung eines und desselben Wortes gerade das, was der Sprache das Erhabene gibt. Das solltest Du doch wenigstens begreifen . . .“

„Verzeih', liebster Bruder, mir geht alle Anlage zum Dichter ab; ich bilde mir aber doch ein, daß, wenn eine Nacht sternenhell ist, so kann sie nicht schwarz sein.“

„Du nimmst es auch gar zu buchstäblich! so ist es aber mit den Leuten, welche Alles mit den Händen greifen wollen und dem Gefühl und der Phantasie keinen Spielraum zu geben wissen.

„Das will also soviel heißen: Karl Peter Rosell ist kein kompetenter Kunstrichter über Wetterquists Gedichte.“

Je begreife que vous meinen. Na, na, Du magst recht haben! soviel kann ich Dir aber doch sagen, daß das Sentimentale gegenwärtig nicht mehr viel Glück macht. Wenn ich zu reimen verstände, so würde ich keine Feder ansetzen, um meinem eigenen Weltschmerz Luft zu machen; ich würde hauptsächlich so schreiben, daß es die Leute auch lesen.“

„Und Du glaubst nicht, daß ich dieß erwarten darf?“ fiel ihm Wetterquist mit hochrothen Wangen und fast stockendem Athem in die Rede.

Statt aller Antwort begann Rosell ein anderes Stück zu lesen und zu rezensiren . . . „was soll denn das seyn? verzeih mir, Bruder, das ist ja eitel Mondscheinpoesie. Glaub mir, auf Ehre, solches Reimgeklingel druckt Dir Keiner! Du bist nicht zum Dichter berufen, wirf das Zeug ins Feuer, und fang etwas Gescheidteres an.“

Wetterquist bebte vor innerlichem Zorn und Verdruß. Gleichwohl war er weit entfernt, Rosell Recht zu geben. Es verdroß, ja es schmerzte ihn nur das, daß es einen Menschen geben konnte, welchem so total aller Geschmack und alles Urtheil abging. „Ein anderer Kritiker wird mich bald beurtheilen — die Welt wird

richten!" polterte er heraus, und griff hastig nach dem Manuscript.

Rosell schüttelte mitleidig den Kopf. „Es gibt keine besessenere Art von Eigenliebe, als Schriftstellereitelkeit, willst Du aber durchaus schreiben, so halte Dich wenigstens an die Prosa: schreib eine Novelle oder sonst so Etwas, und schick sie an das Unterhaltungsblatt, vielleicht bekommst Du ein paar Thaler dafür — das reicht doch zu ein paar neuen Stiefeln!"

„Eine Novelle — am Ende gar aus dem Volksleben? ja, das wäre in der That interessant!"

„Ja, ja, das wäre in der That itereßannt, wenn Du den Sinn und die Gewohnheiten des Volkes kenntest und seine Freuden und Bedürfnisse zu fassen vermöchtest. Da dieß aber nicht der Fall ist, und Du stets in der haute volée schwebst, so versuche es mit einer Salonskizze im großen Styl, wo es von Grafen und Baronen, Freiherrn und Edelfräuleine wimmelt; denn so abgenutzt dieses Thema auch seyn mag; so ist es doch immer noch weit erträglicher, als ein sogenanntes Bild aus dem Alltagsleben, wo der Verfasser das innere Leben und den Geist des Volks wieder zu geben meint, wenn er aus allen Provinzen eine Maske von Nachahmungen des Volksjargons zusammen gestoppelt hat, und diesen dann, gleichsam wie eine auswendig gelernte Lektion, mag es passen oder nicht, seinen Figuranten in den Mund legt, so daß die armen Leute am Ende zu einer Art von Ungeheuer werden, wie man sie weder im gemeinen Leben, noch in der großen Welt findet."

„Gib Dir um Gotteswillen nicht so viel Mühe!" fuhr Wetterquist ungeduldig heraus. „Du darfst sicher seyn, daß ich mich mit Deinem Volksleben nicht befassen werde. Skizzen aus dieser Klasse, mögen sie ausgeführt seyn, von wem oder wie sie wollen, sind höchst unerträglich und abgeschmackt."

„Aus dieser Klasse! wenn ich nur nicht immer

von dem elenden dummen Kastensystem hören müßte! ist dieß eine Sprache für das neunzehnte Jahrhundert, wo man höchstens noch bei einer Leichenprozession nach dem Rang fragt? Bückt sich denn wohl der reiche Kaufmann vor dem armen Edelmann, oder ist es umgekehrt? komm mir nicht wieder mit Deinen Klassifikationen! Bildung ist der mächtige Hebel, welcher alle Lebensverhältnisse ins Gleichgewicht bringt."

„Freilich, allerdings; aber ein adeliger Stand ist doch . . ."

„Larifari, sobald es nicht ein ehrlicher Name ist. Mag ich Larsson oder Brahe heißen, Beides macht nicht schlechter oder besser."

Kann seyn! „Ich glaube aber doch, und das redest Du mir nicht aus, daß in dem adeligen Blute etwas liegt, was man sich weder geben, noch erwerben kann."

„Du bist ein Narr mit Deinem adeligen Blute! wärest Du als Graf geboren, so hättest Du Dich selbst angebetet, nun verzehrt Dich die Sehnsucht nach Etwas, was Du für das höchste Glück ansiehst, und Dein gewöhnlicher bescheidener Name Wetterquist erregt Deinen Abscheu, weil er so verdammt bürgerlich, um nicht zu sagen, bedientenmäßig klingt. Aber um wieder auf unsre vorige Rede von Schriftstellerei zu kommen, — da fällt mir just ein ganz interessanter und rührender Stoff ein, den ich Dir mittheilen will. Außerdem daß jedes Wort davon wahr ist, hat er auch noch den großen Vortheil, eines höchst pikanten Abentheuers, wobei eine bekannte hochgräfliche Familie ganz speziell interessirt ist."

Es bedurfte nur einer solchen Einleitung, um den Notarius aufs höchste in Anspruch zu nehmen. Als die kleine Kollation abgetragen war, und nur noch die Flasche sammt Gläsern auf dem Tische stand, erinnerte der Wirth seinen Gast an die versprochene Erzählung; denn Wetterquist war jetzt überzeugt, daß er mindestens zum Novellenschreiber berufen sey.

Der Sekretär, welcher Niemanden lieber als sich

selbst sprechen hörte, begann nun, nach einer neuen Einleitung und einigen besondern Zusätzen eigener Fabrik, dieselbe Geschichte, welche wir dem Leser im fünften Kapitel mitgetheilt haben. Rosell hatte sie aus dem eigenen Munde der Hofmeisterin; aber die Aufmerksamkeit, mit welcher er an den glaubwürdigen Lippen derselben während ihrer Erzählung gehangen hatte, war nichts gegen die Spannung, mit welcher Wetterquist jedes seiner Worte verschlang. Der Sekretär merkte aber nichts, bevor er geschlossen hatte. Erst da, als er den Dank und einige Bewunderung seines Erzählungstalents erwartete, wurde er gewahr, daß Wetterquist bleich und unbeweglich da saß, auf seinen Lippen konnte man einen schwachen Versuch zu lächeln bemerken; aber es war ein widerliches Lächeln.

Rosell schenkte sich das Letzte aus der Flasche ein.

„Na, bist Du denn nicht bei Dir? ist Dir die Geschichte vielleicht nicht romantisch genug? Laß uns Eins trinken auf den armen Kerl, welchen das Schicksal aus der Wiege in die Welt hinausgeworfen hat, und sag' mir dann, ob es nicht besser ist, ganz einfach Wetterquist zu heißen, den ehrlichen Namen seines Vaters zu tragen, als sich einen suchen oder bei andern Leuten um einen betteln zu müssen? Da sieht man schön, was sich das edle Blut zuweilen für hübsche Seitensprünge erlaubt! In meiner Familie war, Gott sey Dank, niemals auch nur ein Tropfen adeligen Blutes ... aber was zum Henker, kommt Dich denn an? ich glaube, Du willst geraden Wegs dem Baron Henning nachmachen?“

Der Notarius sprang auf, warf den Tisch sammt Flasche und Gläsern über den Haufen, und stellte sich mit geballter Faust und bebenden Lippen Rosell gegenüber. „Willst Du meiner spotten, Elender?“

„Spotten — bist Du denn wirklich von Sinnen? komm doch zu Verstand! Die Geschichte ist ohnedem

schon toll genug — Du brauchst nicht auch noch ein Narr darüber zu werden!"

Mechanisch ließ der Notar seine Hand sinken. Ohne ein Wort zu sagen, betrachtete er Rosell mit einem so sprechenden Blick der innerlichsten Angst, daß dieser wahrhaftes Mitleid mit ihm fühlte. Trotz seines Leichtsinns sah Rosell zu seinem großen Bedauern ein, daß er auf eine höchst empfindliche, ja grausame Art den armen reizbaren Notarius getroffen haben müsse, von dessen zweideutiger Herkunft er übrigens bis auf die jetzige Stunde keine Ahnung gehabt hatte.

„Liebster Bruder," sagte der Sekretär mit zutraulicher und bekümmerter Miene, „Du weißt, daß mir nicht das Geringste von Deinen Familienverhältnissen bekannt ist. Es thut mir, Gott verdamm' mich, in der Seele weh, von so Etwas gesprochen zu haben! Da ich aber bis auf diesen Augenblick noch nicht begreife, was Dich so aufgeregt haben kann, so wirst Du wohl einsehen, daß es wenigstens nicht meine Absicht war, Dir ..."

„Um Gottes willen! kein Wort mehr!" stammelte Welterquist und hielt sich die Hand vor die Stirne.

„Wie Du willst, Bruder! diese Stunde will ich ansehen, als wäre sie nie gewesen. Morgen Vormittag, Schlag eilf Uhr, bin ich hier und hole Dich ab. Bis dahin schaffe ich einen Bürgen und bearbeite den Kammerer, daß er uns das Anlehen zusagt."

Der Sekretär nahm Hut und Stock, wünschte gute Nacht und gieng.

Der Notar schien sich nach Einsamkeit zu sehnen und Rosell dachte zu ehrlich, um seinen kühlen Handschlag übel zu nehmen. Er sah wohl, daß Wetterquist zu aufgeregt war, als daß er jetzt seiner guten Absicht Gerechtigkeit widerfahren lassen konnte.

Die nächstfolgenden einsamen Stunden waren für den Notar nicht die besten. Die verschiedenen Erinnerungen, welche er an sich vorübergehen ließ, waren nichts

weniger als geeignet, ihm seine Ruhe wieder zu geben. Er gedachte, wie er von dem Augenblicke an, wo ihm das frühere Leben seiner Mutter bekannt wurde, sich eines mit tiefem Schmerz verbundenen Gefühls von Bitterkeit nicht zu erwehren vermochte. Jetzt war sein Inneres in einem gewaltsamen Aufruhr, alle halbgeheilten Wunden brachen wieder auf, er wußte ja nur allzugut, daß das schöne Fischermädchen, die einnehmende falsche Baronin Y...., deren reine unschuldsvolle Liebe zu einer strafbaren Flamme herabsank, dasselbe Weib war, welche mit ihren letzten Buhlerkünsten seinen Stiefvater in ihr Netz gezogen hatte. Niemand wußte besser als der Sohn, wie die äußere Bildung und reine Weiblichkeit, welche die Liebe über ihr ganzes Wesen verbreitet hatte, in ihren spätern Tagen bis auf das letzte Fünkchen verschwunden und sie wieder das rohe Fischermädchen geworden war; da ihr auch die frühere schüchterne Demuth derselben fehlte, verlor sie am Ende so sehr allen innern Werth, daß sie nicht selten in einem Anfalle schamlosen Uebermuths ihren Sprößling mit dem Titel benannte, welchen sein Vater führte.

„Und aus solchen Händen," dachte der Jüngling in seiner Seelenqual, „wurde ich hinaus in die Welt gestoßen, um gegen sie und mich selbst kämpfen zu lernen. Wäre ich der rechtmäßige Sohn des Mannes, dessen Name ich trage — diese wahnsinnigen Thorheiten, welche jetzt meinen Hochmuth kitzeln und mir den Kopf verwirren, wären mir ewig fern geblieben. Ruhig und bescheiden hätte ich meinen Weg verfolgt. Dieß wilde Blut würde nicht jetzt wie Feuer in meinen Adern brennen und ich wäre ein braver anspruchsloser Bürger geworden, glücklich und dumm, ohne etwas von den Höllenqualen zu fuhlen, zu welchen ich jetzt verdammt bin!"

Gleich dem Wüthen der Naturkräfte lassen auch die Stürme des Gefühls endlich nach, wenn ihre Nahrungsquelle versiegt. Allmählig begann der Notarius seine Gedanken wieder zu sammeln; die Gegenwart forderte ihre

Rechte, sowohl hinsichtlich seiner Geldverlegenheit als seiner neuen Spekulationen auf Informatorwürde, Schriftstellerruhm u. s. w. In jedem einzelnen Falle, hauptsächlich aber in dem letztern, war Ruhm zu gewinnen; und das letzte Bild, welches ihm noch einigermaßen deutlich vorschwebte, als er am Ende dem Schlafe in die Arme sank, war sein Name, der auf dem Titelblatte seines ersten Romans prangte, — natürlich kein anderer, als ein — moderner Roman.

Kaum war er am folgenden Morgen, ein wenig spät, mit seiner Toilette fertig, so klopfte Rosell.

„Alles in Richtigkeit! ein guter Freund, welcher bald dieselbe Gefälligkeit von Dir bedarf, hat sich als Bürge unterschrieben; und da mein Name danebenstand, so hat sich mein alter Laßman, obgleich er im Anfange höllisch zäh war, endlich dazu verstanden, die Summe vorzustrecken. Vorwärts denn! Du wirst Dich hoffentlich nicht lumpen lassen, sondern mich und meinen guten Freund bei Ryßvicks mit einem ordentlichen Frühstück regaliren!"

Am andern Tage sah man den Notarius, den Kopf um drei Zoll höher, durch die Straßen gehen, kein Schloßkanzleidiener war ihm auf den Hacken, keine Furcht vor Normans spitziger Zunge drückte ihn. Zehn Thaler hatte er noch übrig, nach Abzug der zwanzig, welche das Frühstück bei Ryßvicks gekostet hatte, und die schönsten Hoffnungen warteten seiner; kurz der Himmel hing wieder voller Geigen.

Die projektirte Anzeige erschien im Tagblatte: „Ein junger gebildeter Mann, mehrerer Sprachen mächtig, welcher Unterricht im Malen u. s. w. u. s. w. ertheilen kann, wünscht seine freie Zeit in irgend einigen guten Häusern mit Stundengeben auszufüllen. u. s. w. u. s. w." Gut war mit gesperrter Schrift gedruckt.

Vierzehn Tage darauf hatte er vier Schüler, zwei im Malen, und zwei zum Sprachunterricht. Von dreien läßt sich nicht viel sagen, außer daß der Notarius, ganz

gegen seinen ursprünglichen Willen, in Folge der täglichen Verminderung seiner zehn Thaler in Bezug auf die Sperrschrift fünf gerade seyn zu lassen genöthigt war. Es lief vielleicht ein kleines Geheimniß mitunter, allein es würde wenig Delikatesse verrathen, wenn wir ausplaudern wollten, was wir darüber gehört haben; statt dessen können wir aber die Versicherung geben, daß der vierte Schüler in jeder Beziehung probehaltig war. Der Notar wurde nämlich ersucht, sich zu einer adeligen Wittwe in der Nähe des Kornhafens zu begeben.

Wetterquist hatte in seinem Leben noch nie ein, wie er es nannte, vornehmes Haus betreten. Mit einem gewissen würdevollen Wesen stieg er die aristokratische Treppe hinan und zog nicht ohne leises Zittern die Glocke. Ein Dienstmädchen öffnete. Er hatte einen Livréediener erwartet.

„Ist die gnädige Frau zu Hause?"

„Ich weiß nicht gewiß, will aber hören."

„Sagen Sie nur, ich sey ..."

Ohne die Fortsetzung abzuwarten, lief das Mädchen weg, kam bald zurück und öffnete die Thüre zu einem kleinen Saal, welcher nach der hohen Vorstellung, welches sich Wetterquist von einem hochfreiherrlichen Salon gemacht hatte, in der That etwas klein war. Das Besuchzimmer, in welches er jetzt geführt wurde, war noch kleiner, und obgleich hübsch und elegant möblirt, entlockte es demungeachtet unserm Wetterquist auch nicht ein Fünkchen von Bewunderung.

Die Baronin trat ihm aus einem Nebenzimmer entgegen. Sie war schon bei Jahren, hatte ein sehr alltägliches Aussehen, und ihrem Anzuge konnte man, ohne ihr Unrecht zu thun, keine allzugroße Eitelkeit vorwerfen. „Seyen Sie mir willkommen;" sagte sie in einem Tone, welcher gar nichts ausdrückte. „Sie sind der Herr, welcher ..."

„Ja, meine gnädige Frau, ich war so frei ..."

„Komm herein, Mathilde!" — Daß die Baronin

so kurzweg abbrach, war offenbar nicht auf Rechnung des Hochmuths zu schreiben. Nein, dieß war durchaus nicht ihr Fehler, allein sie war nichts weniger als eine Freundin von Komplimenten. „Meine Tochter; — ich wünsche, daß Sie ihr gründlichen Unterricht in der englischen Sprache geben möchten; drei Stunden wöchentlich, wenn wir über den Preis einig werden.“ Ein junges, liebenswürdiges Mädchen grüßte den Notarius. Ueber und über mit Röthe übergossen, konnte dieser kaum ein einziges passendes Wort hervorbringen. Mit gewaltigem Herzklopfen hatte er sogleich das liebenswürdige Geschöpf wieder erkannt, welches sein Gemälde der Atmosphäre der Trödelbude entrissen hatte. Und die Nachricht, daß die freundliche Käuferin, das hübsche Fräulein Mathilda Lindfeld, seine zukünftige Schülerin seyn sollte, verminderte natürlich seine Bewegung keineswegs.

Fünfzehntes Kapitel.

Rosell macht zum ersten Mal den Advokaten. Der hübschen Lisa wird in Folge der Abreise des Kammerers ein höchst wichtiges und heimliches Vertrauen zu Theil.

Der Tag, welchen unser Kammerer zu seiner Abreise festgesetzt hatte, kam immer näher. Es war das erste Mal, daß er im Hochsommer Stockholm verlassen wollte; denn die Zeit, welche von andern Leuten zu Ausflügen benutzt wird, und wo die Ferien bei den Gerichten und in den Lehranstalten ihnen gestatten, über ihre Muße zu verfügen, waren just Laßmans eigentliche Arbeitstage. Da bedurfte sein Pelzwerk am nöthigsten der frischen Luft und des Ausklopfens; da mußten Vorkehrungen getroffen werden, daß die Fliegen und andres Ungeziefer sich nicht in das Allerheiligste des Triangels einschlichen und die kostbaren Vasen, die prächtigen durchsichtigen Rokokoporzellansachen besudelten. Da mußten sämmt-

liche Herrlichkeiten auf das getreulichste mit dem Federnwedel abgestäubt werden; kurz es war — so dünkte es wenigstens dem Kammerer, trotz seiner Heirathswuth — schon an und für sich selbst keine geringe Tollheit, und noch dazu zu einer so gefährlichen Zeit, alle seine Schätze den bösen Mächten Preis zu geben, nämlich den Motten, den Fliegen und dem Staube.

Aber reisen mußte er. Wenn der Kammerer ein Mal einen Entschluß gefaßt hatte, so war es, als wäre er in dem Buche des Schicksals aufgezeichnet; die mindeste Aenderung daran war etwas völlig Undenkbares. Es mochte eine auch noch so unbedeutende Kleinigkeit seyn, das Verhältniß blieb stets dasselbe; sein Wort war wie ein Evangelium — und nicht ein Mal zu Nutz und Frommen des Triangels konnte eine Ausnahme von der fest stehenden Regel statuirt werden.

„So habe ich wenigstens um so mehr Zeit vor mir," tröstete sich der Kammerer, während er mit einem Fliegenwedel das Inventarium seines Schrankes von den nasenweisen Gästen zu befreien bemüht war. Auch hatte er, vielleicht nicht überflüssigerweise, etwas mehr Zeit auf seine Reise zu verwenden sich vorgenommen, wenn man bedenkt, daß Laßman fest entschlossen war, keinen Winter mehr als Junggeselle zuzubringen.. Er wollte seine Strümpfe gestopft, seine Hemden geflickt, kein Eiswasser mehr zum Waschen und Trinken haben, und eine zärtliche Liebeshand sollte ihm jeden Morgen seine Tasse warmen Kaffee reichen. Alles dieß war sein bestimmter Wille, und wer gewinnen will, muß auch Etwas daran setzen.

Er machte sich freilich manchen Skrupel über das fast barbarische Vorhaben, den Triangel in rath- und hülfloser Lage zu verlassen, aber nach und nach gestaltete sich in dem Kopfe des Kammerers ein Plan, welchen er zwar mehre Male verwarf, dem er aber am Ende dennoch Gehör geben mußte. Sollte er z. B. irgend Jemanden das kostbare Amt anvertrauen, welches bis jetzt

seine eigene, interessanteste Beschäftigung und theuerste Pflicht gewesen war? Offenbar eine wichtige und höchst bedenkliche Frage. Endlich blieb ihm aber doch Nichts weiter übrig.

Zuerst hatte er Muhme Neta dabei im Auge. Auf sie hatte der Kammerer stets mehr gehalten, als auf seine beiden andern Basen. Allein wenn er sich die Sache recht überlegte, so konnte der Fall eintreten — denn welcher Fall kann nicht eintreten? — daß sie auf den unseligen Gedanken kam, ihrem Alten das gelobte Land zu zeigen. Und sollte der alte Ficker ein Mal hineinkommen, vielleicht gar in einem Zustande von Seligkeit — der Himmel möge ein solches Unglück verhüten! schon bei dem Gedanken daran lief es dem Kammerer eiskalt über den Rücken. Meister Ficker war im Stande, eines seiner kostbarsten Kabinetsstücke kurz und klein zu schlagen. Dieser Plan wurde gänzlich verworfen; es war eine Thorheit, daß er nur daran hatte denken können.

Dann kam — freilich nur für einen Augenblick — Frau Norman auf die Liste. Es dünkte den Kammerer, als höre er schon in Gedanken, wie sie alle seine ausgesuchten Artikel für gute Prise deklarirte, um ihre Trödelbute damit zu bereichern und ihr durch seine kostbarsten Antiquitäten einen glänzenden Ruf zu verschaffen. Nein, nein, daraus wird Nichts, liebe Dora!

Nun kam die Reihe an die Hofmeisterin; aber diese konnte sicher nicht schweigen, schleppte ihre Schwester mit, und da war es die alte Geschichte. Will hatte keine Zeit, auch nicht Verstand genug, um behutsam mit den Sachen umzugehen — also blieb nur noch Lisa übrig.

„Lisa, ja!“ wiederholte der Kammerer in Gedanken, „das Mädchen hat Charakter. Sie kann schweigen, hat auch sonst Nichts zu thun. Sie kann wohl alle Tage ein Mal hingehen und abstäuben und auslüften. So wird es am Besten seyn; und wenn ich wieder komme und Nichts Schaden genommen hat... ja ja, dann soll sie auch Etwas haben. Das gelbe Stück Battist verdirbt

am Ende doch nur, wenn es noch lange da liegt. Sie soll es zu einem Kleide haben — mich läßt es doch wie ich bin — Notabene, wenn sie sich gut hält."

Gesagt, gethan: Lisa mußte Triangelwächterin werden. Ihr sollte das größte Vertrauen werden, welches der Kammerer bisher einem Sterblichen geschenkt hatte.

Am Abende vor der Abreise nach Westgothland (dieß war die weiteste Tour, welche der Kammerer je in Freiergeschäften machte) ging er zu Frau Norman. Es hatte ihr geahnt, daß er kommen werde, um Abschied zu nehmen, deßhalb war sie absichtlich ausgegangen, denn soviel Haltung und Takt auch Frau Norman zu besitzen sich rühmte, so hielt sie es doch für etwas zu gefährlich, nach dem Rendezvous zu Karlberg mit dem Kammerer zusammenzutreffen. Die würdige Frau hatte sich demnach zu einer Kaffeeschwester begeben, die Hofmeisterin war in der Bude und Lisa befand sich allein zu Hause. Kurz ehe der Kammerer kam, hatte sich der Regierungs-Sekretär eingefunden, welcher häufig Frau Norman besuchte, um seinen Miethzins für Möbel, Bett u. s. w. zu entrichten, womit er gewöhnlich eine Menge von Artigkeiten verband, welche er sich für die Zeit zu gut schrieb, wo er lediglich kam und sagte: „nächsten Dienstag, Mittwoch oder Donnerstag werde ich kommen, liebe Frau Norman." Rosell war, wie gesagt, gerade bei der hübschen Lisa, welcher er übrigens bis jetzt noch kein günstiges Zeichen von Aufmerksamkeit hatte abgewinnen können. Wir wissen, daß Lisa sich halb und halb für die Braut des Notarius ansah und obgleich sie, trotz dieses Verhältnisses, gerne mit andern Männern liebäugelte, so wollte sie doch nicht mehr als Einen begünstigten Liebhaber auf ein Mal haben; deßhalb war der Regierungs-Sekretär nur ihr „guter Freund," eine Gunst, welche er mit mehreren Andern theilte.

Von Rosell wissen wir, daß er einst ernsthafte Absichten auf Lisa gehabt hatte; allein seit er wußte, daß sie den Kammerer nicht beerben würde, so hatte er diese

aufgegeben, und war sehr froh, daß seine Kourmacherei noch keine ernsthafteren Folgen gehabt hatte. Seine Besuche setzte er indessen darum nicht aus; denn bei seinen knappen Umständen war Frau Norman gar keine üble Bekanntschaft, und Lisa war und blieb ein liebes Mädchen, mit welcher er gerne eine oder die andere ledige Stunde verplauderte.

Als der Kammerer in das Zimmer trat, saß der Regierungs-Sekretär bei Lisa am Nähtische und spielte mit einem Garnknaul; ihr Gespräch war munter und ziemlich laut.

„Guten Abend, Lisa! Wo ist Deine Mutter oder Muhme Malla? Da sitzest Du ganz allein bei einem jungen Herrn, und läßt Gott einen guten Mann seyn!“ Daß Lisa so viel Freiheit hatte, wollte dem Kammerer nie recht gefallen.

„Gott einen Mann seyn lassen!“ — erwiederte Lisa etwas pikirt. „Ich bin hoffentlich alt genug, um selbst auf mich Acht zu geben!“

„In Deinem Alter, mein Kind, brauchen die Mädchen am meisten Aufsicht.“

„Aber nicht gegenüber von so gesetzten jungen Männern, wie ich einer bin,“ meinte Rosell lächelnd, „oder was meinen Sie, Herr Kammerer? verdiene ich nicht mehr Zutrauen?“

„Ja, das ist allerdings wahr — ich erinnere mich jetzt, Sie sind ja verlobt, Herr Sekretär. Das ist freilich etwas Anderes; ein Bräutigam muß wissen, was er zu thun hat!“

„Bräutigam! Bräutigam wäre er?“ lachte Lisa. Das müßte etwas Nagelneues seyn, denn wenn er mich nicht zum Besten gehabt hat, so ist es damit schon seit anderthalb Jahren aus.“

„Was!“ rief der Kammerer, „also war es bloßer Scherz?“

„Keineswegs, es war die lautere Wahrheit; ich setze Leib und Leben daran, daß ich mich vor drei Jah-

ren mit der Tochter des Grubenpatrons P . . . verlobt habe."

„Was sagst Du nun, Lisa?" versetzte der Kammerer.

„Ich sage, daß er ein großer Spitzbube ist, weil er nicht hinzusetzt, was Jedermann weiß, daß ihm Mamsell P . . . . schon vor mehreren Monaten aufgesagt hat."

„Mein bester Herr Kammerer," fiel Rosell hastig ein, „deßhalb habe ich doch keine Unwahrheit gesagt. So etwas thue ich nie. Hätten Sie zum Beispiel soviel Theilnahme für meine geringe Person gezeigt, daß Sie weiter gefragt hätten, ob das Verhältniß fortdauere, so hätte ich Ihnen die ebenso wahrhaftige als pflichtmäßige Versicherung gegeben, daß dieß leider nicht mehr der Fall sey."

„Aber wie Sie sich auszudrücken beliebten, mußte man nothwendig annehmen, daß Sie Bräutigam seyen — und das war in der That sehr schön von Ihnen! Ich habe eine bessere Meinung von Ihnen gehabt, Herr Sekretär — es ist freilich ein Sprüchwort, daß man in die Leute nicht weiter hinein sehen könne, als bis an die Zähne."

Der Kammerer war augenscheinlich böse.

„Was konnte ich denn damals schnell Anderes thun, um Sie zu überzeugen, wie Unrecht Sie mir thaten, als ich so in meiner Unschuld meinte . . . ."

„Ja, ja, ja," unterbrach der Kammerer den listigen Rosell, welcher wohl wußte, daß der Alte in Lisa's Gegenwart nicht gerne auf jenes Kapitel kam, „ja, ja, lassen wir das jetzt — ich denke, wir verstehen einander!"

„Vollkommen, wie ich hoffe; allein es würde mich in der That betrüben, ja aufs tiefste schmerzen und verwunden, wenn Sie das geringste Mißtrauen gegen mich behalten würden!"

„Nein, nein, wenn ich mir die Sache recht bedenke,

so sehe ich wohl, wie sie zusammenhängt, und finde, daß Sie ein ganz gescheidter Mensch sind, Herr Sekretär, der sich pfiffig aus der Schlinge zu ziehen weiß."

„Es freut mich," erwiederte Rosell mit einer artigen Verbeugung, „ein so ehrenhaftes Zeugniß von Ihnen zu erhalten! Die Alten wissen, daß es eine schöne Sache um die Klugheit ist . . . . Da ich aber nicht das Glück habe, Frau Norman zu Hause zu treffen, so werde ich so frei seyn, in der nächsten Woche zu kommen und meinen Zins bezahlen."

Ehe Lisa ihrem Erstaunen über das heimliche Einverständniß zwischen dem Oheim und dem Regierungs-Sekretär Worte leihen konnte, war der Letztere schon halbwegs die Treppe unten. Nun bestürmte sie den Kammerer mit Fragen.

„Es ist Nichts, liebe Lisa! Geldangelegenheiten, Sachen, welche Du nicht begreifst, mein Kind. Gib mir jetzt einmal ein Glas frisches Wasser und gieße ein paar Tropfen Kognak hinein, wenn Du welchen vorräthig hast."

Lisa brachte ohne Verzug das Verlangte; während sie den Trank zurecht machte, zerbrach sie sich das Köpfchen darüber, was es wohl für eine Bewandtniß mit der Heimlichkeit haben möge, welcher sie gar zu gerne auf die Spur zu kommen wünschte. „Sicherlich geht es mich an; na, ich will es schon herausbringen, wenn ich nur einmal wieder mit Rosell unter vier Augen bin — er kann nicht schweigen."

Hierin betrog sie sich aber doch; denn so liebenswürdig und verführerisch Lisa auch war, so konnte der artige Herr Regierungs-Sekretär doch unmöglich sagen, daß er zwar einst ernsthafte Absichten auf sie gehabt, diese aber in Anbetracht des Eigensinns des Kammerers rücksichtlich der Erbschaftsfrage wieder aufgegeben habe.

„Nun, liebe Lisa, laß Dir etwas sagen: ich habe vor, eine Reise zu machen, eine Reise, welche etwas

lange dauern wird," begann jetzt der Kammerer in einem gewissen feierlichen Tone.

„Willst Du Dich, wie sonst, meiner armen Vögel wieder annehmen?"

„Ach, was sind Sie doch ein glücklicher Mann, Oheim! reisen zu können, wann und wohin es Ihnen beliebt! Herzlich gerne will ich die Vögel zu mir nehmen; soll ich sie heute Abend holen?"

„Nein; ich habe es diesmal anders vor. Die Vögel kannst Du übrigens zu Dir nehmen, wenn es Dir Spaß macht, sie so lange zu haben; aber wie gesagt, es geht mir noch etwas Anderes im Kopfe herum — ich will hören, was Du dazu sagst."

„Ich bin begierig!"

„Ja, ich dachte Dich zu bitten, wenn Du Zeit hast, und ich weiß just nicht, was Du sonst zu thun haben könntest, alle Tage einmal hinzugehen und nach einigen Sachen zu sehen, ob sie nicht von den Motten, von eingesperrter Luft, Fliegen und Staub Schaden leiden."

„Was? Ich soll den Schlüssel zu des Oheims Allerheiligstem haben? Ach Gott, wenn es nur keine Vorbedeutung ist, daß Sie bald sterben, Oheim, weil Sie auf diesen außerordentlichen Einfall kommen!"

„Das wollen wir nicht hoffen; wenn es aber so kommen sollte, so hättest Du wohl nichts dagegen, — im Fall ich ledig stürbe!

„Ledig!" fiel Lisa lachend ein. „Nun, ich denke, das sey so sicher wie baar Geld."

„Vielleicht nicht einmal so sicher, als unsere Privatbankozettel, Jungfer Naseweiß!" meinte der Kammerer, und nippte an seinem Grog.

„I, Gott bewahre," rief Lise scherzend aus, „da muß es ja schrecklich ungewiß seyn, denn ich habe die Mutter schon oft zu Muhme Malla sagen hören, daß es Zettel gebe, welche man nicht nehmen dürfe."

„Nun, und wenn es nun sehr ungewiß wäre, oder

wenn es im Gegentheil ganz sicher wäre, daß ich mich verheirathe — was dann, Mamsell?"

„Das weiß ich in der That nicht, Oheim, was daraus folgen sollte, als kleine Erben, welche mich um mein Erbe brächten."

„Dich um Dein Erbe — na, da sieh' 'mal Einer! Du hast Dir eingebildet, Mädchen, mich zu beerben?"

Lise goß ohne weiteres noch mehr Kognak in den Grog des alten Herrn und versetzte: „das habe ich von jeher für so gewiß gehalten, als eines von den zehen Geboten im Katechismus."

„Da wird es Dich wohl höllisch ärgern, daß Du die Rechnung ohne den Wirth gemacht hast, und das Gebot ausstreichen mußt."

„Ja, eigentlich sollte ich das, aber da könnten Sie aus baarem Aerger heirathen."

„Ich heirathe nicht aus Aerger, Kind Gottes, obgleich ich alle Ursache hätte, mich über Eure dummen und eigennützigen Pläne zu ärgern. Ich heirathe aus Ueberzeugung. Ich bin im Winter zu schlimm daran. Es ist durchaus nothwendig, daß ich heirathe."

„Na, das müssen Sie freilich selbst am besten wissen, und wenn es so durchaus nothwendig ist, so werde ich mich eben in mein Schicksal finden müssen — ich kriege doch hoffentlich einen Mann!"

„Und bist mir nicht böse, hältst noch etwas auf mich?"

„Ei gewiß. Sie haben es stets gut mit mir gemeint." Lisa war ihrer Sache zu gewiß, daß der Alte niemals seine Heirathspläne ausführen werde, von denen ihr die Mutter schon früher einen Wink gegeben hatte. Und sollte auch das Unerhörte geschehen — nun so war Lisa überzeugt, daß sie mit ihrem Lärvchen, ihrer Bildung, ihren Talenten und dem Gelde ihrer Mutter jede Stunde, wie sie sich noch kürzlich ausgedrückt hatte, einen Mann bekommen könne, ja, — hatte sie hinzugesetzt — an jedem Finger einen!" Lisa war eitel; deßhalb —

wie glücklich wäre sie nicht gewesen, mit den Reichthümern des Kammerers prunken zu können! Aber habsüchtig war sie nicht; deßhalb ließ sie dem Alten gerne den Spaß mit seinen Heirathskäfern. Vielleicht war sie auch listig genug, sich bei ihm immer noch ein Hinterpförtchen offen zu halten, wenn auch der verzweifelte Fall eintreten und die Sache Ernst werden sollte.

„Du bist ein braves Mädchen, Lisa," sagte der Kammerer gerührt, „viel verständiger als ich Dir zugetraut habe. Auch sollst Du die Mühe nicht umsonst haben! Ich habe ein Stück Battist — st! vor der Hand noch kein Wort darüber; aber ich denke, es soll ein hübsches Kleid für Dich abgeben. Wir wollen sehen. Komm morgen früh um acht Uhr zu mir, damit ich Dich zu Deinem neuen Geschäfte gehörig anweisen kann."

„Um acht Uhr — das ist sehr früh zum Ausgehen! Ich werde aber doch kommen."

„Aber reinen Mund gehalten, Kind, völlig reinen Mund, das sage ich Dir! keine Seele außer Dir darf hinein; hörst Du, keine Katze, keine Maus!"

„Keine Seele, keine Katze, keine Maus darf hinein!" wiederholte Lisa; „verlassen Sie sich auf mich, Oheim! Wollen Sie nicht noch ein Glas Wasser, Onkelchen?"

„Nein, nein, mein Kind, nichts mehr; es paßt sich nicht für einen Alten, ein Kneipgenie zu werden, namentlich wenn man auf Freiersfüßen geht. Gute Nacht, liebe Lisa. Grüße mir Deine Mutter, die Hofmeisterin, Muhme Neta und Will, wenn Du ihn siehst." Damit entfernte sich der Kammerer.

Am andern Morgen segelte unser Kammerer in den Fragmenten seines Schlafrocks im Zimmer hin und her, stäubte ab, bürstete und verschloß Alles, was nicht nieth- und nagelfest war, als Lisa mit einem Körbchen am Arme eintrat.

„Guten Morgen, Lisa! Was um Gotteswillen hast Du denn mit dem Körbchen vor?“

„Nichts holen, Oheim; ich bringe etwas. Sehen Sie, hier habe ich eine kleine Kaffeemaschine, deren wir uns manchmal zu Hause auch bedienen. In der Düte da ist gemahlener Kaffee, und wenn ich ein wenig Spiritus oder Branntwein habe, so koche ich Ihnen einen Kaffee auf die Reise.“

„Ach, Du bist ein köstliches Kind, ein sehr liebes, gutes Kind! Mein Seel', gerade habe ich auch daran gedacht, wie vortrefflich ein warmes Täßchen Kaffee schmecken müßte! Dort im Schranke steht eine Flasche mit Branntwein, nimm aber nicht zu viel! Ich brauche ihn auf die Reise, in den Wirthshäusern ist alles so höllisch theuer“

Man braucht nur ein ganz klein wenig, Oheim!“ Lisa begann nun Kaffee zu kochen und die alten Tassen des Kammerers zu spülen, dann brachte sie ein Dutzend frische Zwiebacke und eine hübsche Menge geklopften Zucker zum Vorschein und setzte Alles zierlich auf einen leeren Fleck des Tisches.

„Kommen Sie jetzt, Oheim! Ich denke, mein Kaffee soll hell und gut seyn.“ Mit freundlicher Miene nahm der Kammerer Platz. Lisa schenkte ein, und der Alte trank seine gehörigen drei Tassen.

„Vortrefflich, liebste Lisa, vortrefflich! Ich will wünschen, daß ihn meine künftige Frau nur halb so gut macht! Wie viel kann ungefähr reichen für zwei Personen in der Woche, Morgens und nach Tisch?“

„Das kann ich nicht so genau sagen; aber man wird doch wohl etwa ein Pfund rechnen dürfen.“

„Zum Teufel, das ist viel! Das Pfund, nach dem gegenwärtigen Preis, macht in jeder Woche acht und zwanzig Schillinge. Rechnet man nun noch Brod, Milch und Zucker dazu — uff, uff! das Heirathen kostet doch verteufelt viel Geld, Lisa — aber der Winter, der Winter, der ist mein Pfahl im Fleisch.“

„Nun, Oheim, was soll ich denn eigentlich für Sachen auslüften, und in Ordnung halten?“ fragte Lisa, welche bereits genug vom Winter und von den ständigen Trübsalen des Alten gehört hatte.

„Ja, ja, da komm her! Der Kammerer steckte den Schlüssel in das Loch der Triangelthüre.

„Hier bleib' auf der Schwelle stehen und geh' nicht vom Fleck, bis ich den Laden geöffnet habe... Nun sieh' mal — was meinst Du dazu, he?“

„Gott im Himmel!“ rief Lisa aus, und schlug die Hände zusammen,“ woher haben Sie denn all die himmlischen Sachen? In meinem Leben habe ich nichts Dergleichen gesehen! Im Schlosse, wo ich kürzlich war, findet man nichts Hübscheres.“

„Und alle diese Herrlichkeiten,“ sagte der Kammerer mit freudestrahlenden Augen und entzückt über Lisa's Erstaunen und Bewunderung — „alle diese Herrlichkeiten darfst Du, mein Kind, täglich abstäuben und putzen!“ Und dabei lag in der Stimme des Alten Etwas, welches verrieth, welch' großes Glück schon in dieser Beschäftigung allein lag.

Lisa brach in heftiges Lachen aus. „Ja, abstäuben und putzen, das verlohnt sich auch — haben möchte ich sie, das wäre der Rede werth!“

Der Kammerer sah finster drein. In dem Wunsche lag offenbar eine etwas zu derbe Anspielung. Aber Lisa war zu klug, um ihm Zeit zu einem unvortheilhaften Eindruck zu lassen.

„Sagen Sie mir jetzt nur, Oheim, wie ich mich dabei anzustellen habe.“

„Gut, sieh, mein Kind, Du nimmst diese Federn, welche da in dem Glase stehen — nimm aber nicht alle auf einmal — mit diesen — mit einer nach der andern versteht sich — fegst Du alle Winkel und Eckchen aus, bläsest dann den Staub weg und stellst vor allen Dingen wieder jedes einzelne Stück an seinen Platz. Die Leine

hier, quer über, ist um das Pelzwerk, Kleider und sonstige Zeugstücke daran aufzuhängen. Das mußt Du jedesmal zuerst thun, dabei öffnest Du das Fenster nnd läßst Luft herein, aber niemals, wenn starker Wind geht; denn da könnte leicht ein Windstoß in das aufgehängte Zeug fahren, und Eins oder das Andere von den Bänken herabschmeißen."

„Liebster Oheim, jetzt weiß ich Alles genau." Ich werde mich gehörig in Acht nehmen und auf das sorgfältigste damit umgehen; denn ich habe eine sehr leichte Hand."

„Ja, ja, das glaube ich. Jetzt laß uns aber einmal eine Probe machen, damit ich sehe, wie Du Dich anstellst!"

Es half nichts — sie mußte ihr Examen unter den Augen des Alten machen. Lisa hängte mit aller denkbaren Vorsicht die Pelzfelle über die Leine, gab ihnen mit einer dünnen Gerte ein paar kurze, leichte Hiebe, strich dann eigenhändig darüber hin, mit dem innigsten Wunsche, im nächsten Winter Mantelfutter, Kragen, Muff und Boa davon zu haben. Ein süperbes Stück Seidenzeug, welches sie dann zur Hand nahm, paßte trefflich zum Ueberzug. Alle diese Spekulationen behielt sie natürlich streng für sich. Ganz leise und ohne ein Wort zu sprechen, als gälte es eine Sache von der höchsten Wichtigkeit, legte Lisa die erste Probe ab; das Exerzitium mit den Federn beschloß das Examen.

Die Ankunft des Fuhrmanns setzte den vielfältigen Belobungen des Kammerers über Lisa's Anstelligkeit ein Ziel. Mit einem tiefen Seufzer verschloß er die Thüre zum Triangel, und legte den Schlüssel mit den angelegentlichsten und ausführlichsten Ermahnungen zu aller nur denkbaren Vorsicht in Lisa's Hände.

„Aber, lieber Gott, ich weiß ja gar nicht, wohin Sie reisen, Oheim, und wohin ich meinen Brief adressiren soll, wenn irgend ein unvorhergesehenes Unglück

einträte." Die listige Jungfer Lisa wollte, gleich ihrer lieben Frau Mama, zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen." Sie wollte den langweiligen Vorsichtigkeitspredigten des Alten ein Ende machen und zugleich das Ziel seiner Reise auskundschaften; fast reute es sie aber wieder, als sie sah, in welche Herzensangst der Kammerer plötzlich gerieth.

Er wurde leichenblaß. „Gott verzeih' mir's! an Feuer habe ich gar nicht gedacht!" ächzte er mit gebrochener, halb erstickter Stimme. „Mein Seel', am Ende ist es doch das Beste, wenn ich zu Hause bleibe! Nichts ist versichert — und wenn da ein Unglück passirte," — er mußte sich setzen, der arme Kammerer.

„Da sind Sie aber im Winter wieder allein, Oheim; das ist doch offenbar das Schlimmste!" fiel Lisa ein, welche jetzt den Alten lieber nach Otaheiti auf die Freierei hätte ziehen lassen, als die gewisse Hoffnung aufgegeben, die Geheimnisse des Triangels gehörig durchstöbern zu dürfen.

„Ach, es ist freilich schrecklich!" seufzte der Kammerer. „Der Himmel wird wohl so gnädig seyn und darüber wachen, daß kein Unglück geschieht! Ich will noch mit der Hausfrau reden, daß gehörig auf das Feuer Acht gegeben wird. Denn reisen muß ich, das siehst Du selbst ein, mein Kind!"

„Ei freilich; aber wohin denn? Ich kann Ihnen ja ein oder zweimal in jeder Woche schreiben, damit Sie nicht in ewiger Angst leben, und doch wissen, wie Alles zu Hause steht."

„Der Himmel segne Dich für diesen gescheidten Einfall, liebe Lisa! Ich habe es zwar nicht sagen wollen, aber Dir kann ich es wohl schon anvertrauen. Ich reise nach dem Pfarrhofe von Warlunda in Westgothland; Du brauchst den Brief nur über Mariested nach Warlunda zu adressiren, — schreib mir nur fleißig, mein Kind — das Postgeld und die Mühe werde ich Dir reichlich ersetzen!"

„Ach, wie mögen Sie nur davon reden, Oheim? Ich bin nicht so eigennützig, daß ich Ihnen des Vortheils halber diene, Onkelchen." Nichts destoweniger hatte sich Lisa fest vorgenommen, daß der Alte Pelz und Ueberzug „schwitzen" solle; denn sie war unwiderruflich entschlossen, auf den nächsten Winter in einem neuen eleganten Seidenpelz zu paradiren.

Nach einem langen, zärtlichen Abschied von all' seinen Kleinodien bis herab zu dem Nachttopf, welchem Lisa heimlich den Untergang geschworen hatte, steckte der Alte, wie in Gedanken, die übrig gebliebenen vier Zwiebacke und den Zucker ein. Endlich bestieg er den Wagen, dessen Gerassel die ungeduldige Lisa bald des Vergnügens beraubte, seine allerletzten Ermahnungen ferner zu hören.

„Wenn er nur mit einer recht langen Nase wieder zurück kommt!" lautete Lisa's frommer wohlmeinender Wunsch, als sie den Triangel abermals öffnete, um alle Schätze einer gehörigen Musterung zu unterwerfen.

Wie sie so dastand, und ein überaus prächtiges, mit Perlmutter eingelegtes Nähkästchen betrachtete, worüber sie ganz und gar vergessen hatte, den Schlüssel abzuziehen — obgleich das die letzte Ermahnung des Kammerers gewesen war — ging die Thüre auf und der Regierungs-Sekretär Rosell trat herein.

„Was sehe ich! Mamsell Lucie ist hier, und schon so früh am Morgen. Ich habe mich sobald heraus gemacht, um Abschied von dem Herrn Kammerer zu nehmen. Er ist doch nicht bereits fort?"

„Doch; er ist abgereist, und hat mich zur Wächterin seines Paradieses zu bestellen geruht."

„Was sagen Sie zu diesem kleinen Kabinet? Meine Mutter stürbe, glaube ich, vor Verzweiflung, wenn sie wußte, was Alles hier vergraben liegt."

Rosell steckte zuvörderst die Nase in den Triangel, dann kam er selbst nach; und die Blicke, welche er nach einem flüchtigen Ueberschauen mit Lisa wechselte, schienen

anzudeuten, daß er gar nicht entgegen wäre, sich das Paradies sowohl als den Engel zu Gemüthe zu führen, welchem die Bewachung anvertraut war.

Mamsell Lucie sah gewaltig schelmisch aus. Sie schien gleichsam einen Blick in das geheimnißvolle Verhältniß zwischen Rosell und dem Kammerer zu werfen. „Er will heirathen," sagte sie mit bedauerlichem Achselzucken, „und alle diese Herrlichkeiten werden bald eine andere Wärterin bekommen."

„Welche Unwürdigkeit, fast hätte ich gesagt Gottlosigkeit, einen solchen Tausch zu treffen! Könnte denn ein solcher alter Na... Mann nicht ledig bleiben, und es in der That viel besser haben, wenn er z. B. die zärtliche Fürsorge von Mamsell Lucies sanfter lieber Hand für sich zu gewinnen wüßte. Ich kann es aber doch nicht glauben. Es ist wohl nur ein Spaß mit seiner ganzen Reise. Wo wird der heirathen?"

„Ja, ja, es ist wenigstens für den Augenblick sein fester Wille, wenn ihm nicht wieder etwas dazwischen kommt, wie dieß bisher immer der Fall war."

„Wenn nur dieß in Ewigkeit so bliebe; denn es ist ein offenbarer Wahnsinn von dem braven Mann, ein so gewagtes Spiel zu spielen. Mit fünfzig Jahren können einem allerlei Verdrießlichkeiten auf den Weg nach dem ersehnten Glück ein Bein stellen. Wahrhaftig, wenn ich etwas davon gewußt hätte, würde ich es für Christenpflicht angesehen haben, ihn vor den geheimen Klippen zu warnen, auf welche er so keck los segelt!"

„Es ist gar nicht schön von Ihnen," meinte Lisa, „daß Sie keine besseren Wünsche für die Reise des alten Herrn haben! Ich muß Ihnen nur sagen, daß es mir fast eine Gewissenssache ist, wenn ihm etwas zustoßen sollte."

„Möge er so behaglich sitzen, wie Abraham in Gott Vaters Schooß, zugleich aber auch bedenken, welche große Verantwortlichkeit ein Reicher hat, wie er

sein Pfund anwendet! Ich wünschte, er stellte mich als seinen Wachtmeister an!

„Ach, da wird er eine bessere Wahl zu treffen wissen," versetzte Lisa ein wenig verschämt; „ich hoffe, mein Oheim wird sich vor den Herren in Schaafskleidern in Acht zu nehmen wissen.

„Herren haben Sie gesagt, Mamsell Norman? Ich betheure auf Ehre, daß ich mich nicht rühmen kann, einen Pelz zu tragen!"

„Wölfe, habe ich gesagt!" erwiederte Lisa lachend. „Da wäre mein alter ehrlicher Oheim schön daran, wenn er sich den Herrn Sekretär zum Assistenten nähme."

„Allerdings vortrefflich, wie ich hoffe, namentlich wenn wir scherzhafter Weise voraussetzen, daß Mamsell Lucie mir zur Seite stände, denn in diesem Falle bin ich gewiß, daß Papa Laßman die Stunde segnen sollte, wo er die Heirathsgedanken jüngeren Leuten überlassen hat."

„Ich hoffe übrigens, daß er ebenso klug wieder nach Hause kommen wird, als er ausgereist ist!" meinte Lisa, durch des Sekretärs Anspielung eher beleidigt, als geschmeichelt. Lisa war nämlich viel zu eigenliebig, als daß ihr nur irgend eingefallen wäre, sie könne die Schätze des Kammerers zur Erhöhung ihrer Verdienste bedürfen. Sie hielt eine solche Vermuthung für eine Art Beleidigung, nahm deßhalb hastig Hut und Shawl, verschloß sorgfältig alle Thüren und der Sekretär erhielt kaum die Erlaubniß, sie begleiten zu dürfen.

Sechszehntes Kapitel.

Große Reise des Kammerers zur Freierin und was ihm am ersten Tage passirte.

Der Kammerer Laßman hatte einen alten Universitätsfreund, mit welchem er von jeher in fortgesetzter, gewissermaßen freundschaftlicher Beziehung stand. Es war dieß der Probst und Pfarrer zu Warlunda, Herr Magister Gottlieb Thorblad, welcher kürzlich erst Wittwer geworden war, wie er vor ein paar Monaten unserem Kammerer durch einen Trauerbrief pflichtschuldigst angezeigt hatte.

Zu besagtem guten Freund und Probst, welchem sehr natürlich in seiner traurigen Wittwerschaft ein Besuch aus Stockholm nicht anders als erfreulich seyn konnte, ging die Reise des Kammerers. Es war ihm nämlich der Gedanke gekommen, daß die Stieftochter des Probstes, ein Frauenzimmer, deren achtungswerthe, vortreffliche Eigenschaften der Vater ihm höchlich angepriesen hatte, eine vollkommen passende Parthie für ihn seyn werde. In dem Begleitungsschreiben zu dem letzten Käsetransport äußerte sich der Probst in dieser Beziehung folgendergestalt:

— — — — — — — — — —

„Die eigentlichen Geschäfte wären nun abgethan, und ich will jetzt dem Drange meines Herzens folgen, und mit Dir von meinem häuslichen Leben plaudern; denn gegen einen so alten und geprüften Freund kann man wohl aufrichtig seyn. Ich bin überzeugt, daß Du mir eben so gerne zuhörst, lieber Bruder, als ich Dir erzähle.

„Du weißt, Herr Bruder, daß es dem Höchsten, dessen Rathschluß wir nicht tadeln dürfen, gefallen hat,

meine Alte diesem irdischen Jammerthale in sein ewiges Freudenreich zu sich zu nehmen. Es wäre großer Egoismus von mir, wenn ich darob trauern sollte; sie war viele Jahre älter als ich, und bedurfte deßhalb einer Ruhe, welche ihr zu mißgönnen, ich sie viel zu zärtlich geliebt habe. Indessen hat sie mir in ihrer Tochter, ihrem getreuen Abbild, einen herrlichen und trostreichen Ersatz zurückgelassen. Sabina ist ein höchst verständiges Frauenzimmer, und sieht trotz ihrer fünfunddreißig Jahre aus, als wenn sie kaum acht und zwanzig alt wäre. Sie ist sehr eingezogen, liebt die strengste Ordnung, und ist ungemein haushälterisch und gottesfürchtig; glücklich, ja dreifach glücklich wird der Mann seyn, welcher diesen seltenen Schatz einst heimführt! Allein hier in unsrer Gegend findet sich nichts Passendes für sie. Sabine war das einzige Kind meines würdigen Vorgängers, des Probstes Ingelgren, und sein nicht unbedeutendes Vermögen setzte seine hinterlassene Tochter in den Stand, nicht den ersten Besten nehmen zu müssen. Sie wollte nur eine, ihr völlig anständige Verbindung eingehen, oder lieber gar nicht heirathen, was ich freilich eigennützig genug selbst am liebsten sah, damit um so länger noch unter ihren fleißigen Händen mein kleines Gut wachsen und sich vermehren möchte.“

So schrieb der pfiffige Probst Thorblad; und der Kammerer, welchem keineswegs einfiel, daß er in jedem Briefe sein Klaglied über die vielerlei Trübsale und Mühseligkeiten eines alten Junggesellen gesungen hatte, biß richtig an, und war, wie wir wissen, bereits auf dem Wege zur Freierei nach Warlunda.

Nachdem sich unser Kammerer ein paar Tage lang weidlich hatte zusammenschütteln lassen, langte er völlig zerschlagen an einem Sonntagsvormittag auf dem Pfarrhofe an. Warlunda liegt eigentlich nicht ganz häßlich, hübsch kann man aber seine Lage in der Mitte einer großen kahlen Haide doch auch nicht nennen. Um die Pfarrge-

bände, deren es zwei waren, herrschte indessen doch eine Art von Behaglichkeit, welche jedem Reisenden ziemlich einladend vorkommen mußte. Zur Linken, dicht neben der Hofmauer lag der Friedhof mit seinem uralten Gotteshause, welches schon längst zum Abbruch bestimmt war, allein in Ermanglung von Mitteln zum Wiederaufbau vor der Hand noch stehen blieb. Die Kirche selbst, sowie der Kirchhof war mit alten Aspen und Linden umgeben, deren dichtbelaubten Zweige ihren friedlichen Schatten über den hübschgebauten Pfarrgarten warfen, dessen Blumenrabatten und Holz- und Rasenbänke zum lieblichen Genusse des Landlebens einluden.

Der Einfahrt gegenüber stand das alte Pfarrhaus, dessen Dach dagegen in jugendlicher Frische prangte, denn es war erst kurz neu gedeckt; dieß schien auch das einzige Neue zu seyn. Warlunda war einer von den alten Pfarrhöfen, an welchen Nichts als die hinzugekommenen Branntweinbrennereien zeigt, daß der Odem der Zeit darüber hingegangen ist, so schwerfällig, altväterisch und düster sieht Alles aus. Und dennoch hatte es wieder sein Angenehmes: der hübsche Garten mit seinen zierlichen Sandwegen, die schattigen Baumgruppen, der liebliche Duft von den Apfelbäumen auf der nahen Wiese, die Wiese selbst mit ihren zahllosen weißen Leinwandstücken und die sauberen Fenster mit altmodischen, rosengestickten, an der Seite mit rothen Bändern aufgebundnen Vorhängen — dieß Alles zusammen, nebst dem freundlichen Willkommgebell des Hofhundes und der Geruch eines gebratenen Ferkels von der Küche her, hat ohne Widerrede seine Annehmlichkeit, seine heimliche Anziehungskraft und — kommt man gar an einem Sonntagsvormittag, hört den Gesang in der alten Kirche und sieht die mit Nelken und Ringelblumen reich geschmückten Gräber — so fehlt es dem Bilde auch nicht an Poesie.

Wir würden übrigens der Wahrheit zu nahe treten, wenn wir behaupten wollten, daß der Kammerer sich durch

die letzteren Umstände im Geringsten hochzeitlich gestimmt gefühlt hätte; er fand es im Gegentheil höchst widerlich, denn er wußte ja eigentlich jetzt gar nicht, wo er Jemanden finden sollte, der ihm an die Hand ginge, und hauptsächlich dafür bedacht war, daß er mehr als nur den süßen Geruch aus der Küche zu schmecken bekäme.

Keine Seele schien sich auf dem Pfarrhofe zu regen, deshalb spähte der Kammerer durch den Vorplatz in das kleinere Haus hinein, in das sogenannte Gastgebäude; allein da war gleichfalls Alles wüste und leer, und auch aus dem Umstande, daß Alles bis vor die Treppe heraus gar zierlich mit Blumen und grünen Zweigen bestreut war, schöpfte der Reisende keinen Trost. Auf den Rath seines Fuhrmanns begab er sich endlich nach dem Theil des großes Baues, wo nothwendig Leute seyn mußten, nämlich in der Küche.

Eine alte sauertöpfisch aussehende Magd war am Heerde beschäftigt und blickte nach der Thüre, als der Kammerer öffnete.

„Wer ist da?"

„Ein Fremder! Ist die Herrschaft in der Kirche?"

„Ja, Alle mit einander. Der neue Vikar predigt heute."

„Das ist mir sehr leid. Ist außer Euch Niemand mehr im Hause?"

„Ja, Brita, sie ist drinnen und deckt den Tisch."

„Na, das ist doch wenigstens Jemand!" meinte der Kammerer. „Seyd so gut und ruft sie, da erfahre ich vielleicht, wo ich meinen Mantelsack unterbringen und selbst abwarten kann, bis die Leute aus der Kirche kommen."

„Die Vorplatzthüre ist nicht geschlossen, drücken Sie nur auf die Klinke und gehen Sie rechts, so kommen Sie in den Saal. Brita wird schon für Ihr Gepäck sorgen."

Der Kammerer folgte mit Vergnügen der Anweisung und befand sich bald in einem großen viereckigten Raum, durch dessen zwei Fenster, vor welchen dichte Apfelbäume

standen, kaum halbe Tageshelle hereinfiel. Ein gigantisches Kamin nahm die eine Seite ein, die ungeheure Oeffnung war mit grünen Reißern zugestopft, um welche eine so fürchterliche Masse von Insekten surrten, daß man versucht war zu glauben, das ganze Fliegengeschlecht halte hier eine Generalversammlung.

Auf dem vierschrötigen, mit hausgemachtem „Batterich" überzogenen Sopha, dessen Franzen fast bis auf den Boden herabhingen, ließ sich unser Kammerer endlich nieder, legte Hut und Pfeife auf einen nahen Tisch, und erwiederte den Knicks des Dienstmädchens mit den Worten: „Guten Tag, mein Kind! Sorge doch dafür, daß mein Mantelsack gut aufgehoben wird! Die Herrschaft kommt wohl bald aus der Kirche?"

„Es kann schon noch ein Weilchen dauern;" meinte Brita, und gab rücksichtlich des Mantelsacks die Erklärung, daß dieser so lange in der Küche bleiben müsse, denn die Mamsell habe den Schlüssel zu dem Gastzimmer.

Der Kammerer hatte Nichts dagegen einzuwenden, bezahlte seinen Fuhrmann, welchem er statt des zugesagten Imbisses ganze drei Schillinge weiter geben mußte, und setzte sich dann wieder auf den Sopha, um mit möglichster Resignation die Entwicklung seines Schicksals abzuwarten. Seine einzige Erquickung war den frischgedeckten Tisch aufmerksam zu betrachten, auf welchem sich übrigens noch nicht das geringste Eßbare vorfand.

Die Zeit verstrich sehr langsam und der Kammerer war gerade im Begriff in einen sanften Halbschlummer zu sinken, als auf einmal eine lange Frauengestalt, in ein weißes Baumwollenhalstuch gehüllt, mit leisem feierlichem Tritt über den Boden schwebte und vor dem Sopha stehen blieb.

Laßman sprang auf, und machte eine ausnehmend tiefe und ehrfurchtsvolle Verbeugung, welche das Wesen — denn es war in der That etwas sehr Geisterhaftes und Unkörperliches an Mamsell Sabina Laurentia Ingel-

grens langer, magerer Spindelgestalt — ebenso demüthig und feierlich erwiederte.

Der Kammerer nannte seinen Namen und setzte hinzu, daß er seinen alten Freund, den Probst Thorblad mit einem Besuch habe überraschen wollen, welcher ihm hoffentlich nicht unlieb seyn werde.

„Gewiß nicht!“ entgegnete Mamsell Sabina mit prophetischer Stimme.

„Ohne Zweifel!“ dazu machte der Kammerer eine abermalige, wo möglich noch ausdrucksvollere Verbeugung, „habe ich die Ehre mit Mamsell Ingelgren zu sprechen, deren achtungswerther Charakter mir durch die eigenen brieflichen Mittheilungen meines Freundes Ingelgren bekannt ist.“

„Ja, das bin ich,“ tönte es zart und schüchtern von Sabina's dünnen Lippen. „Mein Stiefvater kommt so eben mit ein paar Nachbarn.“ Nach diesen Worten zog sie das weiße Baumwollentuch dichter über die schmalen Schultern und verschwand unter der Küchenthüre. Dem Kammerer kam aber in seinem halbwachenden Zustande ihr Kommen und Verschwinden gleich wie eine himmlische Erscheinung vor.

Mit allen möglichen Zeichen ausnehmender Herzlichkeit und Freude bewillkommte der Probst seinen Gast. Beide Männer waren ungefähr von demselben Alter, Beide hatten sich trefflich conservirt, besonders der Probst, dessen rothe Vollmondswangen und behagliches Gesicht ein Wohlbefinden verkündeten, welches nicht entfernt den Gedanken aufkommen ließ, als ob er seine Wittwerzeit in Kummer und Betrübniß vertraure. Der gesegnete Gottesmann war kein so großer Egoist, daß er durch unnütze selbstsüchtige Klagen die Ruhe seiner abgeschiedenen Gattin im Grabe gestört hätte.

„Nun bleibst Du aber auch wenigstens vier Wochen bei mir in Warlunda, Herr Bruder?“

„Wollen sehen, wollen sehen,“ versetzte der Kammerer, „wie die Landluft mir zuschlägt.“

„Ah die thut Jedermann gut. Sieh nur mich an. Du wirst noch wissen, wie dürr und mager ich war, als wir uns zuletzt sahen."

„Du warst damals Vikar, Herr Bruder, wenn ich recht weiß?" fiel der Kammerer ein, und das Lächeln, womit er seine Worte begleitete, bedurfte keiner Auslegung.

„Ja freilich; aber es ist doch nicht der Probsttitel, welcher fett macht. Du wirst das selbst finden, Herr Bruder; denn ich lasse Dich nicht eher fort, als bis Du eben so dicke Wangen hast wie ich. Die Landluft wirkt Wunder, und unsre vortreffliche Sabina wird auch dafür sorgen, daß wir bei Tische nicht zu kurz kommen. Hast Du meine Sabina noch nicht gesehen, Bruder?"

„Doch, Herr Bruder; ich habe schon die Ehre gehabt, wiewohl nur auf einen Augenblick."

„Nun, das bedeutet Etwas, daß Du ihr gerade zuerst begegnet bist! Was sagst Du dazu, Bruder, solche Einfachheit und Demuth in ihrem ganzen Wesen und Treiben? Ja, das muß ich sagen, das ist ein Weib!" Der Probst seufzte schier vor Andacht als er an die heilige Sabina dachte, aber der neue Mitprediger, welcher unterdessen in das Zimmer gekommen war, lachte heimlich und wechselte verstohlene Blicke mit dem Patron Solberg und dem andern Herrn, einem Gutsinspektor aus der Nachbarkeit. Alle drei Herren wurden jetzt dem Kammerer als Freunde und Nachbarn vorgestellt.

Bei dem Mittagsessen verstand es sich ziemlich von selbst, daß der geehrte liebe Gast seinen Platz neben der Wirthin vom Hause bekam, und jetzt erst, während Sabina in Erwartung des Meerrettigs, das Ochsenfleisch ein wenig kalt werden ließ, faßte sich der Kammerer ein Herz und nahm seine Nachbarin gehörig in Augenschein.

Mamsell Ingelgren war, wie gesagt, ein sehr langes und mageres Frauenzimmer. Ihr verhältnißmäßig sehr kleiner Kopf saß auf einem erschrecklich dünnen gekrümmten Hals, welchen sie gewöhnlich in ihr Lieblings-

stück, das schon bemeldete weiße Baumwollentuch, ein Produkt ihrer eigenen kunstfertigen Hände, eingehüllt trug. Sabina war sowohl zu heilig als zu haushälterisch, um etwas Anderes als Schwarz oder Weiß zu tragen. Das erste brauchte man nicht zu waschen und das andere konnte man waschen und es sah doch noch wie neu aus. Ihre Hautfarbe war sehr hell, fast käseweiß; über jede ihrer Wangen hingen drei dünne gelbe Locken herab; die mittelste war an die linke Schläfe mit Gummi festgepappt, ein vortreffliches Mittel, womit sie ein großes Muttermal glücklich verbarg, eine Erdbeere, das einzige Roth, welches seine Glut über Sabina's Lilien warf. Ihre Augen waren besonders merkwürdig und ihr hellblauer, schmachtender, hohler Blick stets gen Himmel oder auf den Boden gerichtet, und wenn sie je ein Mal lächelte, las man darin deutlich das Bewußtseyn, daß die Seele sich aus höheren Sphären in den Staub heruntergebe.

Dieß war Sabine, auch „die heilige Sabina" genannt, ein Beinamen, welchen ihr der kürzlich erst ordinirte Adjunkt, ein ganz unheiliger junger Mann, gegeben hatte, und wofür er, wenigstens unsres Wissens, von dem Probst keine andre Zurechtweisung erhalten hatte, als eine kleine Drohung mit aufgehobenem Finger, während die Herren, welche beim Bretspiele saßen, mit ihren Steinen klapperten und seitwärts nach Sabinens Platz hinüber schielten.

Der Kammerer hatte seine Musterung nicht blos von Sabinens Aeußerem jetzt geschlossen, welches ihm hehr und würdevoll erschien, sondern auch einen kleinen Grund zur Kenntniß ihrer innern Eigenschaften und Gewohnheiten gelegt. Das Erste, was er wahrnahm, fand er sehr liebenswürdig: nämlich die Art, wie sie das Ochsenfleisch in die allerzierlichsten und dünnesten Scheibchen zu tranchiren verstand. Man sah, daß sie offenbar in der Wirthschaft auf das genaueste zu Hause war, denn

die Fleischbrühe maß sie gleichsam mit dem Fingerhute zu und Braten und Pudding schienen vollends etwas nahezu Wesenloses zu seyn: die Stückchen wollten sich weder mit Messer noch mit Gabel fassen lassen.

„Ein gescheidtes Frauenzimmer, eine löbliche Hausfrau," dachte der Kammerer bei sich, „und die Einfachheit in ihrem Anzug, verräth diese nicht sowohl Geschmack, als auch Verstand?" Es war wirklich ein bemerkenswerther Umstand, daß unser ehrlicher Laßman sich die Ueberzeugung gewissermaßen aufdringen wollte, Sabina habe einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, wogegen er doch eigentlich — trotz der unbestreitbaren Verdienste, welche sie durch ihre Haushaltungsprinzipien an den Tag legte — sich jedesmal von einer offenbaren Furcht erfaßt fühlte, so oft ihre blauen Augen ihn scharf ansahen. Auch mußte er es bei einem stummen Kopfnicken bewenden lassen, als ihm ihre spindeldürren Finger eine zweite ätherische Portion Truthahnbraten anboten.

Um nicht für einen Menschen ohne alle Lebensart zu gelten, begann endlich der Kammerer nach und nach sich in unterschiedlichen zierlichen Worten zu ergehen, bis Etwas, das einer Unterhaltung gleich sah, in Gang kam.

„Sie haben viele schöne Blumen auf den charmanten Rabatten im Garten unten," sagte er und versuchte mannhaft ihren Blick auszuhalten.

Sabina sah gen Himmel. „Ich," flüsterte sie mit sammetweicher Stimme, „gebe mich nicht mit solchen Lappalien ab. Die Haushälterin meines Vaters, Frau Ternström hat Vergnügen daran, ihre Zeit damit zu verderben. Meine Lust ist es nach den Blumen zu schauen, welche der Herr auf die Erde gesetzt hat."

„Die Blumenliebhaberei ist aber doch etwas höchst Unschuldiges," meinte der Kammerer.

„Unschuldig, ach ja, es kömmt nur auf den Zweck an, welchen man dabei hat. Alles hat wohl seinen Zweck

und ist dieser schlecht, so ist auch dem Mittel dazu kein großer Werth beizulegen."

„Liebste Sabina," sagte der Probst und warf ihr einen Blick zu, dessen Sprache ganz anders lautete, „bei Deiner Frömmigkeit und christlichen Duldsamkeit solltest Du doch zugeben, daß sich Deine übrigen minder glücklich begabten Mitschwestern einem so löblichen und unschädlichen Zeitvertreib hingeben dürfen."

Sabinens Augen senkten von der Decke auf ihren Stiefvater. „Ich," sagte sie sehr langsam — sie legte häufig den Ton auf dieses Wörtchen — ich verachte..."

„Willst Du nicht noch ein wenig von dem Truthahn aufschneiden, liebe Sabina?" fiel der Probst einlenkend dazwischen.

Sabina riß den Braten zu sich her, schnitt in einem unwillkürlichen Anfalle von Wildheit Alles kurz und klein, stieß die Platte von sich weg und lehnte sich in ihrem Stuhl zurück, gleich als überfalle sie ein heftiges Uebelbefinden.

„Was ist Dir, liebe Sabina?" fragte der Probst und sah ganz bekümmert aus.

„Darf ich Ihnen vielleicht etwas Wasser geben, mein verehrtes Fräulein?" Mit diesen Worten reichte ihr der Kammerer auf die möglichst kavaliermäßige Weise, die er zu Wege bringen konnte, ein Glas Wasser.

Sabina nahm es und nippte daran; sank aber sogleich wieder mit einem schwachen: „Ich denke, es wird mir hoffentlich schon wieder besser werden" zurück, übrigens doch nicht so hastig, daß sie nicht vorher dem Kammerer zum Dank einen so sanften und zärtlichen Blick zugeworfen hätte, daß dieser vor Erstaunen gar nicht wußte, wo ihm der Kopf stand.

Am Nachmittag, während eines Spaziergangs auf der Wiese, warf der Probst so gleichsam im Vorbeigehen hin: „Es ist nicht zu läugnen, so sanft und gutmüthig Sabina auch ist, hat sie doch, wie jeder Mensch, auch

eine oder die andere Eigenheit. So mag sie zum Beispiel keine anderen als Feldblumen leiden, und es ist ihr deßhalb sehr zuwider, daß unsere fleißige Haushälterin sich mit der Blumenzucht in unserm Garten abgibt. Ich habe um so weniger Etwas gegen diese unschuldige Liebhaberei der Frau Ternström, als ich selbst meine Freude daran habe."

„Allerdings ist gar nichts Tadelnswerthes dabei," meinte der Kammerer; „hier auf dem Lande, wo man ohne Kosten Blumen halten kann. mag dies ganz angenehm seyn. In Stockholm sind freilich Blumen ein sehr theurer Luxusartikel."

„Das will ich wohl glauben," sagte der Probst und war sehr zufrieden, daß der Blumenhaß der heiligen Sabina keine andere Gedanken bei dem Kammerer erweckt hatte. „Ja, zu Stockholm, wie ich mich aus alter Zeit erinnere, dort lautet es freilich anders. Dort," setzte er hinzu, „würde Sabina bei ihrer vortrefflichen Wirthschaftskenntniß beinahe mit so viel als gar Nichts leben können."

Nun paßte eigentlich dieser Zusatz wie eine Faust auf ein Auge zu der Theuerung der Blumen in Stockholm; allein der Probst glaubte eine kleine Anspielung nicht besser anbringen zu können, und ohne das Geringste von jener Absicht zu merken, erwiederte unser Kammerer ganz arglos:

„Wenn sie aber so ausgezeichnet geschickt ist, wozu brauchst Du denn eine Haushälterin, Herr Bruder?"

„Ja, Herr Bruder, Du mußt bedenken, daß eine Landhaushaltung mit ihren erschrecklichen Anhängseln von groben und anstrengenden Arbeiten ihren zarten Körper allzu sehr in Anspruch nehmen würde. Sie will immer Alles selbst thun, in und außer dem Hause, könnte es auch, denn sie hat es früher ebenfalls gethan, und da ging Alles herrlich, wie am Schnürchen; als ich aber

sah, daß ihre Gesundheit unter der großen Anstrengung offenbar litt, so wollte ich, obgleich mein Vermögen sich unter ihren Händen zehnfach vermehrte, doch als Stiefvater nicht, daß sie sich um meinetwillen schinden und plagen sollte. Als mein Mitprediger im vorigen Frühjahr starb, nahm ich deßhalb seine Wittwe zu mir. Sie ist flink und fleißig; überall daheim, fürchtet sich vor keiner Arbeit und kann Etwas aushalten. Auch habe ich zugleich damit ein Werk der Barmherzigkeit gethan: denn das arme Geschöpf wußte nicht wo aus noch ein."

„Wo ist denn aber Deine Haushälterin, Herr Bruder? Ich habe noch Nichts von ihr gesehen."

„Sie ist gegenwärtig auf Besuch bei Verwandten, kommt aber nächste Woche wieder. Während dem ist Sabine so gut und besorgt die Haushaltung."

Die Rückkehr des Adjunkts, Magister Bagge, von der Filialkirche, wo er gepredigt hatte, gab dem Gespräche eine andere Wendung.

Der Magister, ein sehr weltlich gesinnter, junger, lebenslustiger Mann, stand ganz gut mit dem Probst und der benannten Haushälterin, der hübschen Frau Mitpredigerin. Aber Mamsell Sabine, mit ihrer großen Heiligkeit, ihrem schwebenden Gang und ihren himmelnden Augen, welche zuweilen etwas von einer Schlange und einer Katze hatten, war ihm ein wahrer Gräuel. Ihre an das Unglaubliche gränzende Wirthschaftlichkeit ärgerte ihn, ihre Heirathslust — denn Sabine hatte alle Neigung dazu, wenn es nur Einer gewagt hätte, sie recht fest in die Arme zu nehmen — ekelte ihn an. Zudem hatte der Neid, mit welchem sie die kleine hübsche Haushälterin betrachtete und derselben ihre Bosheit mit den lieblichsten honigsüßesten Worten zu kosten gab, den Magister, trotz seiner natürlichen Gutmüthigkeit, dergestalt gegen sie aufgebracht, daß er ordentlich einen Trost und eine innerliche Beruhigung darin fand, die heilige Sabine in allen möglichen Geduldsproben zu üben.

Magister Bagge's Unrecht lag indessen, gelind gesagt, darin, daß er Alles im Hause einzig und ausschließlich zum Vortheile für Frau Sophie ansah. Aber der Magister war ein junger Mann und Frau Sophie war gleichfalls jung. Sie war hübsch, brav und aufgeweckt und überall sah man, was eine Frauenzimmerhand zur Behaglichkeit und Ordnung beizutragen vermag. Der Magister wußte nicht und wenn er es gewußt hätte, so würde er sicher nur darüber gelacht haben, daß Frau Ternström das Herz und die Hand ihres Mannes weggeschnappt hatte, auf welchen sich Sabina, während der mehrjährigen Adjunktur bei ihrem Vater, so feste Rechnung machte, daß sie ihre einstige Verbindung mit ihm für so gewiß angesehen hatte, als das Amen in der Kirche.

Zu Adjunkt Ternströms Gunsten hatte sie manche Ausnahme in ihren sonst unabänderlichen Wirthschaftsgrundsätzen gemacht; um seinetwillen hatte sie ihre Reizbarkeit bezwungen, wenn sie den Damm zu durchbrechen und zu verrathen drohte, daß ihre Heiligenglorie nur ein falscher Schein war, um seinetwillen, für seine Ohren wurde ihre Stimme noch weicher, und in seiner Gegenwart wurde ihre magere Figur noch geschmeidiger und das weiße Baumwollentuch in noch geschmackvollere Falten drapirt — kurz für ihn hatte sie Leben und Beweglichkeit. Und Er ließ sie in Gottes Namen in ihrem süßen Glauben, denn er befand sich gar nicht schlecht dabei, bis er die Mitpredigerstelle erhielt, wo er dann die hübsche Sophie heirathete, welche er nach drei Jahren in den dürftigsten Umständen als Wittwe zurückließ.

Man wird gerne glauben, daß Sabine die Uebersiedlung Sophiens auf die Probstei keineswegs gern sah. Ihre Mutter war zu alt und schon lange her so kränklich, daß sie seit mehren Jahren Nichts mehr zu sagen hatte, und Sabine das Regiment im Hause führte. Diese Macht sollte ihr jetzt nicht mehr ausschließlich verbleiben. Sophie, die beneidete, fast konnte man sagen verhaßte

Sophie sollte sie theilen. Aber nicht genug. Der neue artige Adjunkt, Magister Bagge, auf welchen Sabine bereits selbst ihre Augen geworfen — hatte er, der Undankbare, wohl für Jemand Anderes Augen, als für die bald getröstete Wittwe? Sogar auch ihr Stiefvater schien kaum ein paar Monate nach dem Tode seiner Frau mehr Behagen an Sophien zu finden, als selbst in Sabinens Gesellschaft. Die arme Sabine ging noch weiter in ihrer ebenso grausamen als hartnäckigen Einbildung. Argwohn war einer der Züge ihres Charakters und die kleine Abhandlung über die Blumisterei bei Tische hat schon gezeigt, wie weit sie es trieb. Wir werden später Gelegenheit haben zu sehen, in wiefern ihr Scharfsinn auf einem triftigeren Grund beruhte, als die allzuoft irreleitende Mißgunst.

Nachdem der Besuch fort war, wurde von Sabinen Thee, oder wenigstens warmes Wasser herumgegeben, während der Kammerer und der Probst sich mit Bretspiel unterhielten und sich gegenseitig an alte Jugendgeschichten erinnerten. Magister Bagge stand an dem schwarzangestrichenen Theetische, stützte sich leicht darauf und betrachtete, wie schon hundert Mal, die rothen und gelben Rosen, welche zwischen kolossalen Epheublättern einen Kranz um die ovale Tischplatte bildeten.

„Darf ich mir etwas stärkern Thee ausbitten?" erdreistete er sich zu sagen, und war so kühn, seine Tasse der heiligen Sabine vor die Nase zu schieben.

„Ich glaube, es ist aber schon Zucker darin," entgegnete die Wirthin mit möglichst wenig merklichem Aerger über die kecke Sprache.

„Ja, leider, zwei Stückchen."

Sabine nahm einen Theelöffel und rührte in der Kanne, mit dem Lächeln der Selbstverläugnung auf den Lippen. Sophie war ja nicht zugegen.

„Könnten wir nicht ein Bischen mehr Thee hineinthun?" sagte der naseweise Adjunkt und griff mit pro-

samer Hand nach der vor Olimszeiten ganz hübsch gewesenen Theebüchse. Sanft abwehrend legte Sabine ihre dürren Finger auf die seinigen. Die Theebüchse war in Gefahr den Deckel zu verlieren und umzufallen, was Sabine am meisten fürchtete, denn es war Nichts mehr darin.

„Der starke Thee ist Ihnen nicht gesund, Herr Magister!" lächelte sie und setzte sich glücklich in Besitz der Büchse. „Befehlen sie ihn vielleicht stärker, Herr Kammerer?"

„Danke gehorsamst er ist mehr als hinreichend-stark, er ist gerade recht; ich trinke immer lieber Wasser mit Zucker und Milch."

„Hören Sie, Herr Magister?" Sabinens Taubenaugen sandten dem Kammerer einen dankbaren Blick zu; da sich dieser aber bereits wieder umgewendet hatte, traf er ihn leider nur auf den Rücken.

„Allerdings höre ich — es war sehr unvorsichtig von Sabine, an den Magister zu appelliren — „und zwar, daß ihn der Herr Kammerer gleich mir für eitel Wasser deklarirt. Aber freilich, Frau Ternström ist nicht da und es wäre Unrecht, wenn man verlangen wollte, daß Mamsell Sabine auf etwas so Unbedeutendes, wie mein Geschmack, Rücksicht nehmen sollte."

Die Locken auf Sabinens Wangen wogten unruhig auf und nieder, sonst verspürte man keine weitere Bewegung. Nach einer Weile schenkte sie abermals ein; off nbar um sie zu ärgern, denn der sogenannte Thee war in der That wieder eben so wasserhell wie der vorige, warf der Magister Zucker hinein, goß Milch hinzu, kostete überflächlich davon, schob dann die Tasse weg, ging hinaus und erklärte, er müsse gehorsamst um Verzeihung bitten, aber es sey ihm unmöglich, auch nur einen Tropfen hinunterzubringen.

Als Magister Bagge zur Thüre draußen war, so flog ein Zug von Bitterkeit, fast Bosheit über Sabinens

Antlitz, verschwand aber schnell wieder; sie räumte den Tisch ab, machte auf einen Wink des Probsts, ohne Widerrede, zwei Gläser Grog, wovon sie dem Kammerer das seinige eigenhändig selbst präsentirte, und zog sich dann auf ihr Kämmerlein zurück, um durch einige Kapitel in der Bibel und ein paar Seiten in ihrem gewöhnlichen Erbauungsbuch, den Stunden der Andacht, ihr Gemüth wieder zu beruhigen.

Wie weit ihr indessen dies gelang, läßt sich nicht leicht angeben; genug, ihre Andacht war nicht so ungestört als sonst, und vielleicht hatte unser Kammerer einigen Antheil daran. So viel ist wenigstens gewiß, daß er ihre Gedanken mehr in Anspruch nahm als das ganze Buch Hiob und die Stunden der Andacht insgesammt. Endlich schlug sie ihre Bibel zu und ließ ihrer Phantasie freien Lauf, welche ihr nach und nach allerlei interessante Figuren und pikante Situationen vorzauberte. Nach Verlauf einer guten Weile wurde Sabinen auf einmal ganz bange über die namhafte Verirrung ihrer Gedanken, und gleichsam als Schild gegen die Versuchung schlug sie die Bibel abermals auf. Dies wollte übrigens nicht viel helfen; so schnell sie auch die Blätter umwendete, so emsig sie ihre Aufmerksamkeit auf deren Inhalt zu richten trachtete, allezeit kehrten ihre Gedanken wieder auf den alten Gegenstand zurück, welcher so oft, seit Jahren, ihren großen Ansprüchen auf Gottseligkeit in den Weg getreten war. Sie dachte nämlich auch jetzt, wie jedes Mal wenn sich die geringste Aussicht auf eine Veränderung zeigen wollte, an das Loos des Weibes, und daß ihr die heilige Schrift befehle, ja sie fast zwinge, Vater und Mutter zu verlassen und dem Manne anzuhängen. In der Frömmigkeit ihres Herzens hielt es Sabine für etwas Unnatürliches, sich gegen das Gebot der Schrift aufzulehnen, mehr als Andere für sich in Anspruch nehmen, und sich den weisen Anordnungen Gottes entziehen zu wollen, kam ihr sündhaft vor, denn

Er allein weiß ja, was uns gut und nützlich ist. Selig, wer sich mit Ergebenheit in seinen Willen und Beschluß fügt!

Siebenzehntes Kapitel.

Fortsetzung des Heirathsabentheuers. Die heilige Sabine kommt ins Gedränge.

Man hatte dem Kammerer ein Zimmer in dem kleineren Gastgebäude angewiesen, und als er am Abend, nicht ohne einige Schwierigkeit, an dem hohen Himmelbett emporgeklettert war, worin er dann zur Belohnung seiner Anstrengung bald in holde Träumereien versank, hatte er, nach einem Stoßseufzer für den „Triangel" nur Einen Gedanken — Sabine. Nicht daß, trotz seines besten Willens und Bemühens, zärtlichere Gefühle sich seiner bemächtigt hätten; aber bei welchem Weibe fanden sich wohl mehr herrliche Eigenschaften?! Die hellen dünnen Löckchen und die göttliche Stimme verfolgten ihn jedoch stets mit einem gewissen heimlichen Unbehagen.

Lange hielten ihn die Heirathsgedanken wach und kaum hatte er ein paar Stunden die Wollust des Schlafs genossen, als ein schreckliches Getöse gerade über seinem Haupte ihn aufweckte.

„Die Leute sind fleißig!" dachte der Kammerer, denn er vermuthete, der Lärm müsse von einem Webstuhl kommen. Da er indessen nicht wieder einschlafen konnte, stand er auf und ging aus Mitleid mit seinem Trommelfell in den Garten hinab.

„Wer lärmt denn da oben so früh? Kann sie mir es nicht sagen?" fragte der Kammerer, welcher bereits einen kleinen süßen Verdacht geschöpft hatte, eine Stallmagd, die mit dem Milcheimer über den Hof ging.

„Ach, das ist Mamsell Sabine, welche am Webstuhle sitzt. Sie ist immer die Erste aus den Federn."

„Welch' ein Weib!" dachte unser Kammerer, „was für ein Fleiß und Thätigkeit! Sie könnte mit ihren emsigen Händen ein ganzes Haus mit Nahrung und Kleidung versehen, — und dann hat sie auch noch ein hübsches Vermögen . . . ." Laßman spazierte auf und nieder und machte sich allerhand Gedanken.

„Ah, Herr Kammerer, sind Sie schon so früh auf?" hörte er eine bekannte Stimme hinter seinem Rücken und Sabina, in ihrem weißen Baumwollentuch und einem etwas kurzen und knappen hellgestreiften Kattunröckchen grüßte ihn im Vorbeigehen. Sie hatte noch die Papierwickeln im Haare und Pantoffeln an den Füßen; deßhalb eilte sie vorüber und hielt das Taschentuch höchst anmuthig an die Wangen, damit man die Erdbeere nicht sah.

Der Kammerer wagte nicht sie aufzuhalten, auch gefiel sie ihm heute weniger.

„Was kömmt es denn aber auf die äußere Schaale an, wenn nur der Kern frisch und gut ist!" tröstete sich der nachsichtige Mann. Eine Weile nachher rief man ihn in den Saal zum Kaffee, wo schon der Probst seiner wartete; auch Sabina kam bald, lieblich und lächelnd, in Schnürstiefelchen, Locken und einer schwarzen Bombasinschürze, welche zwei Zoll über den Rock herab hing, dessen kurzen Leib vorn ein kreuzweise geheftetes Schäwlchen deckte; die Kehrseite verbarg wie gewöhnlich das weiße Umschlagtuch, das indessen, sonderbar genug, heute etwas einem Brautschleier Aehnliches hatte, d. h. statt daß es in der Regel die ganze Figur einhüllte, hing es straff und feierlich über den Rücken hinab.

„Der Kammerer bewundert so eben Deinen Fleiß, mein Kind," sagte der Probst; „er erzählt mir, daß Dein Webstuhl ihn geweckt habe."

„Morgenstund hat Gold im Mund," entgegnete Sabina, setzte aber sogleich mit holder Verschämtheit hinzu: „Im Fall ich Sie übrigens mit meiner Arbeit beunruhige, Herr Kammerer, werde ich ein andermal nicht so zeitig anfangen."

„Gott bewahre mich, daß ich eine so löbliche Gewohnheit stören sollte!" erwiederte der Kammerer äußerst artig. „Seit ich weiß was es ist, werde ich viel besser dabei schlafen als bei der schönsten Musik."

Der Probst schmunzelte und versicherte, daß Sabinens Fleiß schon manches Stück zuwege gebracht habe; wenn sie sich einmal verheirathe und Warlunde verlasse, so würden alle Pferde in seinem Stalle den Vorrath nicht ziehen können.

Sabine schwieg wie es die liebenswürdige jungfräuliche Schüchternheit erforderte; schenkte aber dem Kammerer heute seine Tasse voller ein als gestern und obgleich Anfangs kein Zwieback auf dem Tische gewesen, holte sie doch jetzt ein Tellerchen voll davon, setzte ihn vor den alten Laßman, welcher sich verneigte, schwieg, aß und trank.

Nach dem Frühstücke machten die Herren einen Spaziergang auf dem Pfarrgute umher und nun zeigte der Probst seine Roggenfelder, an deren Beschickung Sabine gleichfalls mit thätig gewesen; denn sie war immer die Erste bei der Sommer- wie bei der Wintersaat. Sie selbst maß das Getreide, ging mit und säte, die Kartoffeläcker hatte sie natürlich ebenfalls besorgt, nicht minder die Leinsaat, ja, sie besaß eine so glückliche und gute Hand zum Säen, daß man ihres Gleichen nicht fand, und alle Bauernweiber auf mehrere Stunden im Umkreise gerne den doppelten Preis zahlten, um nur ihren Saatlein von Sabinen zu bekommen.

„Das ist ein merkwürdiger Usus!" ließ sich der Kammerer nachdenklich vernehmen.

Ungemein merkwürdig!" wiederholte der Probst.

„Soviel Fleiß und Thätigkeit findet sich sonst kaum bei zehn Weibern zusammengenommen.

„Warum hat sie denn aber nicht schon längst einen Mann?“

„Daran ist sie selbst schuld. Du wirst hoffentlich nicht glauben, Herr Bruder, daß ihr nie ein Antrag gemacht worden sey. Liebster Himmel, wenigstens Einer jedes Jahr; aber sie ist zu wählig, die arme Sabine. Sie will nur Einen, der ihr gefällt, und bisher hat noch keiner ihr Herz zu gewinnen gewußt.“

„Und doch sieht sie so mild, liebreich und hingebend aus.“

„Christliche Milde, Herr Bruder, christliche Liebe und Ergebenheit! Ja, so ist sie; aber weltliche Liebe ist ihr bisher fremd geblieben.“

„Da wird sie wohl auch schwer zu gewinnen seyn,“ sagte der Kammerer; gleichsam im Allgemeinen.

„O, es kömmt nur darauf an, wie man es anfängt. Mit etwas Vorsicht und Klugheit lassen sich auch die ungefügigsten Weiber besiegen. Allein dieß ist eine Sache, welche Dich nicht besonders interessiren kann, Herr Bruder. — Was sagst du aber zu dem schönen Kleestück da?“

Unser Probst war ein schlauer Mann. Er sprach weder heute noch den folgenden Tag irgend von Sabinens Vorzügen, noch weniger vom Heirathen, versäumte aber natürlich keine Gelegenheit, seine Tochter stets in das hellste Licht zu stellen.

Der Kammerer schwieg ebenfalls; es wurde ihm aber immer enger um's Herz, ihn überkam nämlich eine gewisse, früher unbekannte Angst. Es war ihm als sey Mamsell Sabine Laurentia Ingelgren ihm vom Schicksal, oder vielmehr von dem Herrn selbst zur Begleiterin durch das Leben ausersehen. Nichts desto weniger fühlte er Etwas in seinem Innern, das sich dagegen sträubte. Der arme Mann! ihm bangte vor Sabinens Tauben-

augen und er fühlte, daß es vorbei mit ihm sey, wenn sie erst seine Gattin seyn würde, — Herrscherin über den „Triangel," — und nach sechs Tagen der Ueberlegung stemmte sich die arme Stimme fortwährend noch verzweifelt dagegen.

Es war an einem Sonnabend. Der Kammerer saß einsam auf einer kühlen Rasenbank im Garten und horchte fast andächtig zu, wie Sabine in ihrem Kämmerlein, zur Vorfeier des heiligen Tages, einen hübschen Liedervers um den andern mit scharfen aushaltenden Trillern sang. Als sie gerade im besten Singen war und der ehrliche Kammerer meinte, Sabinens Seele müsse längst über den Kreis des kleinlichen Erdenlebens emporgestiegen seyn, erscholl plötzlich ein scharfer Ton von der Küche her, als wäre Porzellan oder Glas zerbrochen. Sabina hatte ihn ebenso gut vernommen wie der Kammerer, der Gesang hörte plötzlich mitten in einem prächtigen halbfertigen Triller auf, und wie ein Pfeil schoß Sabina die Treppe herab in die Küche, wo der Kammerer, welcher neugierig aufgestanden und vorsichtig beigeschlichen war, durch die offene Thüre Alles mit ansehen konnte.

Die heilige Sängerin, plötzlich in eine Furie mit fliegenden Haaren verwandelt, faßte mit höchst eignen Krallen die arme Hausmagd am Kragen und prügelte sie so nachdrücklich durch, daß das arme Geschöpf, welches so ungeschickt gewesen eine Suppenschüssel zu zerbrechen, vor Schrecken auch den Deckel fallen ließ, welchen sie noch in der Hand hatte. Sabina hielt einen Augenblick inne, ihre blauen Augen stacken voll Thränen, denn ihr zartes Herz litt dabei, ein so sündiges und elendes Wesen, wie die gemeine Hausmagd, leiden zu sehen. Vielleicht waren die Thränen auch eine Folge der Anstrengung, welche es sie kostete ihre Zunge im Zaume zu halten. Aber um jeden Preis mußte dieß geschehen, denn der Kammerer war ja im Garten.

Nachdem Sabina, wie gesagt, einen Augenblick Pause gemacht hatte, griff sie das Werk aufs Neue an. Brita's andre Wange bekam bald durch die emsige Bearbeitung eine noch blühendere Farbe, als die zuerst berücksichtigte. Endlich war die Exekution vorüber und Sabina sagte mit der lieblichsten und freundlichsten Stimme: „Mein Kind, wie hast Du Dich nur so schlecht aufführen können? Die Schüssel kostet sammt dem Deckel drei Thaler. Es thut mir leid, daß ich Dir so viel an Deinem Lohn abziehen muß, aber es ist zu Deinem eigenen Besten; wenn ich Dir dieß so hingehen ließe, so wärst Du im Stande, Alles in der Küche kurz und klein zu schlagen. Lies jetzt die Scherben zusammen, die Brauhausmagd kann sie wieder kitten und die Sache soll vergessen seyn; für Werktag ist sie dann noch gut genug." Damit ging Sabina wieder auf ihre Kammer, nahm den unterbrochenen Triller wieder auf und sang mit heller Stimme weiter.

„Das ist ja ein wahrer Satan!" sagte der Kammerer leise und holte ganz erschrocken tief Athem. „Mit einer solchen Frau," fuhr er in Gedanken fort, „wär es gar keine Unmöglichkeit, daß ich an einem schönen Tage ... ein Mal ... gar selbst ..... hu, das ist ein Stück von einem Weib! Und nun singt sie wieder wacker drauf los — schöne Frömmigkeit, da gebe ich keinen Pfennig dafür! Daß die Dirne den Schaden ersetzen muß, ist ganz in der Ordnung und den Brauch will ich in meinem Hause gleichfalls einführen; aber damit sollte es auch abgemacht seyn, denn bezahlen und Ohrfeigen dazu — nein, nein, das ist offenbar zu viel, man streicht Niemanden mit doppelten Ruthen! Es war merkwürdig, Sabina sah akkurat wie eine Hexe aus, als sie das Mädchen am Kragen hatte. Potz Wetter! wenn sie ein Mal so über mich dar käme ...."

In diesen düstern Betrachtungen wurde der Kammerer durch Wagengerassel unterbrochen. Unmittelbar

darauf hielt ein gelbangestrichener Wagen vor dem Hofthore. Magister Bagge kam aus seinem Zimmer gestürzt, um auf zu machen, und der Probst selbst geruhte in eigner Person unter die Hausthüre zu treten.

„Das muß ein seltener Gast seyn!“ dachte der Kammerer; es war aber Niemand Anderes als die junge Haushälterin, Frau Sophie Ternström, welche vom Wagen sprang und mit einer leichten anmuthigen Verbeugung an dem Magister vorbei, auf den Probst zueilte, welcher ihr bis mitten in den Hof entgegen kam, um sie willkommen zu heißen.

„Sieh, Bruder Laßman, das ist die weitere Zugehörde des Pfarrhofs,“ meine liebe flinke Haushälterin, Frau Ternström, sagte der Probst freundlich und konnte die blinzelnden Aeuglein kaum von den blühenden Wangen der hübschen Sophie wegwenden.

Sie war in der That ganz hübsch, das brünette Weibchen, mit ihren hochrothen Wangen, ihrem schwarzen, schlichten Haar, und ihren braunen Augen, so hell und klar wie der beste Kaffee. Der Mund war freilich ein bischen zu groß, um billigermaßen zu den schönen gerechnet werden zu können, aber ihre Lippen waren so roth und die Zähne so weiß, wie man sie vom Schwarzbrodessen nur immer haben kann. Sophie war auch bei magerer Kost aufgewachsen, denn ihre Aeltern waren sehr arm, was die junge Wittwe ihre vortheilhafte jetzige Stellung um so höher schätzen lehrte.

Sie wurde nicht früher sichtbar als bei Tisch; aber der erste Blick auf diesen überzeugte die Herren, daß eine Andere das Küchenregiment führe.

Die Platte mit Spinat, welche sonst halb leer gewesen, war jetzt nicht nur ganz voll, sondern auch mit Eiern garnirt. Die Gerstengrütze hatte einen namhaften Zusatz von Zucker und Zimmt und der Milch fehlte es nicht an Rahm.

Der Magister, welcher in der vergangenen Woche

in der That magerer geworden war, aß mit herzlichem Appetit. Der Probst fand den gebratenen Fisch ausgezeichnet schmackhaft und der Kammerer, wir können es nicht verschweigen, konnte, Trotz dem daß er wie gewöhnlich das Glück hatte, neben Sabina zu sitzen, nicht umhin, der Köchin alle Ehre zu machen.

Sabina schwieg während des ganzen Abendessens; von Zeit zu Zeit ließ sie ihre Augen mit einer Mischung von Furcht und Abscheu von dem Kammerer auf Sophien fallen. Der Ausdruck ihres Gesichtes ließ schließen, daß sie die Furcht plagte, auch ihre neue Eroberung möchte ihr von der verhaßten Haushälterin abspenstig gemacht werden.

Nach der Heimkunft der Frau Ternström begann ein bei weitem besseres und muntereres Leben im Pfarrhause. Sie nahm viel Rücksicht auf den Kammerer, entweder weil es in ihrer Natur lag, gegen Jedermann zuvorkommend zu seyn, oder weil sie merkte, daß sie Sabina damit ärgerte; genug sie machte sich bald auf eine höchst einfache und natürliche Weise mit seinem Geschmack und seinen Gewohnheiten bekannt, welchem sie dann zuvorkam, ohne daß er nur zu wünschen brauchte. Ihr munterer ländlicher Gesang, mit welchem sie ihre Arbeit begleitete, lautete ganz anders als die Grablieder, welche aus Sabinas hohler Brust klangen. Allein das war noch nicht Alles, Frau Sophie hatte auch noch ein weiteres Verdienst, welches für Einen, der Sinn dafür hatte, gar nicht so unangenehm war: sie konnte nämlich schwatzen, aus Herzensgrund schwatzen über — Nichts.

Wenn sie Abends mit ihrer Gießkanne nach dem Garten wanderte und ihre Blumenbeete begoß, so kam sie dem Kammerer, welcher ihr schnurstracks getreulich folgte, als das non plus ultra häuslicher Anmuth vor. Es ist nicht zu leugnen, der Kammerer bewies sich etwas flatterhaft in seinem Geschmack, wenigstens müßte man auf die Vermuthung kommen, daß er mehr Vergnügen

an Sophiens Unterhaltung fand, als an der kalten und abgemessenen Kernsprache der heiligen Sabina.

Für Sabina kam nun eine bittre Zeit. Von ihrem Fenster aus mußte sie oft sehen, wie der treulose Kammerer, welcher sie jetzt floh, sie, die schon so große Ansprüche auf ihn hatte, und um Sophien herumtrippelte, sogar die Gießkanne ihr zu tragen sich erbot.

„Alles, Alles,“ seufzte sie eines Abends, als sie hinter den Jalousien stehend, zusehen mußte, wie die Courmacherei offenbar zu stark wurde, „Alles übersieht und verläßt mich um ihretwillen!“ Es that Sabina im Herzen weh, sie preßte die Hände dagegen und schaffte sich dadurch einige Linderung, daß sie ein paar Blumenstöcke, welche ihr Sophie zum Geburtstag geschenkt hatte, ausriß und auf den Boden warf.

Ihr Stiefvater, welcher gerade über den Vorplatz ging, glaubte ein unterdrücktes Schluchzen in Sabinas Zimmer zu hören und trat herein. „Was fehlt Dir?“ fragte er und sein Blick fiel von ihr auf die am Boden umher liegenden Blumen.

„Ach, ich bin so ärgerlich darüber,“ antwortete sie mit einem Ton, welchen der Probst wohl kannte. „Da sieh nur her, Vater, die abscheuliche Katze muß im Zimmer gewesen seyn und hat mir alle meine schöne Blumentöpfe umgeworfen.“

„Die Katze wußte wohl, was sie that, sie kannte Deinen Geschmack,“ meinte der Probst.“ Aber, liebe Sabina, da wir zufällig so allein sind, will ich die Gelegenheit benutzen und etwas Wichtiges mit Dir reden.“

„Etwas Wichtiges?“ wiederholte Sabina in Gedanken und hätte beinahe vor Freude laut aufgeschrien. Gewiß hatte der Kammerer, ja, es konnte gar nicht fehlen, gewiß hatte er sich bereits gegen ihren Vater erklärt. Ach, sie hatte ihn verkannt: nur seine Schüchternheit, seine eigene Strenge gegen sich hatte ihn

zurückgehalten. Der brave Mann, welche Liebenswürdigkeit, welch' feines Zartgefühl!

„Etwas Wichtiges sagst Du, lieber Vater?" wiederholte sie jetzt laut und mit so heller und klarer Stimme, als ob sie sich schon zu dem lieblichen Ja einüben wollte, senkte aber natürlich ihre Augen mit jungfräulicher Verschämtheit zu Boden.

„Ja, meine gute Sabina, Du weißt, daß Deine Mutter, hauptsächlich auch in ihrer Todesstunde, mir Dein Wohlergehen an das Herz gelegt hat. Bisher hat es sich noch nicht schicken wollen, daß ich so glücklich gewesen wäre, diese zärtliche Fürsorge auf einen Andern übertragen zu können ....."

„War denn diese für Sie so lästig?" fiel Sabina dazwischen, gleich als wolle sie den heiß ersehnten süßen Genuß noch ein wenig hinausschieben.

„Wenn auch gerade nicht lästig," antwortete der Probst, „so war sie doch manch Mal gar nicht sehr leicht, das weißt Du so gut, wie ich. Unter vier Augen brauchen wir nicht die Heiligen zu spielen, und ohne daß ich es Dir in's Andenken zurückzurufen nöthig habe, wirst Du Dich selbst erinnern, daß Deine boshafte zäntische Gemüthsart, so schön Du diese auch stets in den Mantel der Gottseligkeit einzuhüllen verstehst, mir manche bittre schwere Stunde gemacht hat. Und Dein geiziges, tyrannisches Wesen gegen die Dienstboten hat schon so viele Auftritte veranlaßt, daß ich oft dadurch meine besten Knechte und Mägde verloren habe."

„Ich war immer nur auf Dein Bestes bedacht, lieber Vater; aber wie hängt das mit dem Gegenstande zusammen, über welchen Du mit mir reden willst?"

„Allerdings steht es damit im Zusammenhange; denn gerade dieß macht es mir höchst wünschenswerth, Dich anderen Händen zu überlassen."

„Was willst Du damit sagen, Vater? Du weißt ...." Dabei sah Sabina äußerst verschämt und verlegen aus.

„Ja ich weiß, daß Du meinen Wunsch theilst, wundre mich nicht im geringsten darüber. Wenn ein Mädchen bis in die fünfunddreißig gekommen ist, ohne noch einen einzigen Freier gehabt zu haben, so ist es billig, daß ihr ewiges Geseufze auch ein Mal ein Ende nimmt."

„Vater!" Sabina hob ihre Augen zur Stubendecke empor; es sah aus, als wolle sie den Himmel zum Zeugen einer so ungerechten Beschuldigung anrufen.

„Hör, liebe Sabiua, auf die Worte kommt es uns nicht so genau an, wenn nur die Absicht dabei gut ist, und das ist sie. Was sagst Du zum Kammerer Laßman? um das Kind bei dem rechten Namen zu nennen."

„Ja — ach ja." Da Sabina nun ganz gewiß war, daß der Kammerer bei dem Vater um sie angehalten habe — denn sonst hätte sich dieser nicht so äußern können — wollte sie ihren Triumph auch vollständig genießen. Sie wollte zeigen, daß es ihr keineswegs so sehr um einen Mann zu thun sey, deßhalb dehnte sie ihr seufzendes ach ja und setzte etwas schleppend hinzu: „Ich habe übrigens keine Lust zu heirathen, gar keine, lieber Vater."

„Du wirst Dich schon besinnen," entgegnete der Probst, wenn wir erst so weit sind, daß es sich ernstlich darum handelt, das heißt, wenn er um Dich anhält."

„Hat er dieß denn noch nicht gethan?" platzte Sabina heraus und plötzlich fiel ihre lange dürre Figur zusammen wie ein Taschenmesser. Fast wäre sie zu Boden gesunken, so hastig ergriff sie der Schmerz fehlgeschlagener Hoffnung.

„Potz tausend, so übel wird Dir, liebe Sabina?" sagte der Probst mit einem boshaften Lächeln. „Du sagtest ja vorhin, daß Du nicht die geringste Lust zum Heirathen hättest. Und da ich nun einsehe, wie Unrecht ich Dir that, wenn ich der Meinung war, Du sehntest Dich nach einem Mann, so werde ich jetzt auch kein Wort mehr sagen, um Dich, gegen Deine Neigung,

zu überreden. Sey nur ruhig, liebste Sabina; wir reden nicht weiter davon!“ Der Probst machte Miene weg zu gehen.

„Vater!“ stammelte Sabina mit flehentlicher Gebärde.

„Du bist zu heilig für den Ehestand, mein Kind; sing Du Deine Lieder und stirb als ehrbare Jungfrau. Sophie soll Dir dann einen Kranz flechten und zum Andenken an die tugendbelobte, fromme, keusche Jungfrau Sabina, welche als eine schneereine Braut Christi leben und sterben wollte, in der Kirche aufhängen.“

„Vater, Vater!“

„Ja, mein Kind, das ist nun vorbei. Ich dachte für Dein Glück zu sorgen, es war mein innigster Herzenswunsch; allein der Himmel soll mich bewahren, daß ich den geringsten Zwang ....“

„Ach nein, Vater!“

„Was hast Du gesagt, liebste Sabina?“

„Ich habe gesagt, ... Ach Gott ....“ Die heilige Sabina krümmte sich wie ein Wurm.

„Hast Du vielleicht gesagt, daß Du Dich besonnen habest, daß Du doch am Ende heirathen willst?“

„Ja .... Vater!“ stöhnte Sabina und verbarg ihr Antlitz in beide Hände.

„Gute Sabina!“ sagte der Probst mit verändertem, ernstem Tone. „Da siehst Du nun, was Dir Deine Verstellung und Heiligkeit geholfen haben — zu weiter Nichts als Dich lächerlich zu machen und Deine innersten Gedanken bloß zu stellen! Ich habe Dich deßhalb dafür gestraft, wie Du es verdientest. Wenn ich aber nun mein Bestes thun soll, was ich stets gethan habe, ohne daß es glücken wollte, Dir einen braven Mann zu schaffen, so verlange ich auch von Dir, daß Du in Sachen, welche Dich Nichts angehen, so gescheidt bist, Deine Zunge im Zaum zu halten: bekümmre Dich von heute an Nichts mehr um die Haushaltung und überlaß diese der Frau Ternström. Sie kann sich besser mit

dem Gesinde stellen und kommt weiter mit ihrer Weltlichkeit als Du mit Deiner Heiligkeit.“

„Ich bekümmere mich gewiß Nichts mehr darum; aber was veranlaßt Dich denn zu dem Glauben, daß der Kammerer seine Augen auf mich geworfen habe?“

„Was mich dazu veranlaßt? — Weil ich weiß, daß er eine passende Frau sucht, und gewiß nur deßhalb hierher gekommen ist. Ich meines Theils darf mir das Zeugniß geben, daß ich weder mündlich noch schriftlich Dich anzupreisen versäumt hätte. Ich habe Dich als das trefflichste Weib hingestellt, als die wünschenswertheste Gattin. Sieh', so zärtlich habe ich für Deine Zukunft gesorgt, mein Kind!“

„Du bist stets so gut, Vater; hat aber der Kammerer sonst ...“

„Du bist viel zu voreilig; gut Ding will gute Weile haben. Du siehst aber ja selbst, wie aufmerksam und charmant er gegen Dich ist.

„Seit acht Tagen nicht mehr besonders.“

„Seit acht Tagen — was willst Du damit sagen?“

„Ich meine, wenn Du es doch wissen willst, Vater, daß Sophie sich nicht vergebens bei ihm einzuschmeicheln sucht. Der Kammerer schielt beständig nach ihr und läuft ihr überall nach.“

„Das soll er bleiben lassen!“ sagte der Probst rauh. „Ich habe nicht im Sinne gehabt, daß er um Jemandes Andern willen hieher kommen sollte, als um Deinetwillen, Sabina! Wahrscheinlich ist es aber wieder Dein alter Neid, der Dich schief sehen läßt.“

„Nein, gewiß nicht; er ist nun schon eine ganze Stunde draußen und hilft ihr beim Gießen; die Art, wie er ihr hilft, ist in der That gewaltig hübsch!“

„Gut, ich werde unsere Angelegenheiten so schleunig wie möglich zu betreiben suchen!“

Der Probst grüßte Sabinen mit leichtem Kopfnicken, nahm im Saal seine schwarze Mütze, Haselstock sammt

Pfeife und ging in den Garten hinab, wo der Kammerer neben der hübschen Sophie niedergebückt, mit angelegentlicher Aufmerksamkeit ihr zuhörte, wie sie ihm die Geschichte jeder einzelnen Blume erzählte. Ein Botaniker hätte freilich keinen großen Werth auf Sophiens Mittheilungen gelegt; denn Botanik waren dem armen Kind böhmische Dörfer; die Erzählungen von dem Ursprunge ihrer Blumen waren ganz anderer Art und die Biographien lauteten ungefähr so:

„Was meinen Sie, Herr Kammerer, ist die hübsche Levkoje da nicht gar zu lieb? Man kann sich nicht satt daran sehen. Sie müssen wissen, ich habe sie als Ableger bekommen, als ich vor einiger Zeit — halt, wann war es denn — im Mai, nein Ende Aprils war es, wo ich auf dem Herrenhof zu Ramshulta gewesen bin. Mein Vetter ist Inspektor dort; der hat mir auch die Aurikeln dort gegeben, da wird es aber nicht viel mit werden. All' die Tausendschönchen, die gelben und die weißen, habe ich gegen Pfingstnelken von der Majorin auf Lindby eingetauscht — das ist eine liebe, charmante Frau und so gutmüthig und wohlthätig! Damals als mein seliger Ternström noch lebte und es uns hie und da etwas knapp ging, hat sie mir — das brauchen Sie übrigens weiter Niemanden zu sagen — gar oft Milch und Mehl, Fleisch und Speck geschickt, ja sogar auch mit Saatkorn half sie uns zuweilen aus, wenn wir den Winter über Alles aufgezehrt hatten und Nichts zum Säen übrig blieb. Jeder Mensch hat seine Plage. Gott Lob, wenn es genug geregnet hat, kommt auch wieder Sonnenschein! . . . Die zwei Rosenstöckchen hat mein seliger Ternström vom Pfarrhof zu Arvedel mitgebracht, als er ein Mal für den Probst predigte, wie dieser verreist war; in der Filialkirche mußte der Schulmeister eine „Vermahnung“ lesen. Die Probstin hat ihm selber beide Stöckchen gegeben, zum Dank, daß er so gut gewesen und ausgeholfen hatte; — sie wußte wohl von Alters

her, daß ich in die Blumen verliebt bin. Mein armer Ternström brachte sie richtig Abends in der Hand nach Hause; es hat mich in der That gewundert, denn er war unterwegs bald da, bald dort bei einem guten Freund eingekehrt und hatte ein bischen ins Gläschen geguckt. Es ist nicht gut für so einen armen Pfarrer, wenn ihm der Versucher zu oft ein Bein stellt. Da ruft Einer, dort wieder ein Anderer aus dem Fenster, Jeder will mit Etwas aufwarten — trötz dem Allem kamen aber meine Rosenstöckchen glücklich heim, ich setzte sie und sie wuchsen wie die Weiden. Als ich mein Pfarrhaus verlassen mußte, weil ich Wittwe geworden war, nahm ich sie mit hieher. Ich stehe manchmal Abends davor, wenn die Sonne untergeht und schaue sie an. Sie erinnern mich an manche liebe gute Stunde, wo mein seliger Ternström und ich mit einander so standen und unsre Freude daran hatten. . . Ich dachte damals nicht und er auch nicht, daß es so bald vorüber seyn sollte — aber der Mensch denkt und Gott lenkt!" —

Sophie seufzte und wischte sich mit dem Schürzenzipfel eine Thräne aus dem Auge.

„Den großen Nelkenstock hat mir die Küstersfrau, die brave Alte, von Anders Person im Wiesenthal unten verschafft. Wenn's gleich nur Bauern sind, so dürfen Sie es doch glauben, Herr Kammerer, Blumen haben sie rarer noch als die Majorin auf Lindsby, ja, und Rosen, noch kostbarer als im Pfarrhaus zu Ramshulta, wo sie so vornehm aufgezögen werden, daß gar Glasfenster darüber sind! Aber gerechter Gott, meine schönen großen Pfingstrosen habe ich ja ganz und gar vergessen! Der Stock stand an meinem Geburtstage, Morgens in aller Frühe, in meiner Stube auf dem Tisch. Ich hab' es die Sabina nie wissen lassen mögen, ich glaube, sie wäre im Stande gewesen und hätte mir die Augen ausgekratzt. Ihnen darf ich's aber schon im Vertrauen sagen, daß ich sie von Herrn Magister Bagge habe. Das war doch gewiß hübsch von ihm, nicht wahr?"

Von dieser Art war Frau Sophiens harmloses Geplauder. So unbedeutend und langweilig es auch Solchen vorkommen mochte, welche Anspruch auf eine ordentliche oder feine Konversation machten, hatte es doch für unsern Kammerer etwas höchst Anziehendes, der es sogar gerne mehr als Ein Mal hörte; denn Sophiens gutmüthiges, einfach herzliches Wesen verlieh allen ihren Worten eine Anmuth, welche von ihren frischen Lippen nicht ohne Erfolg blieb.

Der Probst stand nicht ferne von den beiden Blumenbewunderern; allein diese waren so in ihr Gespräch vertieft, daß sie ihn weder sahen noch hörten und Sophia hatte bereits eine zweite verbesserte Auflage der Geschichte ihrer Rosenstöcke aufgetischt, welche sie so lebhaft an ihren seligen Ternström erinnerten, als unser Kammerer ohne Umschweife mit der Frage herausrückte, ob sie es denn für ganz unmöglich halte, ihren ersten Mann jemals vergessen zu können.

„Herr Gott in deinem Reich, daran habe ich in meinem Leben noch nicht gedacht!“ erwiederte Sophie; allein ihr Gesicht verrieth, daß sie die Unwahrheit gesagt habe, denn sie wurde röther noch als ihre Rosen.

„Nun, ich setze ja nur den Fall; denn ewig trauert man doch nicht. Wenn ich sage, daß . . .“

„Bekommst Du keine Kreuzschmerzen, wenn Du so lange gebückt dastehst?“ fragte der Probst mit lauter Stimme. Sabinens Warnung hatte ihn in Unruhe versetzt und er dankte Gott, daß er noch zu rechter Zeit gekommen war.

„Ich sehe nur zu, wie vortrefflich Frau Sophie ihre Blumenbeete in Ordnung hält.“

„Du bist zu gütig, daß Du an einer solchen Spielerei Spaß findest! Ich meine aber, es ist schon zu spät.“

Es bedurfte Nichts weiter, als dieses leisen Winks für Sophien, welche niemals wagte oder auch nur für möglich hielt, einen andern Willen als der Probst zu

haben. Ihre Gießkanne im Arme lief sie fort und als Belohnung ihrer Folgsamkeit lächelte ihr der gnädige Gebieter freundlich zu.

„Wirklich eine charmante Person!“ rief der Kammerer aus und war außer Stand, den angenehmen Eindruck zu verbergen, welchen seine neue Bekanntschaft auf ihn gemacht hatte.

„Ach ja, sie ist recht brav und ich kenne nur Einen Fehler an ihr, der ist aber auch hinreichend genug! Sie ist etwas zu verschwenderisch. Wenn früher eine Tonne Roggen einen Monat lang reichte, so brauchen wir jetzt alle drei Wochen eine!“

„Was sagst Du, Herr Bruder?“ rief der Kammerer in sichtbarem Schrecken aus. „Eine Tonne Roggen reicht nicht weiter als drei Wochen?“

„Keinen Tag weiter! Sophie ist zu gut, sie kann Niemand darben sehen, sondern gibt stets mit vollen Händen. Es können ein — zwei — drei Bettler kommen — sie schneidet ein Stück Brod um das andere ab, weint auch noch dazu, und ist im Stande, so lange herzugeben, als noch irgend Etwas da ist. Deßhalb ist sie auch mit ihrem Mann auf keinen grünen Zweig gekommen. Die „Bettelweiber“ hingen immer wie Blutegel an ihr.“

„Das wäre der Teufel!“ Der Kammerer nahm es sich sehr zu Herzen. Die hübsche Pfarrwittwe war in den letzten drei Tagen in der allerschönsten Heimlichkeit die Gebieterin des Triangels und seines Herzens gewesen; aber nun bekam plötzlich seine Hoffnung einen Stoß, welcher ihm durch Mark und Bein ging, denn Bettelweiber waren ihm ein Gräuel und Verschwendung in den Tod zuwider.

„Ja, so ist's!“ sagte der Probst und strich sich vergnügt den Bart. Der glückliche Erfolg seiner Rede, welcher so deutlich auf des Kammerers gerunzelter Stirne geschrieben stand, hatte schnell die gute Laune des geist-

lichen Herrn wieder hergestellt und ganz höflich setzte er hinzu: „Ich weiß aber nicht, für was ich Dich immer mit unsern häuslichen Angelegenheiten plage — ein Jeder hat sein Kreuz auf dieser Welt! — Aber was die Haushaltung betrifft, kann sich keine mit Sabinen messen."

„Ja, ja, das glaub' ich wohl."

„Sie ist, ohne Ausnahme, die fleißigste und geschickteste Hauswirthin weit und breit."

„Potz tausend, ja, ja, ich habe das wohl gesehen."

„Es kam mir, um aufrichtig zu seyn, auch in der That eine Zeitlang vor, als hättest Du Gefallen daran, Herr Bruder, zu sehen, wie sie sich so trefflich zu Allem anzuschicken weiß."

„Ja, allerdings, ich läugne es nicht, aber ..." der Kammerer stand in sichtbarer Verlegenheit da; er fürchtete, sich zu verreden, indem er noch nicht recht einig mit sich war.

„Ich sollte eigentlich von so Etwas nicht anfangen," meinte der Probst und seine Stimme verrieth, daß er nicht länger schweigen konnte, „da aber Sabina meine Tochter nicht ist, sondern nur ein zugebrachtes Kind, und also gar nicht mein Fleisch und Blut, so darf ich wohl frisch von der Leber weg reden und sagen, daß ich glaube, Du fändest einiges Wohlgefallen an ihr. Und wenn Du mich allenfalls zum Freiwerber machen willst (ich weiß, daß die Junggesellen gewöhnlich schüchtern sind), so — was meinst Du, Herr Bruder? Ich bin bereit. Je früher man eine Sache abgemacht, desto besser; frisch gewagt ist halb gewonnen!"

Unser Kammerer war ganz perplex; er nahm eine Prise um die andere; das ging ihm doch ein bischen zu schnell. „Liebster Bruder, um Alles in der Welt — um Alles in der Welt!" Der arme Laßman war verzweifelt in der Klemme; denn so sehr es ihm auch um das Heirathen zu thun war, konnte er doch ein Bild nicht los werden: die heilige Sabina in der Küche, wie sie die

Magd beim Schopf hatte. So wie er sie damals gesehen, sah er sie auch in der Zukunft und sich selbst, mit Furcht und Zittern, in der unbehaglichsten Stellung. Kurz, Sabina war jetzt sein Schrecken und sein ganzes Sinnen und Trachten stand nach der niedlichen Sophie.

„Nun so komm, komm nur! Ich sehe schon: gerade wie ich gesagt habe: Du bist zu schüchtern, Herr Bruder!"

„Nein, nein, gerechter Gott, das ist's nicht — ich bin noch nicht entschlossen, obschon ich ein Mal daran gedacht habe! Sie ist so, Gott verzeih' mir's, daß ich es sagen muß — so teufelhaft! Ja, nun ist's heraus — ich habe selbst gesehen — aber sieh, Herr Bruder, da kommen Fremde!" Unser armer Kammerer fühlte sich unaussprechlich erleichtert, daß er den Kopf aus der Schlinge ziehen konnte — denn der Steuereinnehmer fuhr so eben zum Thore herein.

Wir wissen nicht, wohin der Probst den Steuereinnehmer wünschte; soviel ist aber gewiß, daß unser Kammerer, nachdem er wieder zu Athem kam, den Entschluß faßte, sich nicht mehr verblüffen zu lassen, sondern die Sache von der ernsthaften Seite, kalt zu nehmen, und die heilige Sabina in Zukunft nur mit abgemessener Höflichkeit zu behandeln, denn er fühlte von nun an einen förmlichen Widerwillen gegen sie.

Achtzehntes Kapitel.

Der Kammerer kriecht in ein leeres Faß und kommt am Ende zu einem verzweifelten Entschluß.

Die nächsten Tage ging der Kammerer jeder Gelegenheit aus dem Wege, sowohl mit dem Probste als mit Sabinen allein zu seyn. Dagegen beobachtete er Frau Ternström um so schärfer und als er bemerkte, daß weder die Küche mit Bettelweibern überschwemmt war, noch daß die artige Sophie auf sonstige Weise das ihr anvertraute Gut verschleuderte, so kam er nach und nach auf den sehr natürlichen Verdacht, daß es dem Probst darum zu thun sey, die heilige Sabina los zu werden und deßhalb die Pfarrwittwe bei ihm angeschwärzt habe.

In Folge dieses Schlusses stellte sich ihm die hübsche Haushälterin in dem verführerischen, höchst gefährlichen Lichte einer verfolgten Unschuld dar, deren Reinheit wieder herzustellen er sich berufen fühlte. Und wie konnte dieß besser geschehen, als wenn er sie heirathete und so von dem drückenden Dienstverhältnisse befreite? Wenn er sie von ihrem jetzigen niederen Standpunkte in den glücklichen Kreis eines stillen, lieblichen Eheglücks erhob, mußte sie ihm ja wohl für seinen Edelmuth unendlich dankbar seyn und war so offenbar das beste Weib für ihn. Mußte sie sich nicht beständig sagen: „Was ich bin, das bin ich durch ihn!“ Und sollte sie es auch hie und da vergessen, so war er es, der es ihr freundlich in's Gedächtniß zurückrufen wollte.

Des Kammerers Entschluß war bald gefaßt; und obgleich Sabina sich ihm auf alle erdenkliche Weise ange-

nehm zu machen suchte, so war es mit ihrer Gewalt offenbar vorbei. Sie gab sich alle mögliche Mühe, auf die listigste Manier, zu verhindern, daß er sich Frau Ternström nähern konnte; trotz dem fand aber doch der Kammerer zuweilen eine Gelegenheit, ihr ein zärtliches Wort zu sagen. Obschon der hübschen Wittwe eigentlich die Huldigung des Kammerers sehr gleichgültig war, so schien sie solche doch nicht gerade ungünstig aufzunehmen, ermunterte ihn übrigens keineswegs dazu.

Dieß fachte indessen die Flamme des Kammerers nur um so heftiger an und er war am Ende wirklich ein wenig verliebt in Sophien. Er mochte es aber anstellen, wie er wollte, sie allein zu treffen, Sabinens und des Probsts Augen standen ihm stets im Wege. Der arme Freier ging wie die Katze um den heißen Brei und ginge wahrscheinlich noch herum, wenn nicht Magister Bagge, welcher mit treuem Auge das Departement des Innern bewachte, auf den unseligen Gedanken gerathen wäre, ihm dazu behülflich zu seyn.

Der Magister gefiel sich, in Ermanglung eines Bessern, äußerst wohl in Frau Ternströms munterer Gesellschaft; aber um der heiligen Sabina ein ewiges unauslöschliches Herzweh zu bereiten, wollte er mit Freuden sein eigenes Vergnügen opfern. Auf den Probst nahm der Egoist gar nicht ein Mal Rücksicht.

Die Rasenbank neben Sophiens Blumenbeeten war dem bedrängten Liebhaber sein liebstes Plätzchen. Da saß er jeden Abend, rauchte seine Pfeife und schrieb den geliebten Namen mit seinem Stöckchen in den Sand. Immer weniger dachte er daran, wie es wohl in seiner verlassenen Junggesellenwohnung aussehen möge, der Triangel mit seinen Schätzen verschwand in dem dunkeln Hintergrund; sogar auch Lisa's Briefchen, welche alle acht Tage richtig eingingen und Rapport über das Pelzwerk und das hohe Wohlbefinden der übrigen Kleinodien

abstatteten, ließ er gleichgültig auf dem Tische in seiner Stube liegen. Ein Gedanke verdrängte alle anderen: wie sollte er eine passende Gelegenheit finden, bei der liebenswürdigen Wittwe sein Wort anzubringen?

„Es ist heute herrliches Wetter, und was es so gut hier riecht!" sagte der Magister eines Nachmittags und setzte sich neben den Kammerer, welcher heute früher als sonst sein Lieblingsplätzchen eingenommen hatte.

„Ach ja, es ist ein schöner Abend und es ist sehr angenehm im Garten hier zu sitzen — er ist so gut unterhalten.

„Das verdanken wir der Frau Ternström. Sie heuchelt kein so heiliges Wesen. Ich kenne wenig Frauenzimmer, welche so viel Achtung verdienen."

„Meinen Sie auch, Herr Magister? Das ist gewiß wahr und ich meiner Seits glaube auch nicht im Geringsten daran, daß sie eine Verschwenderin ist."

„Weit entfernt! Sie ist keine Knickerin, aber weiß zu wirthschaften, und wäre sie nicht gewesen, die bei Lebzeiten ihres Mannes, der zu viel in's Glas zu gucken gewohnt war, das Haus noch aufrecht gehalten hätte, so wäre es ihnen noch schlimmer gegangen als es ohnehin schon der Fall war."

„Nun, da sieh' ein Mal Einer! Mir hat man gerade das Gegentheil gesagt."

„Verstehe schon woher der Wind weht; glauben Sie mir, das hat seinen guten Grund. Sie werden bereits selbst gewisse Spekulationen gemerkt haben. Wenn dieß minder augenfällig wäre, so hätte ich Unrecht Etwas davon zu erwähnen; so aber, wo Jeder, der Augen hat, sehen kann wo es hinaus will, werden Sie mir wohl meine Aufrichtigkeit zu Gut halten."

„Mein bester Herr Magister, ich bin Ihnen im Gegentheil sehr verbunden für Ihre gute Meinung; Sie dürfen aber sicher seyn, ich lasse mich nicht fan-

gen! Vielmehr habe ich, im Vertrauen gesagt — Sie sind hoffentlich zu ehrlich, um Mißbrauch davon zu machen — Absichten auf die angenehme Person der Frau Ternström. Aber ich bin nicht im Stande, nur so lange mit ihr allein zusammenzukommen, als ich brauche, um mein Begehren anzubringen.“

„Ihr Zutrauen ist in der That höchst schmeichelhaft für mich, Herr Kammerer, und wenn ich es wagen dürfte, Ihnen einen Vorschlag zu machen, so wäre jetzt der beste Augenblick dazu. Nächsten Sonntag ist die Reihe an dem Probst, er wärmt so eben eine seiner alten Predigten auf, womit er wenigstens eine Stunde zu thun hat. Die heilige Sabine sitzt an ihrem Webstuhl, in der Dachkammer, und Frau Ternström ...“ er hielt ein wenig inne.

„Ja, die ist im ganzen Hause nicht zu finden — ich habe sie bereits wie eine Stecknadel gesucht.“

„Sie ist drüben, in dem kleinen rothen Hause,“ fuhr der Magister fort; „dort ist, wie Sie wissen, die Vorrathskammer, und Frau Sophie hält heute ihre gewöhnliche Samstagsrevue unter ihren Schmalztöpfen, Eierkästen und was dergleichen ist. Ich meine, wie Sie sich das zu Nutze machen, Herr Kammerer, so brauchen Sie lediglich List gegen List.“

„Das soll auch geschehen! Ihr Vorschlag ist vortrefflich, Herr Magister; ich danke Ihnen schon im Voraus für den guten Erfolg. Es sieht mich aber doch Niemand, wenn ich hinein schleiche?“

„Ich will selbst zum Probst hinauf gehen; Sabinens Webstuhl hören wir ja — also — keine Zeit verloren! Ich gratulire, Herr Kammerer: es ist doch ein liebes nettes Weibchen!“

„Zum Fressen lieb!“ schmunzelte der Kammerer und leckte sich den Mund; nickte dann seinem verständigen Rathgeber zu, ließ Stock und Pfeife liegen und

trippelte mit listigem Blinzeln nach der bezeichneten Thüre. Der Adjunkt ging, seinem Versprechen gemäß, um den Probst in seinem Zimmer aufzusuchen; da aber der Schlüssel abgezogen war, mußte er sein Vorhaben aufgeben.

Der Kammerer klopfte nicht an: um sicher nicht abgewiesen zu werden, trat er geraden Wegs in die große Vorrathskammer hinein, wo Sophie, einen ungeheuern Kehrbesen in der Hand, die Spinnweben an dem Fenster abkehrte.

„I, Gott bewahre, kommen Sie da herein, Herr Kammerer!“ rief sie dem Eintretenden entgegen und ihre Stimme verrieth deutlich, daß sie sich ein wenig fürchtete.

„Seyen Sie nicht böse darüber, liebste beste Frau Ternström! Um alles in der Welt mißkennen Sie meine Absicht nicht!“ Der Kammerer hielt die Hand vor die Augen, um sich vor den Staubwolken zu schützen, weßhalb er nicht sehen konnte, was seine Worte für eine Wirkung auf Frau Ternström machten.

„Ach,“ meinte Frau Sophie nach kurzem Besinnen, „ich mache mir daraus Nichts; aber wenn es Sabine sähe, da gäbe es eine schöne Geschichte! Ich kann Sie versichern, die Sabine ist ein recht abscheuliches Stück.“

„Ich weiß das wohl und habe mich davon selbst überzeugt; deßhalb wundert es mich auch, wie Sie so lange bei ihrem ewigen Keifen aushalten können.“

„Ach, wenn man arm ist, muß man sich Manches gefallen lassen. Sie ist nie anders gegen mich gewesen.“

„Wenn man aber so gute Eigenschaften hat, hauptsächlich wirthschaftlich und verständig ist, und wenn der Herr Einem ein so hübsches Gesicht gegeben hat, kann man doch auch hoffen, ein Mal aus einer solchen Sklaverei erlöst zu werden.“

Der Kammerer hielt es für passend, diese Worte

mit einem höchst anmuthigen Tätscheln der staubigen Hand Sophiens zu begleiten.

Die junge Wittwe lachte munter und meinte, daß sie ihre Sklaverei wohl behalten würde, und Gott dafür danken müsse, denn wenn der Probst nicht so gut gewesen wäre, ihr einen Zufluchtsort anzubieten, so hätte sie nicht gewußt, wo ihr Haupt hinlegen.

„Diese Dankbarkeit," versetzte der Kammerer mit großer Würde im Ton und Gebärde, „ist sehr löblich und zeugt von einem guten und empfindsamen Herzen; bestätigt auch die gute Meinung, welche ich bereits über Ihre Grundsätze und Ihr Pflichtgefühl hege. Ich habe schon längst nach einer Gelegenheit getrachtet, mein Herz vor Ihnen auszuschütten, und obgleich Zeit und Umstände vielleicht jetzt gerade nicht die passendsten scheinen mögen, so kann ich doch nicht umhin, Ihnen zu erklären, Frau Ternström, daß ich mich beglückt und geehrt fühlen würde, wenn Sie .... Aber, wie ich so eben sagte, Zeit und Umstände sind höchst ungeignet, um nicht zu sagen rein unpassend, zu Auseinandersetzung eines so wichtigen, unsre ganze Zukunft bedingenden Gegenstandes; allein da man uns fortwährend und mit Fleiß alle mögliche Hindernisse in den Weg legt, mit einander reden zu können, wie Sie ja selbst bemerkt haben werden, und da ich ein alter Mann, wenigstens schon Etwas in den Jahren bin, so .... Ja, ja, Sie brauchen nicht so verlegen und unruhig zu werden. Ich habe, Gott sey Dank, wie ich wohl sagen darf, einen guten Charakter und ehrlichen Ruf. Durch Fleiß und Sparsamkeit habe ich mir ein hübsches kleines Vermögen gesammelt, weßhalb auch bei meiner vorhabenden Standesveränderung im Sinne, eine ordentliche Wohnung zu miethen und auf anständigem Fuße zu leben, denn ich habe nach meinem Ueberschlag, Hausmiethe

und Holz ungerechnet, dreißig Thaler Banko des Monats zu verzehren. Ich denke, damit läßt sich schon auskommen, denn da eine kluge Hausfrau ihre Einkäufe selbst macht, kann sie am Heumarkt und am Kornhofen ihre Küchenvorräthe wohlfeiler haben — aber was meinen Sie dazu, vortrefflichste Frau?"

„Das kann ich nicht wissen, es mag aber wohl so seyn, wie Sie sagen, Herr Kammerer," antwortete Frau Sophie mit merkbaren Zeichen von Ungeduld und offenbar verwundert über dir weitläufige Einleitung, wobei übrigens die eigentliche Werbung ganz und gar auf der Seite liegen blieb.

„Ja, es ist in der That auch so. Aber um auf die Hauptsache zu kommen, frage ich Sie jetzt offen und ohne Umschweife, ob Sie, so jung und liebenswürdig Sie sind, den Antrag eines alten Mannes annehmen und mir nach Stockholm folgen wollen — versteht sich als meine Frau?"

Frau Sophie, welche in beständiger Furcht und mit dem Ausdruck großer Spannung ihre Augen auf das Fenster gerichtet hatte, schien keineswegs mit ihrem Jawort so schnell bei der Hand zu seyn, als der Kammerer sich einbildete. Nein, Frau Sophie hatte auch ihre heimlichen Plänchen, welche sich aber wahrscheinlich nicht auf den Kammerer bezogen. Die junge Pfarrerin war indessen noch nie über drei Meilen Wegs von ihrer Heimath weggekommen und eine Wohnortsveränderung — nach Stockholm — kam ihr gleichbedeutend mit einer Auswanderung in die neue Welt vor. Sie hatte nicht das geringste Vertrauen zu der lieben Hauptstadt, und als sie der Sache näher nachdachte, was sie so hie und da zu thun pflegte, so kam sie zu dem Resultat: „daß sie ja gar nicht wisse, was der Kammerer eigentlich für Einer sey, das will heißen, Vogel oder Fisch. Wo stand geschrieben, daß er

so vermöglich war, als sie sich auf dem Pfarrhofe einbildeten? Es konnte leicht der Fall eintreten, daß sie von dem Regen in die Traufe kam, und da hätte es lustig ausgesehen! — ganz allein und verlassen, keine Freunde, keine Verwandte! Gott bewahre!"

Vielleicht hätte Frau Sophie etwas liberaler gedacht und die mit ihr groß gewordenen Vorurtheile abzuschütteln gesucht, wenn ihr nicht unaufhörlich gewisse artige bedeutungsvolle Ausdrücke des Probsts vorgeschwebt hätten, welche die Wagschale, worin das Glück unsres Kammerers abgewogen werden sollte, etwas auf die andere Seite neigte. Und weiter — du lieber Himmel! — wie würde sie beneidet werden, wenn sie Frau Probstin würde und zwar gerade in dem Sprengel, wo sie als armselige Mitpredigerin früher vor den Bauernweibern und ihren Käsen sich demüthigst gebückt hatte! Und vollends wäre es etwas gar nicht Uebles, wenn man auf den Einladungskarten zu vornehmen Hochzeiten, Kindtaufen und Leichenfeierlichkeiten lesen würde: Hochehrwürdige Frau Probstin, Sophie Thorblad — ja, das klang anders, als mit einem armen Kammerer im Land umher zu fahren, Und wenn er auch noch so reich wäre und sie noch so vornehm machte, wer sollte es dann in Warlunda erzählen, und wenn es nicht da bekannt würde, was half dann die ganze Vornehmheit und ihr ganzer Reichthum? Das einzige Mögliche wäre noch, im Fall aus der Sache mit dem Probst Nichts werden sollte, wenn der Kammerer hier in die Gegend ziehen und sich ein schönes großes Gut kaufte.

„Was geben Sie mir für Hoffnung, liebwertheste Frau? Welche Antwort werde ich auf meinen Vorschlag bekommen?" fragte der Kammerer unruhig und faßte sie zärtlich bei der Hand. „Vielleicht bin ich so glücklich, mich als Bräutigam ansehen zu dürfen?"

„Ach nein, da weiß ich noch Nichts davon. Ich bin ja gar nicht bekannt zu Stockholm. Es thäte mir erschrecklich leid, wenn ich mich von all' den Meinigen, meiner Heimath und Allem miteinander trennen müßte."

„Heißt es denn aber nicht," fiel ihr der Kammerer mit einer Art von Inspiration in das Wort, „daß ein Weib alles verlassen und ihrem Manne folgen soll?"

Sophie meinte, die Sache lasse sich nicht nur so über das Knie abbrechen und erfordere Bedenkzeit. Einen Mann habe sie schon ein Mal gehabt; sie sey nicht so auf das Heirathen aus — habe es so recht gut u. s. w.

„Aber liebste, beste Frau, erlauben Sie mir doch..."

„Um Gottes Willen, was wird das geben! — Der Probst kommt über den Hof — er kommt hieher!" flüsterte Sophie und wurde so blaß wie das Mehl, welches ihr in den Locken hing. „Liebster, bester Herr Kammerer! Wenn Sie mich nicht auf Lebenszeit unglücklich machen wollen, so kriechen Sie unter das große leere Mehlfaß dort! Wenn der Probst einen Mann bei mir antrifft, so ...."

„Aber, Du mein Gott und Vater, wir haben ja nichts Böses gethan, ich bin ja in der besten Absicht hier! Ich will es ihm selbst sagen."

„Nein, nein, jetzt nicht! Um der Wunden Christi Willen, kriechen Sie unter das Faß!"

Sophie war offenbar in der fürchterlichsten Angst, sah dem Kammerer so beweglich und bittend in das Gesicht, daß er am Ende doch, obgleich mit innerem Widerstreben und unaufhörlich die Billigkeit sothanen Vorschlags bestreitend, die in Thränen schwimmende, zum Tode erschrockene Sophie das Faß über seinen Leichnam stülpen ließ. Als es so weit war, hatte er die beste Zeit über die Ursache dieses nichts weniger als artigen Benehmens nachzudenken. Es reute ihn, ihren Bitten nachgegeben zu haben, was sie gar nicht einmal verdient

hatte, da sie sich so ungefügig zeigen konnte. Aber er stack nun einmal drunter und mußte auch stecken bleiben, wenn er sich nicht durch sein Hervorkriechen lächerlich machen wollte — und dieß fürchtete der Kammerer stets am meisten.

Während der Kammerer unter seinem Mehlfasse sich allerlei Gedanken machte, stöberte der Probst in der ganzen Speisekammer umher, blieb endlich in der Nähe des Käfichs stehen, und sagte in sanftem Tone: „Alles ist ganz hübsch in der Ordnung, meine fleißige Sophie! Ich bin wohl zufrieden mit Dir, nur eins will mir nicht gefallen, mein Kind."

„Und das wäre?" fragte Sophie, und ihre Stimme zitterte ein wenig.

„Du dahlst mir zu viel mit dem Kammerer. Er ist, mußt Du wissen, wegen der Sabine da, und ich habe in der That mehr auf Dich gehalten, als daß ich glauben könnte, Du wolltest einer Andern ihren Freier wegschnappen."

„Ach, was das betrifft," versetzte Sophie etwas verschnupft, und mit einem eigenliebigen Lächeln, „daß er Sabinens Freier ist, möchte denn doch wohl noch nicht so ganz gewiß seyn."

„Nun, um wen sollte er denn freien?" fragte der Probst mit schlecht verhehltem Erstaunen. „Doch nicht am Ende gar um meine kleine Haushälterin?"

„Ich sage nichts, aber eins kann so gut seyn, als das Andere, wenigstens für Einen, der keinen bessern Geschmack hat."

„Aha, pfeifst Du aus dem Tone? Ja, ja, ich konnte mir's denken. O Weiber, Weiber!" Der Kammerer hockte ganz selig unter seinem Faß. Aber er hörte nur, er sah nicht, wie der Probst Sophien an das runde Kinn griff, ihr das Köpfchen in die Höhe hob, und sie höchst zärtlich anblickte.

„Liebe Sophie, ich weiß nicht, ob dies Spaß oder Ernst seyn soll — jedenfalls ist es aber Unrecht. wenn Du aus Gefallsucht den Kammerer abhältst, mit Sabinen fertig zu machen. Denn, merk' wohl auf meine Worte, Kind, wenn wir den Basilisken los sind, so heirathe ich Dich, wenn es auch gleich noch kein Jahr ist, daß ich mein anderes Hauskreuz vom Hals habe. Und dann, mein Sophiechen, wenn Du einmal Probstin zu Warlunda bist, dann will ich sehen, wer Dir den Rang abläuft! Bei allen Visiten bist Du ohne Ausnahme die erste von allen Pfarrersfrauen, und Kleider sollst Du haben, so schön und schöner noch als die Baronin auf Ramshulta."

Ach, wie reute es jetzt die arme Sophie, sich so weit mit dem Kammerer eingelassen und ihn gar noch unter das Faß gesperrt zu haben! Gewiß hatte er jedes Wort gehört; aber da war nicht zu helfen. Sie wußte nun, was sie wußte. Gleichwohl mußte sie ihrer Sache ganz gewiß seyn, deßhalb fragte sie schüchtern:

„Wenn aber der Kammerer Sabinen nicht will, wie wird es dann?"

„Ja, dann ist es freilich fatal."

„Herr Gott, wenn ich das voraus hätte wissen können," ich würde ja die Sabine zu einem Engel gemacht haben! O, wie konnte ich nur so dumm, so kurzsichtig, so blödsinnig seyn!" Sie machte sich die größten Vorwürfe, daß sie durch ihre Freundlichkeit gegen den Kammerer offenbar ihr Glück verzögert habe, — den großen Triumph, sich eben so prächtig zu kleiden, wie selbst die Baronin auf Ramshulta.

„Mach' kein so trübseliges Gesicht, mein Kind!" sagte der Probst. „Ich merke schon, daß Du nichts gegen meinen Vorschlag hast; ich habe noch keineswegs die Hoffnung aufgegeben, daß es sich mit Sabinen nicht noch machen soll. Ich will, heute Abend noch, dem

Kammerer zu Leib' steigen, daß er mir nicht so leicht aus dem Garne hüpfen soll — verlaß Dich nur auf mich, Kind!"

„Ach, das ist alles vergeblich," entgegnete Sophie weinerlich, „Sabinen werden wir nicht los; und da also auch aus Ihrem dankenswerthen Anerbieten nichts werden kann, so" — ach, die liebe Einfalt vom Lande! — „so wäre es am Ende vielleicht das Beste..."

Der Kammerer, welcher im letzten Theile der Un-Unterhaltung ein paar Mal im gerechten Zorn nahe daran war, das Faß über den Haufen zu werfen, faßte jetzt wieder neue Hoffnung, und lauschte begierig auf das Weitere.

„Was wäre das Beste?" fragte der Probst überrascht.

„Wenn ich vielleicht — ihn nähme!"

„Da wird nichts daraus!" platzte der Probst heftig heraus. „Trotz Sabinen heirathe ich Dich auf jeden Fall!" Die letzten Worte sprach er gleichwohl so leise, daß sie dem Kammerer gänzlich entgingen. Dieser hörte nichts weiter als den Zusatz: „Komm mit auf meine Stube, Kind, hier ist nicht der Ort, um von etwas zu reden." Unmittelbar darauf wurde die Thüre verschlossen; er war nun allein mit seinen Zweifeln, und Sophiens letzte Worte klangen ihm noch immer in den Ohren: „Wenn ich vielleicht ihn nähme!"

Nun hätte zwar unserm guten Kammerer seine eigene Ehre alle weiteren Gedanken an die verbieten sollen, welche mit so viel Dankbarkeit sein Wohlwollen erwiedert hatte, allein die Ehre schwieg bescheiden still, denn ein ganz anderes, stärkeres Gefühl flüsterte ihm zu, wie köstlich es seyn würde, wenn er dem Probst für den schlechten Spaß, welchen dieser ihm zu spielen vorgehabt, eine Nase drehen könne, daß er, statt Sabinen zu nehmen, ihm bei Sophien den Rang abliefe. Wenn sie erst

die Seinige war, dann konnte er ihr ja immer noch das Undelikate ihres Benehmens vorhalten — dieß mußte sie dann mit tiefer Reue erfüllen, und das Bewußtseyn ihres Unrechts nothwendig ein neuer Grund zu noch lebhafterer Zärtlichkeit und Dankbarkeit gegen ihn seyn.

Während dies Alles in des Kammerers Kopf vorging, hob er nach und nach das Faß in die Höhe und war gerade im Begriff, seine unbequeme Stellung aufzugeben, als er leise Tritte hörte. „Nun kommt sie, sie hat sich besonnen, sie will meine Frau werden, das Engelkind! Mit dreißig Thalern Banko im Monat kommen wir herrlich aus!“ Er war im Begriff der Kommenden in die Arme zu rennen, als ein paar Worte, welche außerhalb der Thüre gesprochen wurden, ihn noch zu rechter Zeit zurück hielten. Es war Sabinens Taubenstimme, jedoch gellender als gewöhnlich. Schneller als ein Gedanke war der Kammerer wieder unter seinem Faß.

„Ja, da ist schön aufgeräumt! daß Gott erbarm'!“ sagte Sabine zu der Magd, welche bei ihr war. „Alles drunter und drüber! Wenn dies meine selige Mutter wüßte, sie drehte sich im Grabe um. Und mein Vater sieht nicht einmal, daß diese sündige, listige Schlange, welche er wie sein eigen Kind hält, ihn ruinirt. O Jammer und Elend! Seine Augen sind geschlossen, aber die meinigen sind offen. Stina, Du Kuh, stehe nicht so da, und sperre das Maul auf, sondern hol' mir dort das Säckchen Majoran von der Wand! Ich muß Nils Olssons krankem Buben eine Salbe für sein wundes Bein kochen. Na, kannst Du das Säckchen nicht herunter bringen? Bist Du denn nicht so gescheidt, daß Du das Faß ein paar Schritte weit hinschiebst und hinauf steigst? Aber so seyd Ihr! Gerade wie Euere schöne neue Hausfrau, nichtsnutzig und faul, zu Allem muß man Euch treiben! Vorwärts, rühr' Dich — schiebe das Faß an die Wand, sag' ich.“

Die Magd gehorchte, als sie aber das Faß an die Wand schieben wollte, merkte sie deutlich, wie sich etwas darunter rührte, fing deßhalb aus vollem Halse zu kreischen an und betheuerte, sie könne es nicht vom Flecke bringen, denn sicherlich sitze der Gottseibeiuns oder ein anderes Ungethüm darunter. Etwas Lebendiges war es bestimmt, — daran wollte sie ihren Kopf setzen.

„Etwas Lebendiges?" fragte Sabine, und ein boshaftes Lächeln flog über ihr Gesicht. Ja, ja, das könnte schon seyn, daß wir hier hinter hübsche Geschichten kämen! Es hat mich schon oft gewundert, was sie des Tags hundertmal da her zu laufen habe. Vielleicht ist es aber auch nur ein Mäusenest?"

„Nein, nein, Mäuse sind es keine .... Hören Sie, wie es drinnen schnauft, als wenn man Einem den Hals zudrückte!" Der Kammerer hoffte, durch allerlei schauerliche Töne die Weiber listigerweise in die Flucht zu jagen, allein darin betrog er sich. Sabine hatte zwar große Furcht vor Mäusen, daß sie wohl das Faß in Ruhe gelassen hätte, wenn sie wußte, daß sich solche Inwohner darin befänden, da sie aber selbst das tiefe Athmen darunter deutlich hörte, so faßte sie einen schnellen entscheidenden Entschluß. „Stina," sagte sie mit leiser, aber unheilverkündender Stimme, „geh' und sag' meinem Vater und Frau Ternström, ich lasse sie bitten, auf einen Augenblick hieher zu kommen! Du sagst aber kein Wort von dem, was Du gehört hast — sag' ich sey schnell unwohl geworden."

Bei dieser Wendung der Dinge, obgleich ihm noch nicht alles deutlich war, gerieth unser armer Kammerer fast in Verzweiflung. Er war nun unmittelbar in der Gewalt der heiligen Sabina, und machte sich vollständige Rechnung auf ein Pröbchen davon, wenn nicht irgend ein glücklicher Zufall dazwischen käme.

Ein paar Mal kniete Sabine auf den Boden, hob

das Faß einen Zoll in die Höhe, und versuchte darunter zu gucken. Der Kammerer schnaubte aber jedesmal so heftig, daß sie das Faß erschrocken wieder fallen ließ und von ihrem weitern Beginnen abstand. Sie sollte ja doch in kurzem erfahren, was darunter stecke, — Mäuse, Frösche, Schlangen, oder — etwas anderes, was jedenfalls am wahrscheinlichsten schien: sie hätte sich längst ihre besonderen Gedanken gemacht. „Was hatte er denn mit seiner Reise hieher vor — warum lief ihr der alte Kerl immer so nach, warum hatte er stets so angelegentlich mit ihr zu plaudern?“

Und bei jedem Gedankensatze schoßen ihre Augen giftigere Blitze der Schadenfreude. Sie ließ ihre Vernunft nicht reden, denn sie hoffte das Schlimmste, und konnte kaum den Augenblick erwarten, welcher der scheinheiligen Sophie den Schleier wegziehen würde. Als diese endlich mit dem Probst, zitternd in die Vorrathskammer trat, lag Sabine in der bequemsten Stellung in Ohnmacht über dem Faß.

„Was ist denn wieder los?“ fragte der Probst ganz ruhig, denn er war an solche Hinfälle schon zu sehr gewöhnt, um sie hoch anzuschlagen. „Was ist Dir denn Sabine?“ Damit hob er ihr den Kopf ziemlich unsanft in die Höhe.

Mit großer Anstrengung und unter heftigem Schaudern kam sie wieder zu sich. „Vater“ begann sie mit feierlicher Stimme, „die Sorglosigkeit und Liederlichkeit dieses Weibes“ — damit zeigte sie auf die Haushälterin — haben mich schier das Leben gekostet, so erschrocken bin ich. Ich wollte das Faß hier wegschieben, und denke Dir, Vater, meinen Schreck, als ich etwas sich darunter bewegen hörte. Gott bewahre mich, daß ich gewisse Töne schlimm auslegen sollte; aber mach' erst die Thüre zu, ehe das Faß untersucht wird! Ich hoffe, wir finden nur, als Beweis, wie sorgfältig sie nach Ihren Eigenthum

steht, ein Mäusenest oder vielleicht ein paar Schlangen.“ Bei den letzten Worten grinste Sabine auf eine Weise, welche selbst der Probst nicht zu enträthseln wußte.

„Sollte denn wirklich ein Mäusenest unter dem Faß seyn?“ fragte er Sophien.

„Gott bewahre!“ rief Sophie schluchzend, „ich schwöre darauf, daß keine einzige darunter ist. Sie lügt, ja das thut sie!“

„Was sagst Du, Du schlechtes, freches Weibsbild! Du sagst, ich lüge?“ Mit diesen Worten hielt die heilige Sabine der erschrockenen Sophie die geballte Faust unter die Nase.

„Ruhig, ihr Weiber!“ sagte der Probst vermittelnd. „Was soll das für ein Spektakel um ein paar Mäuse seyn!“ Er rückte an das Faß. „Gebt mir einen Stecken her, ich will sogleich den Teufel austreiben!“

„Um Gotteswillen, rühren Sie das Faß nicht an!“ kreischte Sophie und faßte den Probst am Arm. „Glauben Sie mir nur dies einzige Mal und gehen Sie — es sind keine Mäuse darunter, nicht eine einzige!“

„Nun, was denn sonst?“ fragte der Probst, in einem Tone, der nichts weniger als spaßhaft klang.

„Ach, sicher etwas, das sich nicht gerne sehen läßt!“ lachte Sabine höhnisch, welche bei der offenbaren Angst Sophiens nicht im Geringsten mehr zweifelte, was sie zu sehen bekommen würden. „Seht einmal, steht sie nicht da, so roth wie ein gekochter Krebs, und schämt sich fast zu Tode! aber damit ist es nicht abgethan, nein, wahrlich nicht! Nein, Kirchenbuße muß sie thun, und vielleicht noch etwas Schlimmeres, wenn es erstickt ist.“

„Sabine, Teufelsweib, halt' Deine giftige Zunge im Zaum!“ donnerte der Probst. „Ich sage vorher, Sophie ist unschuldig und rein wie der Schnee!“ und mit diesen Worten hob er das Faß in die Höhe, aus dessen Bauch der Kammerer über und über eingepu-

dert und ganz verlegen hervorkroch; mit soviel Geistesgegenwart, als ihm noch geblieben war, gestand er, daß Alles nur ein kleiner Witz von ihm gewesen sey, er habe den Spaß machen und Mamsell Sabine erschrecken wollen.

Sabine war bei dem ersten Anblick des Kammerers auf's Neue in Ohnmacht gefallen. Sophie weinte unaufhörlich und betheuerte, daß sie so unschuldig sey, wie ein neugeborenes Kind. Aber auf dem Gesichte des Probsts malte sich deutlich die unterdrückte Wuth.

„Schöner Spaß!" sagte er. „Es ist indessen gut, daß Du erklärst Sabine und nicht Sophien gesucht zu haben. Wir haben Dich auch allein mit Sabinen gefunden, ihr guter Ruf ist dahin und Du wirst Dich hoffentlich nicht besinnen, ihr und mir die einzige Schadloshaltung zu geben, welche Du zu geben im Stande bist, und welche wir mit Recht erwarten dürfen."

„Ja, meine Ehre, mein ehrlicher Name, mein guter Ruf ist auf ewig dahin!" ächzte Sabine und fuhr heftig aus ihrer Ohnmacht auf." „Ich armes Geschöpf — allein in der Kammer hat man mich mit ihm gefunden, mit dem gefährlichen Menschen, der mir solche Schlingen gelegt hat!"

Der Kammerer deklarirte, dieß sey ein völliges Mißverständniß, denn die Magd sey dabei gewesen und außerdem auch nicht der geringste Schaden geschehen.

„Du scheinst die Sache ziemlich leicht zu nehmen, Herr Bruder!" versetzte der Probst. „Allein ich will hoffen, daß Du nicht in mein Haus gekommen bist, um meine Tochter in's Gerede zu bringen! Gebt einander die Hände, dann können wir heute Abend zwei Verlobungen feiern, denn ich heirathe die Sophie!"

Wäre es nicht so ein verzweifelt kitzlicher Augenblick gewesen, so hätte Sabine ohne Weiteres abermals in Ohnmacht fallen müssen. Sie sah aber jetzt die

Nothwendigkeit ein, die gute Gelegenheit nicht entschlüpfen zu lassen. Mit einem unsäglich sprechenden Blick und der lieblichsten Gebärde reichte sie dem Kammerer die Hand entgegen.

„Versöhnung!“ hauchte sie, erhob die schüchternen Augen zu dem ersehnten Bräutigam und schlang das weiße Tuch um den in der Verwirrung halbentblößten Nacken.

„Du hast also um Sabine geworben, Bruder!“ meinte der Probst und schickte sich an die Vorrathskammer zu verlassen.

„Nein, nein, der Teufel soll mich holen, wenn ich das thue! habe es auch gar nicht im Sinn!“ entgegnete der Kammerer, welchem die Dreistigkeit des Probsts wie ein Messer durch's Herz ging. Um Frau Sophien habe ich geworben, da sie es aber lieber mit Dir hält, Herr Bruder, so will ich nicht mehr länger beschwerlich fallen.“

„Was soll das heißen? Was meinst Du damit, Herr Bruder?“

„Ich meine damit, daß ich heimreisen will, und dieß noch heute Abend!“ Dagegen machte zwar der Probst alle möglichen höflichen Einwendungen, denn er hoffte, wenn sich die Hitze des Kammerers abgekühlt habe, werde er auf andere Gedanken kommen, allein gegen die Halsstarrigkeit unsres alten Laßman war auch mit den allerfreundlichsten Vorstellungen nicht aufzukommen. Er schob sich ohne Weiteres durch die niedrige Kammerthür hinaus, zu welcher er mit so frohen Hoffnungen eingezogen war, und der Gedanke an seine fehlgeschlagene Erwartung machte, daß er nicht einmal auf den herzzerreißenden Schrei Acht gab, mit welchem Sabine auf's Neue in Ohnmacht sank.

Der Probst sah, daß jetzt alle Hoffnung vorbei war, obgleich er die Hexe behalten mußte, hatte er aber doch

sein Ziel erreicht; er befahl dem Knecht einzuspannen und den Kammerer auf die nächste Station zu fahren.

Die alten Freunde schieden ziemlich kalt. Sabine lag in Krämpfen. Aber die hübsche Wittwe lächelte und nickte ihm einen höchst gnädigen Abschied zu, denn er war es doch eigentlich, der ihr Glück befördert, wenigstens beschleunigt hatte. Der Kammerer dagegen machte ihr ein saures, trübseliges Gesicht, und der einzige Mensch, welcher sich eines freundlichen Blicks von ihm rühmen konnte, als er der Brita ganze zwölf Schillinge Trinkgeld gegeben hatte und dem Pfarrhof den Rücken kehrte, war der junge Magister, dessen theilnehmender Händedruck ihm die Versicherung gab, wie aufrichtig es ihm leid thue, daß sein guter Rath keinen bessern Ausgang genommen hatte.

Erst nachdem unser Kammerer ein paar Tage lang auf den Bauernkammern herumgebeutelt worden war, welche hie und da also auch ihr Gutes haben, kam er nach und nach wieder zu sich. Bisher war ihm die Reise, sein Aufenthalt in Warlunda, die Freierei und der plötzliche Ausgang der Geschichte, wie ein Fiebertraum vorgekommen. Je öfter er aber seine Reisekasse überrechnete, desto klarer stand es vor seiner Seele, daß er seit seiner Abreise von Stockholm viel, sehr viel Geld ausgegeben und leider vergebens ausgegeben habe. Dieß war aber noch nicht Alles: er kam auch mit langer Nase heim! Seine ganze Verwandtschaft, Frau Norman, namentlich aber Lisa lachten ihn gewiß aus; dagegen war er selbst nichts weniger als bei lustiger Laune.

„Ich habe doch merkwürdiges Unglück!" sagte der Kammerer zu sich selbst, „gewiß merkwürdiges! Wenn ich im Geringsten abergläubisch wäre, so würde ich darin ein böses Anzeichen erblicken, und die ganze Geschichte in Gottes Namen aufstecken; aber mein' Seel'

das geschieht nicht! Es wird doch in ganz Schweden noch mehr Weiber außer der heiligen Sabina geben, die mich nehmen."

Damit hatte der Kammerer auch gar nicht Unrecht: allein er sah doch auch andrerseits sogleich ein, daß eine Reise in ganz Schweden umher eine noch kützlichere und gefährlichere, auch kostspieligere Sache seyn würde, als die mißglückte Tour nach Westgothland. Um also aller ferneren Mühe und Kosten überhoben zu seyn, faßte er den verzweifelnden Entschluß, dem Schicksal den Lauf zu lassen, und schwor auf seinem Rumpelkasten sitzend, einen theuern Eid, das nächste passende Frauenzimmer, welches ihm begegnen würde — wenn es um die Ecke an der Königsstraße an Meister Samuels Haus, in die Straße nach seiner Wohnung einbiegen werde — zu heirathen.

Sobald unser Kammerer mit sich im Reinen war, wurde er ruhig, denn ein großer Entschluß gebiert große und tiefe Gedanken.

Nun ging es frisch auf Stockholm los, und an einem hübschen Mittwoch, gegen acht Uhr Abends, bog unser Laßman um die geheimnißschwangere, zu so Großem ausersehene Straßenecke. Im Anfange ließ sich kein Zipfel eines Weiberrockes blicken — weder Hut, Schleier, noch Shawl .... aber plötzlich, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, rief der Kammerer aus: „Herr, mein Gott, sie ist's! Welch' ein Thor bin ich gewesen, die Kreuz und Quere im Land umher zu reisen!"

Ende des ersten bis dritten Theils.

Kammerer Laßman

als

alter Junggeselle und Ehemann.

Humoristischer Roman

von

Frau Emilie Flygare-Carlén.

Aus dem Schwedischen

von

Dr. Stein.

Vierter bis letzter Theil.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1844.

Erstes Kapitel.

Der Kammerer führt seinen Entschluß in allem Ernste aus. — Was ein Weib in der Einsamkeit alles denkt.

„Sie ist's! Welch' ein Thor bin ich gewesen, in der Welt umher zu reisen!“ sagte der Kammerer Laßman, als er an der Ecke der Königinstraße und Meister Samuels Gäßchen Lisa Normans weißen Schleier und rothen Shawl gewahr wurde. Lisa kam eben von einer ihrer gewöhnlichen Wanderungen nach dem Triangel zurück; und es war in der That ein ganz eigener Zufall, daß sie heute am Abend dahin gegangen war, indem sie dieß gewöhnlich sonst Morgens that.

„Willkommen, willkommen, liebster Oheim! Welch' ein Zufall! — wie unverhofft — Sie kommen aber gerade recht! Nun, wenn werden Sie sie heimführen, Onkelchen? Die schelmische Lisa merkte wohl, daß die Freierei für dieß Jahr zu Ende war, da der Alte so unvermuthet heimkehrte. Sie kehrte um und begleitete den Kammerer die Treppe hinauf.

„Nun, sagen Sie, Oheim, wann holen Sie denn Ihre Braut?“ wiederholte sie lächelnd, als sie auf ihre erste Frage keine Antwort erhielt.

„Du wirst es schon erfahren, Lisa. Es ist gut, daß ich Dir gerade begegnet habe, so brauche ich doch nicht nach dem Schlüssel zu gehen. Laß uns jetzt hinauf gehen.“

„Ei Gott bewahre, glauben Sie denn, ich wollte mich so lange aufhalten? Wenn Sie erst ein Mal oben

sind, dann haben Sie allerlei andre Sache zu denken — und ich möchte närrisch werden vor Neugierde, denn Sie sagen einem ja kein Sterbenswörtchen. Liebstes Onkelchen, Sie brauchen ja nur zu sagen, in welchem Monat — denn ausgemacht ist es natürlich bereits."

„Ach was, Du wirst es schon früh genug erfahren! Laß mich doch erst den Fuhrmann bezahlen;" entgegnete der Kammerer nicht ohne einige Verlegenheit bei dem Gedanken an die Rechenschaft, welcher er kaum zu entgehen hoffen durfte.

„Nur ein einziges Wörtchen, liebstes Onkelchen! Wirds im Oktober seyn, oder im November, Dezember? Nein, bis dorthin ist es schon zu kalt!"

„Es wird Nichts mehr gereist! Gib Dich nur zufrieden und laß mich wenigstens in Ruhe hinaufgehen."

Ah so, sie kommt her! Die Hochzeit ist hier! Ach das ist herrlich; da bin ich doch auch dabei!"

„Ja, Lisa, Du sollst dabei seyn!" sagte der Kammerer und stolperte die Treppe hinauf, die Hutschachtel in der einen Hand, Schnapsflasche und Stock in der andern; „und noch mehr, Lisa, Du sollst .... aber st! warte nur und laß mich erst ordentlich zu Hause seyn! Das war ein verdammtes Gerüttel und Geschüttel! ich glaubte die Hornstraße wolle gar kein Ende nehmen. Aber hör jetzt, Mädchen, wie steht's mit meinen Sachen, meinen Marmorplatten, meinem Porzellanservice und mit dem ...."

„Pelzwerk, den Vögeln und dem alten Schlafrock?" fiel ihm Lisa in die Rede. „Sammt und sonders in bester Ordnung, nichts kaput gegangen, Alles steht schönstens an seinem Ort."

„Gut, gut, so mach' ein Mal auf, Kind! Wie freue ich mich wieder auf meinem alten Sopha zu sitzen!"

Wir übergehen die folgende Viertelstunde, welche der Kammerer damit zubrachte, eine große, hastige Tour im Zimmer umher in den Triangel und hinter den Schirm zu machen. Freilich war es Nichts weiter als ein flüch-

tiger Blick, um die frohe Ueberzeugung zu gewinnen, daß Alles am rechten Platz stand.

„So!" sagte er mit einem vergnügten Lächeln und setzte sich auf den Sopha," nun will ich ein Bischen ausruhen und dann genauer nachsehen, ob Du Dein Amt gehörig verwaltet hast, Lisa. Es ist mir ganz wohl ums Herz, daß ich Alles wieder so um mich sehe: meine Kammer, mein Pult, meinen Schrank und mein Bett. O, es ist so heimlich und gut hier und das Sprichwort hat wahrlich Recht: draußen ist's gut, daheim aber am besten, und da ich nun, Gottlob, wieder daheim bin, so will ich auch meinen alten Schlafrock anziehen — Du kannst mir ihn hergeben, liebe Lisa."

„Er ist aber ja so häßlich!" meinte Lisa. „Sie sollten einen neuen haben, Oheim, wenigstens auf die Hochzeit."

„Ja, ja, versteht sich! Ich werde wohl nicht ausweichen können. Es ist zwar ein schönes Hausmöbel, so ein Schlafrock, aber höllisch theuer. Ich sollte doch fast meinen, daß er billiger kommen müßte, wenn ich das Zeug dazu selbst kaufte und ihn dann machen ließe?

„Ja, das glaube ich, — das ist keine Frage." Lisa brachte den alten zerlumpten Rock; und kaum war der Kammerer zur Hälfte hineingeschlupft, so kam er ihm ganz sonderbar vor; er zog ihn wieder aus und entdeckte nun, was er nicht sogleich im Anfange merken konnte, daß Lisa einen neuen stattlichen Schlafrock statt des alten gebracht hatte.

„Was ist denn das?" mit diesen Worten drehte der Kammerer die neue Bekanntschaft in der einen Hand herum, den alten treuen Diener in der andern. „Was bedeutet das, liebes Kind, — hat ihn Jemand zum Verkauf gebracht? Wenn er nicht zu theuer ist, so wäre es ein ganz wackerer Rock. Er steht mir wahrlich an" — der Alte kroch hinein — ja, mein' Seel', er steht mir herrlich — ich sehe ganz stattlich drin aus! Wie viel soll er kosten?"

„Keinen Pfenning, außer einen schönen Dank! Ich habe mir den Spaß gemacht, ihn selbst zu verfertigen; für Sie Onkelchen, denn der andere ist ja so schlecht, daß Sie ihn nicht länger mit Ehren tragen konnten.“

„Ja, aber das Zeug? es ist mir, als ob ich das schon gesehen hätte.“

„Das glaub' ich wohl!“ lachte Lisa. „Ich habe es aus Ihrem eigenen Verlag genommen. Es war ein Stück Kattun, welches die Motten doch gefressen haben würden, wenn man es noch länger hätte liegen lassen. Und um es vor dem Verderben zu bewahren, habe ich einen Rock für Sie daraus gemacht, Onkelchen und ein Kleid für mich, das mir prächtig steht.“

„Was, zum Henker?“ rief der Kammerer aus, welchem diese Dreistigkeit ein böses Omen war. Er dachte: Sie ist mit meinem Kattun verfahren, als wenn er ihr gehörte, sie hat ihn zwischen uns getheilt — und mit all' den alten Stücken Kattun könnte sie sich Jahrelang kleiden? Sie ist erfinderisch, ich brauchte wohl dann am Ende nicht das Geringste zu kaufen!“ So löste eine angenehme Vermuthung die andre ab, und dieß Alles war Lisa's Glück, denn sonst, wenn ihm andere Gedanken gekommen wären, hätte er sicherlich ihre Eigenmächtigkeit sehr ungnädig aufgenommen, und es wenigstens für gewaltig naseweis erachtet, nur so ohne alles Weitere über ein Stück Kattun zu disponiren, welches ihm gehörte.

Mamsell Lucie schien sogar selbst ein wenig verwundert darüber, daß die Strafpredigt ausblieb, auf welche sie sich schon gefaßt gemacht hatte, und ihr Erstaunen verminderte sich gewiß keineswegs, als der Kammerer hinzusetzte: „Hübsch, daß Du so gut nähen kannst, Lisa! Es freut mich in der That! es läßt sich mancher Schilling sparen. Ein ander Mal mußt Du mich aber vorher fragen, hörst Du? — denn zu dem Schlafrock würde geringeres Zeug auch gedient haben.“

„Ein ander Mal?“ wiederholte Lisa lachend. „Ei, Onkelchen, Sie übertreffen ja alle meine Erwartung —

Sie übertreffen sich selbst. Nicht allein komme ich ganz ungeschält davon, obgleich ich vielleicht ein Bischen ausgezankt zu werden verdient hätte, sondern darf mir am Ende auch gar noch mehr Kleider machen?"

„Allerdings, liebe Lisa, allerdings, aber nichts Ueberflüssiges! denn das Zeug, siehst Du, Kind, — das kostet gewaltig viel Geld. Du darfst nicht so verschwenderisch damit umgehen, das will ich Dir doch an's Herz legen!"

In dem Ton des Kammerers lag etwas Rührendes, welches sich Lisa nicht zu erklären wußte — sie hatte auch nicht die entfernteste Ahnung davon.

„Ach, was dieß betrifft!" versetzte sie mit Lachen, „so werde ich wohl nicht oft mehr einen Fuß in den Triangel setzen dürfen, wenn Sie ein Mal eine Frau haben, Oheim."

„Wer kann das wissen? vielleicht hast Du dann nur um so mehr Recht dazu? Ja, ja, sieh mich so verwundert an, wie Du willst — das hängt einzig und allein von Dir ab."

„Von mir? Was, in des Herrn Namen, wollen Sie damit sagen, Oheim?"

Der Kammerer stand auf, nahm Lisa bei der Hand und führte sie auf die Schwelle des Allerheiligsten. „Willst Du dieß Alles haben?" fragte er in feierlichem Ton. „Nämlich, hast Du schon daran gedacht, wenn man eine Wohnung hätte — so allenfalls ein, zwei, drei Zimmer, Lisa, wo alle diese Sachen in schönster Ordnung aufgestellt wären — Notabene, das Zimmer, in welchem das Vornehmste stünde, müßte stets bestens verschlossen seyn, außer natürlich bei ganz besonderen Gelegenheiten? — Was meinst Du dazu?"

„Das müßte freilich sehr schön seyn — aber..."

„Aber Du weißt nicht, was Dich dieß angehen soll? Nicht wahr? Das geht Dich so viel an, daß es Dich nur Ein Wort kostet, ein einziges Wort von Deinen Lippen, so gehört Alles, was Du hier vor Augen siehst, Dir — uns nämlich!"

„Ach!" rief Lisa mit strahlender Blicken aus, „Sie

haben sich das Heirathen aus dem Kopf geschlagen, und machen mich zu Ihrer Erbin, wenn ich bei Ihnen wohnen und Sie in ihren alten Tagen pflegen will — ist's nicht so?" Bei diesen Worten wollte Lisa dem Alten um den Hals fallen und ihn küssen.

„Nicht ganz so," entgegnete der Kammerer und schob das Mädchen leicht auf die Seite. „Nichts umsonst, liebe Lisa! Wenn ich Dich nur auf die Bedingung hin zu meiner Erbin einsetzte, daß Du zu mir ziehen und mich bis zu meinem seligen Ende warten und pflegen solltest, so könnte Dich dieß nicht hindern, einen Mann zu nehmen, der vielleicht bald mit all' dem fertig wäre, was ich mir im Schweiß meines Angesichtes, mit großen Opfern und mancher Entbehrung erworben habe. Nein mein Kind, Du wirst selbst einsehen, daß dieß unbillig wäre — aber wie gesagt, Nichts umsonst — ich mache Dich zu meiner Erbin, zu meiner einzigen Erbin. Und dafür, daß Du All' das, was Du hier siehst, Dein nennen darfst, nebst dreitausend Thalern jährlichen Einkommens, wenn ich ein Mal nicht mehr bin, verlange ich Nichts weiter, als daß Du meine Frau wirst, und mich mit Liebe hegst und pflegst."

„Ich?" kreischte Lisa und sprang vier Schritte weit zurück. „Ich soll Ihre Frau werden, Oheim? Nun, das ist noch das lustigste, was mir noch je vorgekommen! Ich bin ja kaum erst neunzehn Jahre alt und Sie über fünfzig — nein — wie passen wir zusammen!"

„Also meinst Du nicht?" versetzte der Kammerer etwas kleinlaut. „Und ich habe es so gut gemeint! Ich wollte Dich vor all' den leichtsinnigen jungen Burschen bewahren, welche, so wahr ich lebe, es nicht im Geringsten ehrlich mit Dir meinen und denen es im höchsten Falle nur Ernst seyn mag, wenn Du auf mein Vermögen rechnen darfst. Du darfst mir glauben, liebe Lisa, daß ich aus Erfahrung und Ueberzeugung nur für Dein wahres Beste spreche, welches bei der Art, wie Du jetzt lebst, nicht gedeihen kannst, wo Du keinen andern Um=

gang hast als mit dem einen oder dem andern Kunden Deiner Mutter. Heirathest Du dagegen mich und läßst die jungen Laffen laufen, welche doch nur ihren Spaß mit Dir treiben, so kannst Du ein Haus machen so gut als irgend Eine. Du kannst zuweilen, gleichwohl nicht zu oft, das sage ich Dir vorher, aber doch hie und da eine Spazierfahrt im Thiergarten machen. Du kannst auch ein Mal ein Billet auf die dritte Gallerie in der Oper nehmen, kannst dann und wann in das Konzert gehen, und ein paar Mal im Sommer eine Fahrt auf dem Dampfboot machen. Was meinen ganzen Vorrath von Zeug, Pelzwerk und dergleichen mehr betrifft, so sollte ich meinen, daß genug davon da ist, um Dir zu einer prächtigen Toilette zu verhelfen. Auch werde ich nicht entgegen seyn, wenn Du ein paar Mal im Jahre Deine Verwandte zusammen bitten willst, wenn im Fall Du sonst haushälterisch, sparsam und ordentlich bist, denn auf solche Tugenden halte ich am meisten. Mein Vorschlag wird jedenfalls des Bedenkens werth seyn, — oder wie?"

„Ach ja, das ist er schon — namentlich da ...." diese Zugeständnisse sich sammt und sonders schon erweitern lassen werden," dachte Lisa bei sich, setzte aber laut hinzu, „namentlich da, wie ich glaube, sich Niemand besser auf Sie versteht, Oheim, als ich, und Niemand ihre kleinen Eigenheiten und Liebhabereien so genau kennt. Auf jeden Fall ist es aber doch ein gräulicher Vorschlag — ein Vorschlag, der viel Bedenkzeit und einer genauen Erwägung bedarf! Sie sind so alt, Oheim, und ich möchte mich über die ganze Sache todtlachen, wenn sie nur nicht so schrecklich ernsthaft wäre. Mein Gott, dann müßte ich ja Du zu Ihnen sagen, mein lieber Laßman, liebstes Männchen, Herzens-Alterchen u. s. w. Ach nein, das wäre gar zu kurios! Und trotz dem, daß es „eine so schrecklich ernsthafte Sache" war, lachte Lisa aus vollem Halse, bis ihr die Thränen in die Augen traten.

Dieß verdroß aber unsern guten Kammerer und er

sagte ganz ärgerlich: „Wenn es etwas so Lächerliches ist, so laß uns nicht weiter davon reden! Ich meine indessen doch, derjenige sollte Anspruch auf eine etwas höflichere und klügere Behandlung haben, welcher Dir einen — es ist eine Schande, daß ich es sagen muß — so ehrenvollen Antrag gemacht hat; und vielleicht erlebe ich noch den Tag, wo Du wünschest, ihn minder spaßhaft gefunden zu haben! Inzwischen magst Du doch wissen, daß ich in meinem Leben nicht auf den Gedanken gekommen wäre, um Dich zu freien, wenn ich nicht einen ganz besondern und wahrhaft wunderbaren Grund dazu hätte. Das Schicksal, oder wie ich mir in meiner Thorheit einbildete, der Herr selbst hat Dich mir dazu bezeichnet. Wie gesagt, meine Werbung ist etwas Uebernatürliches — allein jetzt sehe, ich daß es ein Mißgriff war.

„Jetzt sprechen Sie in lauter Räthseln, Oheim, gewiß nur um mich recht neugierig zu machen; — aber sagen Sie doch, was Sie eigentlich meinen?"

Der Kammerer berichtete ihr nun in ernsthaften, und, wie er wenigstens meinte, höchst delikaten Ausdrücken, sein Reiseabentheuer. Halbverdeckt spielte er auf die unglückliche Schlußscene an, welche den etwas tollen und übereilten Ausgang seiner Freierei zur Folge gehabt hatte. Alles was er darüber sagte, bestand nur in halben Winken, allein die pfiffige Lisa merkte ganz gut, wo der Haase im Pfeffer lag, und als er mit seiner Geschichte fertig war, wußte sie so vortrefflich Bescheid, als wäre sie mit dabei gewesen. Natürlich verrieth sie nicht im Mindesten, daß sie weiter sahe als der Kammerer wünschen mochte; heimlich lachte sie aber und machte sich über das Mißgeschick desselben herzlich lustig. Was seinen letzten Entschluß betraf, nämlich die erste Beste zu nehmen, welche ihm begegne, so hatte sie indessen doch die Grausamkeit, es für ganz und gar unglaublich anzusehen, daß bei ihrem Zusammentreffen mit dem Kammerer der Himmel die Hand im Spiel gehabt haben sollte; dieß war nichts als der reinste Zufall, und dazu

noch ein so höchst natürlicher, daß sie gar nicht weiter davon reden wollte.

„Mag es nun Zufall, Schicksal, Gottes Finger, oder was Du sonst willst, gewesen seyn, das letzte indessen doch vor Allem, so warst Du doch immer die Erste, welcher ich begegnete. Auch weißt Du, liebe Lisa, wenn ich nicht so wählig wäre, daß mir selten Eine recht ist, so dürfte ich nur die Hand ausstrecken und an jedem Finger hinge ein Dutzend; allein es ist nun einmal wie es ist, und ich will Bescheid haben, ob Du mich willst oder nicht!"

„Ich passe auch gewiß gar nicht für Sie — ich bin so lustig und munter, kindisch und oft unüberlegt. Sie hätten gewiß alle Stunde Ursache, mich auszuzanken."

„Nein, weiß Gott, liebe Lisa, das will ich nicht, Du sollst nicht ausgezankt werden! Häusliches Glück und muntre Arbeit erfrischt das Herz und gibt neue Kraft."

„Ja, Arbeit!" schmollte Lisa, „Sie wollen, daß ich unaufhörlich arbeiten soll, Oheim, — aber daran bin ich mein Lebtage nicht gewöhnt gewesen."

„Gott soll es wissen, Du hast freilich stets Deinen eigenen Willen gehabt, und bist leider so erzogen, daß man es ein reines Wunder nennen kann, daß Du nur so geworden, wie Du bist.... Hast Du denn nicht den Schlafrock gemacht, und auch Dein Kleid?"

„Ja, allerdings," aber mit Muhme Mallas Hülfe. „Hätte Lisa hinzusetzen sollen, hielt es aber für überflüssig." Ich mache fast alle meine Kleider selbst, und bin auch noch außerdem nicht ungeschickt, wenn ich will."

„Ja, ja, das ist es, wenn Du willst; aber eine Hausfrau, däucht mich, sollte immer wollen, und stets zu Allem geschickt seyn! Es ist ja zu ihrem eigenen Besten! — ist's denn nicht ihr eigenes Haus, welches dadurch gewinnt?"

„Das weiß ich wohl, aber Sie werden gewiß recht knapp, geizig und knickig seyn, Oheim! Ich wäre wohl

am Ende über Nichts Herr — mit alten Junggesellen soll in diesem Stück ohnehin schwer auszukommen seyn — hu, da gehört ein besonderer Magen dazu, einen Solchen zu nehmen!"

„Nun, wenn Du glaubst, es koste Dich so viele Ueberwindung, so brauchen wir keine Worte mehr darüber zu verlieren! Ich habe es, wie gesagt, gut mit Dir gemeint, wollte Dich sowohl von Deiner Mutter unabhängig machen, als auch von den jungen Herren, welche Dich, so wahr ich das Leben habe! doch in Ewigkeit nicht heirathen! — Wenn Dir also mein Anerbieten nicht gefällt, so gibt's der Mutter Töchter mehr!"

Langsam zog der Kammerer die Thüre zum Triangel zu. Lisa warf eben noch den letzten Blick in einen großen prächtigen Spiegel, welcher vom Boden bis zu dem obersten Wandbrett reichte, dachte sich als eine junge, gefeierte Frau, in einem hübschen Hause wohnend, alle die Herrlichkeiten, von welchen sie nun Abschied nehmen sollte, in das gehörige Licht gestellt, um sich her, — sah einen ganzen Schwarm unterthäniger Anbeter zu ihren Füßen, und bei dem Gedanken an dieses rosenrothe Paradies, in welchem der Herr Gemahl im schwacherleuchteten Hintergrunde stand, neigte sich die Wagschale, wiewohl nicht ohne einiges Widerstreben, auf die Seite des Triangels.

„Guten Abend, Lisa! ich will Dich nicht länger aufhalten!" — Es war merkwürdig, wie dem Kammerer der Muth wuchs, in dem Maße, als Lisa's Unschlüssigkeit sichtbar wurde — „ich will Dich nicht länger aufhalten," wiederholte er in einem Ton beleidigter Würde.

„Ich muß ohnehin auch ausgehen, um meine Aufwärterin aufzusuchen, und mir das Abendessen zu bestellen — ich habe nichts zu Mittag gegessen. Im Uebrigen kannst Du Dich ja, wenn Du willst, besinnen, — bis Morgen Vormittag; da will ich dann kommen und mir Antwort holen, — oder vielleicht bist Du so gut und sagst mir sogleich rund heraus, daß es Du

nicht für der Mühe werth hältst, Dich darüber zu besinnen.

„O — besinnen kann man sich schon darüber; so viel ist es denn doch werth und weniger kann ich wohl auch für Ihren guten Willen nicht thun, Oheim. Also, wie geredt, so bleibt's — Morgen sollen Sie Antwort haben." Damit ging Lisa.

„Sie nimmt's an!" murmelte der Kammerer in einem Ton, worin drei Viertheile Entzücken und ein Viertheil Verdruß lagen. „Alles nichts weiter als eitel Verstellung und Ziererei, daß kann das Weibervolk nun einmal nicht lassen! Sie war, mein' Seel' so froh darüber, daß sie gern, wenn sie sich nicht geschämt hätte, vor mir auf die Kniee gefallen wäre. Na na, na na, die Verschämtheit will auch ihr Recht haben — Morgen sagt sie ja, so wahr ich als ein ehrlicher Kerl hier auf meinen zwei Beinen stehe! Aber es verdrießt mich doch, daß sie es nicht ohne Umstände sogleich rund heraussagen wollte, da hätte ich mir das Antwortholen sparen können."

So tröstete sich unser guter Kammerer in seiner Einsamkeit, welche ihm indessen doch länger wurde, als er sich selbst gestehen mochte. Lisa war ein hübsches, junges Mädchen, welches er immer ein wenig gern gehabt hatte; seit er sich aber in den Kopf gesetzt, daß der Himmel seinen Finger dabei im Spiel habe, und er noch außerdem überzeugt war, daß er Lisa aus dem Rachen von wenigstens einem halben Dutzend heißhungriger Wölfe rette, wenn er sie vor ihren liebenswürdigen Anbetern bewahre, so war seine Oheimszärtlichkeit in die eines Liebhabers übergegangen, welcher von der Seite eines geliebten und liebenden hübschen Weibchens dem allerbehaglichsten Leben entgegensieht.

Während Laßman so in dem Vorgefühlen seines künftigen Eheglücks schwärmte, saß die Erwählte seines Herzens allein in ihrem Kämmerlein. Sie hatte diesen Abend weder Lust zum Essen noch zum Plaudern, sie wollte ungestört seyn; ihre Mutter sowohl, als die Hof-

meisterin erhielten auf ihre Fragen nur ausweichende, kurze, abweisende Antworten und überließen sie dann sich selbst und ihrer Laune — sie waren ja von jeher gewohnt, dem verzogenen Kinde allen Willen zu thun. In dem vorliegenden wichtigen Falle wollte Lisa gleich ihren eigenen Verstand um Rath fragen. Sie wußte, daß ihre Mutter partheiisch seyn würde, und hatte auch Recht; Frau Norman hätte ihrer Tochter keine Sekunde Ruhe gelassen, ehe ein so überaus glücklicher und wünschenswerther Handel abgeschlossen gewesen wäre, — denn nächst dem Wunsch, selbst den Kammerer zu heirathen, konnte ihr natürlicherweise nichts willkommner seyn, als ihn zum Schwiegersohn zu haben... Lisa wußte den Vortheil einer solchen Parthie nicht gebührendermaßen zu schätzen, — die Mutter hätte sie darüber belehrt. Einer solchen Unterweisung wollte aber die Tochter eben entgehen — und deßhalb behielt sie die Sache für sich. Es kitzelte zugleich auch ihren Stolz und ihren Leichtsinn, selbst über ihr Schicksal zu entscheiden.

Allein was für Beweggründe waren es, welche das neunzehnjährige Mädchen vermochten, ernsthaft an eine Verbindung mit dem alten Kammerer zu denken, ein Mann, welcher sie bisher kaum anders als wie einen Vater anzusehen gewohnt war? Wir bedauern sagen zu müssen — allein wir sind es der Wahrheit schuldig — daß Lisa's Motive um kein Haar besser waren, als bei hundert anderen jungen Mädchen, wenn sie mit äußerlichem Zwang und scheinbar widerstrebend den Antrag eines alten Mannes annehmen. Als Lisa Abschied von dem „Triangel" nahm, warf sie einen Blick in den großen Spiegel, und zu gleicher Zeit konnte der Leser einen andern in ihr Inneres werfen und dort deutlich sehen, daß sie der Meinung war, der Ehestand biete eine unendliche Menge von Vortheilen, welche sie sich im ledigen Leben sammt und sonders versagen müsse. — Nicht daß sie hätte heirathen wollen, um sich in ihre vier Wände zu begraben, nichts als zu arbeiten und sich zu plagen, nur für

ihren Mann zu leben; — nein, dieß wäre viel zu einförmig und langweilig. Aber ein Haus machen, Mittags und Abends Leute bei sich sehen, Theater, Bälle, Konzerte besuchen, und was dergleichen Lustarbeiten sind — das war der Mühe werth! Sintemalen aber alle diese Herrlichkeiten auf keine andere Weise zu erringen waren, so war es am Besten, das Gewisse für das Ungewisse zu nehmen. Ihre früheren Gefühle für den Notarius kamen dabei nicht im Geringsten in Betracht.

So „hausgebackner" Art war Lisas Herz nicht; — wenn sie auch jetzt an Wetterquist dachte, so war es nur zugleich mit dem Gedanken an den Triumph, wie ihn die Nachricht von ihrem Glück niederschmettern müsse, — er sollte sehen, der eingebildete Einfaltspinsel, was er weggeworfen hatte! Der Regierungs-Sekretär war in der letzten Zeit bedeutend in Lisa's Gunst gestiegen; allein, da er auch nicht das mindeste in Bezug auf eine ernstliche Verbindung fallen ließ, so war es handgreiflich am Tage, daß die jungen Herren von A bis Z sonst nichts im Sinne hatten, als mit der hübschen Trödlerstochter eine kleine „Poussage" zu unterhalten. — „Anders wird es aber mit der eleganten Frau Laßman seyn," fuhr sie in ihrem Gedankengang fort: „nur ein Blick von ihr ist schon eine Auszeichnung!"

Lisa nahm sich auch vor, als Frau durchaus der Gegensatz von dem zu seyn, was sie bisher gewesen. Nicht, daß sie sich nicht jetzt als ganz vollkommen angesehen hätte; dieß war jedenfalls ein Bagatell gegen die erhabenen Eigenschaften, welche sie künftig an den Tag legen wollte. So zum Exempel mußte eine würdevolle Grazie, ein ruhiges, feines, stolzes Wesen an die Stelle der frühern Lustigkeit und des ehemaligen Muthwillens treten. Mit Entzücken, — mit Bewunderung und Neid sollte man von der reizenden, einnehmenden, modernen Frau Laßman sprechen, von i h r, die alle Monate einen neuen Hut hatte, und allen Männern den Kopf verrückte,

welche durch Freunde und Freundesfreunde sich Zutritt zu ihren Gesellschaften zu verschaffen wußten.

Hu! — wenn der arme Mann, unser ehrlicher Kammerer, eine Ahnung von der Verschwörung gehabt hätte, welche sich in Lisa's erfinderischem Köpfchen gegen seine lieblichen Aussichten auf ersehnte Ruhe bildete, eine Ahnung von allen den Extraausgaben, welche seine künftige Ehehälfte bereits in Gedanken machte! — wir fürchten, daß er sich bei Zeit aus der Affäre zu ziehen bedacht gewesen wäre.

Aber wenn wären die Weiber wohl aufrichtig genug, um einem ehrlichen Freier wohl offenherzig zu sagen, was er zu erwarten hat? Niemals — nein, das bleibt der künftigen Ehe überlassen! Daher kommen denn auch alle die entzückenden Scenen, welche eigentlich nur dazu in der Welt zu seyn scheinen, um den Mann in der Geduld zu prüfen, und ihn in der Resignation zu üben, — oder auch, um ihm den geradesten Weg in das Wirthshaus und in sonstige Gesellschaften aller Art zu zeigen, wo er wenigstens Zerstreuung findet.

Auf der andern Seite — denn Alles hat seine zwei Seiten — gibt es auch wohl keinen Mann, welcher im Voraus seiner Braut sagt, was für kleine naive Eigenheiten er selbst besitzt. Nein — was um des Himmels Willen hätte sie dann später sonst als Frau zu thun, wenn sie ihn nicht studiren, ihn gleichsam, wie früher ihren Katechismus, auswendig lernen müßte, um mit Hülfe dieser Lektionen ihr hauptsächliches und bestes Talent gehörig zu entwickeln; — allen Ausbrüchen zuvorzukommen, welche den Hausfrieden stören könnten.

Wie die Sachen aber jetzt überhaupt stehen, kommt die Aufrichtigkeit stets hinterher gehinkt, zuerst ist sie mit ungemeiner Delikatesse verhüllt, dann kömmt sie in einer Art von Halbnegligé, und am Ende ganz nackt. Im Anfange genirt man sich ein Bischen, ist aber der Schleier einmal gefallen, — so genirt man sich nicht mehr.

Jedoch „keine Regel ohne Ausnahme“; allein es

gibt deren leider nur zu wenige, und ob unser ehrlicher Kammerer seine Ehe darunter rechnen darf, wird die Folge zeigen.

Zweites Kapitel.

Heiraths- und Ehetraktat. Was für Einfluß die Neuigkeit auf Muhme Neta und die blauen Flaschen hat.

Am andern Morgen erwachte Lisa, mit dem festen Entschluß, sich als Opfer für das Lebensglück des alten Mannes hinzugeben. Gewiß hegte sie, wie er: „Nichts umsonst!“ wenigstens könnte gewiß kein Mensch bestreiten, daß ihr Opfer nicht wenig werth war.

Sie hatte die Vorkehrung getroffen, ganz allein zu bleiben, auch erfuhren weder Mutter noch Hofmeisterin eine Sylbe von der Rückkehr des Kammerers, Sie ging im Zimmer auf und ab; — sie war doch etwas unruhig — ihr Herz klopfte mehr als gewöhnlich; denn jedenfalls war es ein wichtiger Schrit, und „vielleicht,“ dachte sie mit zunehmender Angst: „bist Du zu leichtsinnig zu Werk gegangen.“ Sie machte sich jetzt selbst halb und halb Vorwürfe darüber; ehe sie jedoch zu einem bestimmten klaren Gedanken über die eigentliche Sache kam, und in wie weit alle ihre Skrupel nicht vielmehr eine Folge ihres übertriebenen feinen Zartgefühls seyen, hörte man die Hausglocke. Lisa eilte hinaus, um zu öffnen, und mit freudestrahlendem Gesicht stand der alte Freier vor ihr.

„Vordersamst will ich Dich gebeten haben,“ begann der Kammerer und faßte ihre Hand, „daß Du mir versprichst, keine Sparenzien zu machen, sondern ehrlich und offen heraussagst, ob Du mich willst oder nicht.“

„Das geht aber so plötzlich,“ entgegnete Lisa und schlug die Augen zu Boden, denn sie wußte selbst nicht,

warum sie des Kammerers Blick nicht recht auszuhalten vermochte.

„Plötzlich oder nicht plötzlich, ich will jetzt ein Mal wissen, wie ich daran bin. Hast Du Dich besonnen und entschlossen?“

„Ja, das wohl — aber . . .“

„Nun, wenn es so ist — heraus damit! Courage, mein Kind! Komm her, zuerst den Verlobungskuß, — dann Brautvisiten uud zuletzt Hochzeit! Ja — oder nein?“

„Gott bewahre, ich kann ja kaum Athem kriegen! Wenn das Wort ein Mal heraus ist, läßt es sich nicht mehr zurücknehmen.“

„Sehr wahr, liebe Lisa; es freut mich ungemein, daß Du die Wichtigkeit eines solchen Gelübdes so klar einsiehst. Wenn das Wort ein Mal gesagt ist, so bleibt es gesagt. Es muß Dir dann heilig seyn; denn Gott selbst hat die Ehe gestiftet und eingesetzt — sie ist Etwas höchst Bedeutsames und Ernstes.“

„Ja, schrecklich ernsthaft! Es ist mir gerade, als wenn ich in's Kloster sollte;“ versetzte Lisa mit höchst feierlichem Gesicht.

„Gewissermaßen allerdings, mein Kind, aber doch nicht ganz,“ erwiederte der Kammerer und that sich nicht wenig auf seine angenommene Predigerwürde zu Gute. „Es ist doch einiger Unterschied, mußt Du wissen, zwischen einer keuschen Ehefrau und zwischen einer keuschen Braut Christi; allein beide müssen sich in strengster Heiligkeit halten, so weit dieß, Du verstehst mich, die Ungleichheit ihrer beiderseitigen Stellung mit sich bringt. Uebrigens machst Du Dir einen zu strengen Begriff, wenn Du glaubst, in klösterlicher Einsamkeit leben zu müssen. Du kannst schon hie und da Deine Mutter, die Hofmeisterin, Muhme Neta und Will zum Kaffee bitten. Den alten Ficker dagegen möchte ich nicht gerne sehen, er ist zu oft benebelt, und da wäre es leicht möglich, daß er ein

Mal eine oder die andere meiner werthvollsten Kostbarkeiten zu Schanden schlüge."

Ohne auf den Schluß der Rede des Alten Acht zu geben, fragte Lisa:

„Werden wir denn Niemand außer unsern Verwandten bei uns sehen?" Es lag durchaus kein sichtbares Mißvergnügen in diesen Worten. Sie fragte blos und sah dabei ganz unschuldig aus.

„Warum nicht? Ich habe ein paar alte gute Freunde, mit denen ich zuweilen eine Partie Schafskopf spiele, den Leinwandhändler Sundberg und den Doktor P—. Diese können hie und da zu einer Tasse Thee und einem Butterbrod zu uns kommen, und wenn Du Lust hast, magst Du auch ihre Frauen bitten, Notabene, wenn sie mit uns vorlieb nehmen wollen!"

„Vorlieb mit uns? Ja — wie werden wir denn leben?"

„Gut, wie ich denke, aber nicht lecker, durchaus nicht lecker; das verdirbt den Magen und macht krank. Mir däucht, Du solltest wohl auskommen können, wenn ich Dir für die Haushaltung monatlich aussetze . . ." und nun entwickelte der Kammerer mit einer oder der andern Abänderung denselben ökonomischen Vorschlag, wie er ihn der hübschen Pfarrwittwe zur Begutachtung vorgelegt hatte.

„Fünf und vierzig Thaler Reichsgeld im Monat!" entgegnete Lisa; „das macht ja nicht ein Mal einen Thaler Banko auf den Tag, wenn der Monat ein und dreißig hat. Nun ja, zur Handkasse mag es allenfalls reichen, das heißt, wenn ich so nur die Kleinigkeiten dafür einkaufe, frische Fische, Butter, Eier, Gewürz und dergleichen; dagegen müssen Sie aber, Oheim (es wird am besten seyn, wir behalten das Wort bei) die andern Gegenstände bestreiten: Holz, Licht, Fleisch u. s. w."

„Wa — was? — das soll ich einkaufen? Nein, dafür bedanke ich mich! Zu was gebe ich Dir denn fünf und vierzig Thaler des Monats? Ein Tag kostet

natürlich nicht so viel als der andere; ein paar Mal in der Woche ißt man Häring oder Stockfisch und spart dann das Fleisch. Glaub' mir, liebe Lisa, die Wirthschaft ist das beste von Allem, was eine Frau verstehen kann; das lernt sich aber mit der Zeit, und wenn Du erst einige Uebung darin hast, wird es schon gehen!"

„Vielleicht; wenn ich aber betrachte, was die Haushaltung der Mutter kostet, so zweifle ich, daß ich mit dem reichen werde, was Sie mir ausgesetzt haben."

„Das wird sich wohl machen! Die ersten vier Wochen kaufe ich selbst ein; da wirst Du schon sehen, daß es geht. Deine Mutter darfst Du Dir übrigens nicht zum Muster nehmen; — ich sollte es freilich nicht sagen, aber ich kann es doch unmöglich verschweigen, denn es ist wahr, — eine ordentliche Haushälterin ist sie nie gewesen."

„Besser werde ich auch nicht werden," meinte Lisa; „und wenn Sie so genau und filzig sind, Oheim, so wird es wohl am Besten seyn, sich sonst wo umzusehen — denn das sage ich bestimmt vorher, mit dreißig Thalern Banko im Monat getraue ich mir nicht auszukommen!"

„Nun, nun, liebe Lisa, wie werden schon einig werden. Es soll mir auch nicht darauf ankommen, — ich gebe Dir fünfzig Thaler Reichsgeld für den Monat, fünfzig Thaler, Lischen! Gott steh mir bei, wenn ich weiß, wie ich es erschwingen will! Hausmiethe, Wäsche und Magdlohn dazu gerechnet, macht gewiß und wahrhaftig neunhundert Thaler im Jahr. Zwar höllisch viel Geld! aber um Dir eine Freude zu machen und damit Du siehst, daß ich mit mir reden lasse und nicht so unträtabel bin, soll es dabei bleiben!"

„Ja, fünf Thaler weiter im Monat, das ist auch was Rechtes!" erwiederte Lisa lachend; „nun, man muß eben fünf gerade seyn lassen. Wie viel bekomme ich denn jährlich oder vierteljährig für meine Garderobe?"

„Wie — was? —" rief der Kammerer aus und sperrte die Augen weit auf.

„Ja, für meine Garderobe," wiederholte Lisa; „von dem lumpigen Haushaltungsgeld kann ich mich nicht kleiden und werde doch nicht ewig in den Fahnen herumlaufen sollen, die ich mitbringe! Am Ende haben Sie vielleicht nicht ein Mal daran gedacht, daß eine Frau Geld kostet. — oder haben Sie sich vielleicht eingebildet, Oheim, daß man sich so etwa mit dem Lohn einer Haushälterin abspeisen lassen werde?"

„Ja, daß eine Frau Geld kosten werde, habe ich wohl gewußt, und erfahre es leider immer mehr," sagte der Kammerer etwas verdrießlich; „aber daran habe ich freilich noch nicht gedacht, eine bestimmte Summe dafür auszusetzen. Du weißt selbst, Lisa, daß ich eine Menge Zeugstücke besitze, hübsche, rare, kostbare Sachen, welche Du nach und nach alle für Dich benützen kannst; Du machst Dir ja Deine Kleider selbst und an Zeug dazu kann es Dir somit hoffentlich nicht fehlen!"

„Aber, du mein Gott, man braucht ja auch noch andere Sachen als nur Kleider, wenn ich mich auch mit all' dem altmodischen Bafel begnügen wollte, welcher vor zehn Jahren vielleicht einmal Mode war! Woher soll ich denn wohl das Uebrige nehmen, was zur Toilette gehört? — Hut, Shawl, Scharpen, Hauben, Regenschirm, Sonnenschirm, Schuhe, Strümpfe, Handschuhe, Spitzen, Bänder, Blumen, Tüll und was sonst Alles noch, was sich jetzt nicht Alles herrechnen läßt; dieß werde ich doch nicht von jenen paar Schillingen bestreiten sollen?"

„Herr meines Lebens!" rief der Kammerer ganz verblüfft aus; „ich habe Dir in der That Verstand zugetraut, Lisa, aber leider sehe ich jetzt, daß ich mich geirrt habe. Ich weiß bei Gott nicht, was ich auf all' den Galimathias antworten soll."

„Wollen's abwarten," dachte Lisa, klopfte dem Alten lächelnd auf die Schulter und sagte herzlich und kindlich: „Na, na, ich lasse schon mit mir handeln; aber dan sage ich, Onkelchen, wenn ich Ihnen das Vergnüges

machen soll, Bellmanns Lieder vorzusingen, so will ich auch meinen Spaß haben, und dafür müssen Sie mir ein hübsches Taschengeld geben!"

„Gott segne Dich, mein Kind, wie lieb Du seyn kannst, wenn Du willst!" schmunzelte der Kammerer, freundlich wie ein Ohrwürmchen, und zerschmolz fast in Zärtlichkeit, so völlig hatte ihn die feine Lisa mit ihrem unschuldigen Wesen zu kirren gewußt. „Wenn Du mir so recht herzlich schmeichelst und mich schön bittest, so sollst Du sehen, das ich Dir wohl manchmal ein paar Thaler zu Bändern und dergleichen Zeug gebe."

„Recht herzlich schmeicheln?" wiederholte Lisa heimlich und ein kalter Schauder fuhr ihr dabei durch die Glieder, aber schnell stellte sich wieder das Bild, welches sie von ihrem zukünftigen Leben entworfen hatte, vor ihre Phantasie. Sie schwieg; aber ein halb unterdrückter Seufzer entschlüpfte ihren Lippen.

„Seufze nicht, mein Kind! Ich bin nicht böse," sagte der Kammerer, welcher Lisa's Bewegung ganz falsch deutete. „Aber soll ich jetzt nicht mit Deiner Mutter reden? Oder hast Du vielleicht schon selbst mit ihr gesprochen?"

„Nein, kein Wort; auch hab' ich, meines Wissens, eben so wenig noch mein Jawort gegeben."

„Ja, für was haben wir denn die ganze Zeit mit einander geredet, wenn Du nicht Ernst machen willst? Sey nicht kindisch, liebe Lisa, sondern wenn Du mich mit Gottes Hülfe haben willst, was ich Dir im Gesicht ansehe, so reich' Dein Mäulchen her und gib mir den Brautkuß."

Nach einem unbedeutenden Widerstreben und ein paar halben Einwendungen erhielt er das ersehnte „Ja." Der Kuß ging nicht ohne kleines Sträuben vor sich — jedoch eroberte er ihn glücklich — und nun war Lisa Braut.

Der glückliche Kammerer suchte jetzt sogleich Frau Norman auf. Die würdige Frau machte ihrem Ent-

zücken über das unvermuthete Glück mit einem so lauten Freudenrufe Luft, daß man ihn über die Straße hörte, und hatte dann eine lange geheime Konferenz mit ihrem künftigen Eidam. Nur bei einem Punkt des Traktats senkte sie verschämt ihre gewöhnlich höchst sonore Stimme, nämlich als der Artikel festgesetzt wurde, daß von nun an auf keiner Seite mehr ein Wort über das Abentheuer zu Karlberg zu Tag kommen solle.

Auf nächsten Sonntag hatte Frau Norman ein großes Souper zu geben im Sinne, wozu die ganze Freundschaft eingeladen werden sollte. Mutter Neta befand sich leider nicht in der Verfassung, daran Theil nehmen zu können; denn die gute arme Frau war vor lauter Kummer und Jammer krank geworden. Es war aber auch ein harter Schlag! Schon seit manchem Jahr hatte sie sich mit dem angenehmen Gedanken herumgetragen, daß ihr lieber Will und kein Anderer, ein Mal die hübsche, reiche „Luschie" besitzen sollte. Mutter Neta hatte ihre lieblichen Hoffnungen noch weiter ausgesponnen: sie hatte nämlich ihren Will und seine Frau zu gemeinschaftlichen Universalerben des Kammerers eingesetzt und nun war plötzlich dieser herrliche Traum zu Wasser geworden, das schöne Luftschloß eingefallen. War es doch eine Sünde und Schande, daß der unselige Mensch, der alte Schafskopf so auf's Heirathen versessen seyn mußte, daß er ihrem Will nicht nur seine Frau, sondern auch zugleich sein Erbe nahm; — er schämte sich gar nicht, Lisa zu heirathen — Lisa — und nun stand der arme Will da, — nackt und blos — keine Aussicht, — weder auf eine Braut, noch auf eine Erbschaft!

„So ein gemeines Benehmen könnte einen unter den Boden bringen!" seufzte Muhme Neta und überschwemmte ihr Kissen mit einem Strom von Thränen, bittre Thränen einer Mutter, deren schönste Hoffnungen zu Wasser wurden.

Will, der im Allgemeinen eine ruhige und fügsame Natur besaß, zeigte weit mehr Fassung. „Laß Dich dieß

nicht anfechten, Mutter," tröstete er sie. „Es gibt noch mehr Mädchen in Stockholm, außer Lisa, und den Kammerer vermag ich nöthigenfalls auch zu entbehren. Uebrigens kann er mir doch unter die Arme greifen, wenn er will, im Fall mein Prinzipal mich zum Compagnon annimmt und dann bin ich schon geborgen."

„Geborgen, ja, — Du weißt nicht, was das heißen will, des Kammerers Erbe zu seyn. Ach Du mein Erbarmer! wenn ich das Glück erlebt hätte, des reichen Kammerer Laßmans Erbe und die hübsche Luschie Norman zur Frau!"

„Was ich nicht habe, das brauch' ich nicht," entgegnete Will philosophisch, „und was den Umstand betrifft, daß mir Lisa entgangen ist, so wird das Unglück auch nicht so groß seyn. Sie ist ein liebes, herrliches, Mädchen, aber sie will auch die ganze Welt coujoniren. Wir wollen ein Mal sehen, ob nicht Oheim Laßman der Erste seyn wird, der nach ihrer Pfeife tanzen muß. Vielleicht bereut er es noch, sich eine junge, hübsche und gefallsüchtige Frau genommen zu haben; wenn ich Lisa recht kenne, so wird sie sich wohl dafür bedanken, im Käfig sitzen zu bleiben, um ihrem Alten eins vorzupfeifen."

„Gott behüte mich, Will, was Du gescheidt bist, mein Junge!" rief Neta aus, setzte sich ein wenig in ihrem Bett empor und stützte sich auf den Ellbogen; „Du sprichst ja wie ein Buch. Ja, ja, Du hast Recht, so wird es auch kommen, und, Gott verzeih' mir's, daß ich es sage — es wird mir in der Seele wohl thun, wenn ich sehe, wie sie den alten Gecken am Narrenseil herumführen wird."

„Sag' dies nicht, Mutter, man soll sich nicht über das Unglück Anderer freuen. Wie sich Einer bettet, so liegt er — wir wollen's abwarten — wer zuletzt lacht, lacht am besten. Wir brauchen ihm aber deßhalb nicht gram zu seyn, denn, streng genommen, geht uns die Sache gar nichts an, auch dürfen wir nicht vergessen,

daß aus der Compagnonschaft mit meinem Prinzipal Nichts werden kann, wenn wir uns nicht gut mit dem Oheim Laßman und besonders mit Lisa stellen, denn von nun an wird wohl sie das Heft in der Hand haben."

„Ja freilich," seufzte Muhme Neta, „daran zweifle ich nicht! Luschie, die listige Schlange, weiß, wie sie es anzufangen hat. Man muß freilich gute Miene zum bösen Spiel machen. Gehst Du heute Abend zum Verlobungsschmauß, Will?"

„Gewiß, das versteht sich; sie könnten's sonst übel nehmen. Ich will Dich möglichst entschuldigen und sagen, daß Du unwohl seyst, Dich erkältet habest."

„Ja, thu' das. Aber höre, Will, sag' einmal im Vertrauen, ehe Du gehst, ob es Dir nicht im Herzen wehe thut, wenn Du sie als die Braut eines Andern siehst? Gestehe es nur, Du Schelm; Du bist doch verliebt in sie?"

„Ja, das bin ich auch, ich kann und will es nicht läugnen; aber wenn sie mich nicht mag, so mag ich sie ebenfalls nicht, auch halte ich es für das Gescheidste, sich keine graue Haare wachsen zu lassen, wenn Etwas nicht zu ändern ist."

„Du bist ein herrlicher Junge, Will! So viel Verstand und Gewalt über Dich, bei Deinen Jahren! Ich sage Nichts, aber gib nur Acht, es wird noch die Zeit kommen, wo sie es bereuen wird. Nun, leb' wohl, lieber Sohn! Grüße Alle schönstens und sag' der Hofmeisterin, sie soll so gut seyn und Morgen ein wenig herkommen und mir erzählen, wie Alles zugegangen ist."

Will ging. Muhme Neta war durch das Zwiegespräch mit ihrem Sohn um Vieles ruhiger geworden, und kam jetzt nach und nach auf die große Erschütterung wieder in das alte Geleise ihrer häuslichen Beschäftigung zurück, welche sie in den letzten Schmerzens- und Unruhetagen ganz auf der Seite hatte liegen lassen. Ihr erster Gedanke war an die blauen Flaschen und sie machte sich die größten Vorwürfe, daß sie diese so schmählich

vernachlässigt hatte; nicht ein einziges Mal hatte sie ihre Taschenspielerkünste damit getrieben, und als sie einen Blick auf ihren Alten warf, der mit rothaufgelaufenem Gesichte da lag und seinen Mittagsschlaf hielt, merkte sie mit betrübtem Herzen, was ihr Versäumniß für traurige Folgen gehabt.

Drei volle Tage lang hatte Meister Ficker das Leben genossen und war „Kapitän" gewesen, wie er es zu nennen pflegte, und war bei der Erinnerung an die goldene Zeit so selig, daß er sich im Paradiese glaubte. Natürlich setzte der Alte dies einzig und allein auf Rechnung der nicht genossenen Fleischbrühe, und wir treten der Wahrheit keineswegs zu nahe, wenn wir behaupten, daß Meister Ficker durchaus nicht untröstlich gewesen wäre, wenn seine Ehehälfte noch ein paar Tage hätte das Bett hüten müssen. Denn in dieser glücklichen Zeit stand nur Sauermilch und Syrupkalteschale auf dem Speisenzettel.

„Ja, ja, das sieht schön aus!" meinte Muhme Neta, während sie in sehr verzeihlicher Eile in den grünen Unterrock schlüpfte und schleunig auf den unglückseligen Wandschrank losstürzte. Aber beinahe wäre sie vor Schrecken in Ohnmacht gesunken, als sie entdeckte, daß der Alte schon reinen Tisch gemacht hatte, und auch nicht ein Tropfen mehr in der Flasche war, welche er am Abende vorher mit nach Hause gebracht. „Herr meines Lebens, was für ein Saufaus!" rief Muhme Neta den Himmel zum Zeugen ihres Jammers an. „Hab' ich unglückseliges Weib mit all' meiner Pflege und Sorge so Etwas um das alte Schwein verdient? Aber wart' nur, Alter, wart' nur!" Bei diesen Worten verwandelten sich die kummervollen Züge ihres Antlitzes in Zorn und grimmige Entschlossenheit. „Wart' nur, Morgen ist wieder ein Tag! Morgen, so wahr ich das Leben habe, fangen wir die alte Ordnung wieder an, da bin ich Dir Mann dafür!"

Nach dieser Herzensergießung, welche ihr eine ge-

wisse Erleichterung verschaffte, kroch die Alte wieder unter ihre Bettdecke, und schwur heimlich hoch und theuer, daß der Alte vier Wochen lang nichts Anderes zu sehen bekommen sollte, als Fleischbrühe und verdünnten Fusel, mit Ausnahme des Morgenschnapses, denn an die erste Flasche wagte sie doch nicht Hand anzulegen.

Ohne sich Etwas von den verrätherischen Plänen träumen zu lassen, welche seine kurze Seligkeit zu zerstören drohten, erwachte der alte Ficker in der besten Laune von der Welt. Mit blinzelnden Aeuglein und wackelndem Kopfe wie ein beweglicher Gipschinese schlich er zum Bett, um zu sehen, ob seine theure Ehehälfte noch immer unpäßlich sey. Aber o Jammer und Schmerz, da saß sie aufrecht, mit dem Strickstrumpf in der Hand, und sah so munter und wacker drein, wie ein Fisch im Wasser, — leider konnte sich unser guter Alter nicht verhehlen, daß sie wieder frisch und gesund seyn müsse.

„Bist Du wieder wohl auf, Mutter?“ fragte er schluchzend. „Bleib Du liegen, arme Neta! Es thut Dir nicht gut, wenn Du schon aufstehst.“

„O nein, Väterchen; Du sollst schon sehen,“ ließ sich Muhme Neta mit einem höchst zweideutigen, etwas boshaften Lächeln vernehmen. „Morgen bin ich wieder gehörig bei der Hand!“

Der Alte schnitt ein klägliches Gesicht, und verbarg seinen Schmerz, denn auf Mitleid konnte er nicht rechnen.

Drittes Kapitel.

Verlobungsschmaus bei Frau Norman. Eine Frau dünkt sich so gut wie die andre; aber Lisa dünkt sich besser als Alle.

Um fünf Uhr versammelte sich in Frau Normans Wohnung eine glänzende Assemblée der Elite aller Trödelweiber der Hauptstadt. Das äußere Zimmer, welches an gewöhnlichen Tagen ein buntes Durcheinander von

allen möglichen ganzen und halbganzen Möbeln, Roßhaar und Sägespänen, Lappen und Lumpen, nebst unterschiedlichen Gefäßen mit Firniß und Politur — denn Frau Norman „that in allen möglichen Artikeln" — war zum Salon eingerichtet und auf das prächtigste mit Blumen und diversen Piecen von Bronce und Glas aus ihrer Bude herausstaffirt.

Man bilde sich aber ja nicht ein, daß Frau Norman an einem großen Kaffeetische das große Wort geführt hätte; — keineswegs! Unsere Trödlerin war viel zu vornehm, um nicht zu wissen, daß die guten Kaffeetische schon längst aus den Kreisen der feinern Gesellschaft verwiesen sind. Sie dürfen fürwahr Gott danken, die armen Kaffeetische, wenn ihnen noch irgend ein freundlich gesinntes Pfarrhaus ein stilles Plätzchen in seinem Schooße gönnt. Ihre Zeit ist leider vorbei! In den Kränzchen unsrer Großmütter und Tanten haben sie eine große Rolle gespielt, aber gleich vielem andern Modernen und Gefeierten ist auch ihre Sonne unbemerkt untergegangen. Statt daß in früheren Tagen ungeheure steife Frisuren sie großartig überschatteten, sind sie jetzt in irgend ein Nebenzimmer verwiesen, und nur ein unbedeutendes Dienstmädchen versieht den Opferdienst vor der sonst so gefeierten Kaffeemaschine.

Bei Frau Norman, welche auf den Namen einer Dame von Welt Anspruch machte, trug man die Kaffeekanne sammt Tassen auf einem Präsentirbrett umher, und die Gäste bedienten sich selbst.

Die Gesellschaft bestand eigentlich nur aus Frauenzimmern — aufgedonnerte, stattliche Frauen in Seidenkleidern, welche sich vielleicht früher dem graziösen Wuchs irgend einer Gräfin angeschmiegt hatten, jetzt aber damit vorlieb nehmen mußten, kolossalen Formen zum Feigenblatt zu dienen. Rothe, grüne und blaue Shawls hingen anmuthig über fette Achseln, ließen aber doch hie und da so viel Aussicht offen, um den Bronzeschmuck auf den in Krebsroth prangenden, modernen Conturen

bei der Einen oder der Andern bewundern zu können. Die Hauben zeigten in ihrer Art, denn Hauben haben auch ihre Art, mehr oder minder Bekanntschaft mit Geschmack und gutem Ton. Die meisten waren mit Bändern, Spitzen und Blumen überladen; aber ein oder das andere Häubchen verrieth durch seine unverkennbare Haltung etwas Nobles, welches ihm nicht einmal die in's Silbergraue fallende Blondengarnirung benehmen konnten. Es war augenscheinlich, daß sich diese Hauben bereits in anderen Gesellschaftskreisen umgesehen hatten, denn man sah es ihnen an, daß sie sich etwas in Verlegenheit befanden und sich fremd an dem Orte fühlten, zu welchem sie durch das beständig steigende Gleichheitssystem degradirt worden waren.

„Werden wir denn die liebe Lisa gar nicht zu sehen bekommen?“ fragte die Primadonna der Gesellschaft, die vierschrötige, strahlende Frau S....., deren Mann ein, nur von Vornehmen besuchtes Weinhaus hielt. Die Frau Kellermeisterin wußte, daß sie sowohl ihres Reichthums halber, als auch wegen ihrer höhern Würde im Allgemeinen die Tonangeberin war. Deßhalb hielt sie es auch für schicklich, die erste Frage wegen der Braut zu thun.

„Ach, liebe, herzige Frau S....., ich kann Ihnen gar nicht genug danken für die Ehre und das Vergnügen, die Sie uns angethan, an Lisa's Ehrentag uns mit Ihrer Gegenwart zu beglücken — so eine lieber, rarer Gast — Lucie wird im Augenblick kommen!“ Nach diesen Worten wischte sich Frau Norman, noch glühend von den Anstrengungen des Vormittags, unter beständigem Wedeln, die Schweißtropfen von dem fetten Gesicht und citirte ihre Alles in Allem, die Hofmeisterin, zu sich.

„Liebe Malla, kommt denn Lucie noch nicht?“ Dies war für die dienstfertige Frau Malla Fogelquist ein Wink, die langsame Braut zum dritten Mal an baldiges Erscheinen zu erinnern.

„Wahrlich eine herrliche, ganz passende Partie!“ sagte die Kellermeisterin und wandte sich mit herablassender Vertraulichkeit an die überglückliche Mutter.

„In der Meinung bin ich auch! Lucie wird viel Auffehen mit ihrer Heirath machen,“ erwiederte Frau Normann in stolzem Entzücken. „Mein zukünftiger Schwiegersohn, Herr Kammerer Laßman, kann sich einrichten, daß nicht leicht ein Haus neben dem seinigen sich sehen lassen darf. Gestern bin ich mit meiner Schwester, der Hofmeisterin, dort gewesen, und Malla, welche ja so lange Jahre in vornehmen Häusern gelebt hat, vermaß sich hoch und theuer, daß sie nicht einmal zu Dagstaholm, was doch gewiß der erste und vornehmste Herrensitz in ganz Schweden ist, Etwas dergleichen gesehen habe. Es würde sich Manche glücklich schätzen, an Lucies Stelle zu seyn; aber so Etwas kommt nicht alle Tage und solch' gute Partien findet man nicht auf der Straße — aber, sage ich immer und muß es sagen — es gibt auch nicht leicht ein Mädchen wie meine Lucie! Schon als sie noch ein kleines Kind war, prophezeiten alle Leute, daß noch einmal etwas Außerordentliches aus ihr werden würde. Sie war gar nicht wie andere Mädchen, so gescheidt und so gelehrig, daß ich wohl sah, das viele Geld, welches ich mich für sie habe kosten lassen, würde nicht zum Fenster hinausgeworfen seyn . . . aber sieh' da, der Herr Bräutigam! Er sieht noch ganz jugendlich aus. Nicht wahr?“

Nun ging es an ein allgemeines Aufstehen und Verneigen vor dem Kammerer, welcher in seinem schwarzen Rock, mit Hut und Handschuhen, sich in weiten Kreisen bald rechts, bald links schwenkte. Aber er mochte sich schwenken wie er wollte, er konnte mit keinem Blick die liebenswürdige Braut erhaschen.

„Sie wird im Augenblick da seyn,“ sagte Frau Norman, welche schon gewiß zehn Mal diese Antwort auf dieselbe Frage gegeben hatte, welche sie dem Kammerer in den Augen las.

Es dauerte indessen noch eine gute Weile, ehe Lisa die Gesellschaft mit ihrer Gegenwart beglückte. Endlich kam sie, hübsch und geschmackvoll gekleidet, und mit einem Lächeln auf den Lippen, welches, wenn auch nicht den Ausdruck der Seligkeit einer glücklichen Braut, doch eine andere Sorte von Glück beurkundete: einen Triumph über ihr jetziges Verhältniß und kühne Hoffnungen auf die Zukunft.

Der Kammerer ging ihr entgegen und ergriff ihre Hand. Da gerade Rheinwein umhergereicht ward, nahm Frau Norman die Gelegenheit wahr, stand auf und bat mit großer Würde ihre Gäste, ein Gläschen auf das Wohl der Neuverlobten zu leeren.

Gratulationen nebst unterschiedlichem Geküsse von Seiten der näheren Bekannten erfolgten jetzt.

„Was ich von all' den Menschen ausstehen muß!“ flüsterte Lisa ihrem Kammerer zu, der mit dem glücklichen Bräutigamsprivilegium seine Schöne aus dem sogenannten Gesellschaftssal hinweg in eine Fensternische des Vorzimmers führte. „Ich weiß gar nicht, wofür Mama all' die widerwärtigen alten Plaudertaschen hergebeten hat, daß ich mich mit ihnen ennuyiren soll — solche Gesellschaft ist mir in den Tod zuwider!“

„Ach, liebe Lisa! wie freut es mich, daß Du eben so wenig wie ich die Gesellschaften im Allgemeinen leiden magst! Diese glückliche Uebereinstimmung, auf welche ich mir übrigens keine Rechnung machen zu dürfen glaubte, ist mir Bürge dafür, daß wir fortan nur uns selbst leben werden. Das häusliche Glück ist doch das schönste und beste.“

„Und wenn man ja Gesellschaft bei sich sehen will, um doch jedenfalls zu seyn wie andere Leute,“ meinte Lucie dazwischen, „so — so muß sie wenigstens gewählt seyn.“

„Allerdings, liebste Lisa, sehr gewählt muß sie seyn; es ist mir ungemein lieb, ich kann Dir gar nicht sagen wie lieb, daß Du mit dem Umgang Deiner Mutter

Nichts zu thun haben willst — Du hast also hoffentlich nicht im Sinne, irgend Jemand davon in unser Haus einzuführen?"

„Nein, da sey Gott vor!" antwortete Lisa mit großer Bereitwilligkeit. „Wenn ich in Bezug auf die Hochzeit einen Vorschlag machen darf, so soll Niemand von ihnen dabei seyn. Ich war stets der Ansicht, eine Hochzeit dürfe nicht so laut gefeiert werden: ein paar Leute als Zeugen sind hinreichend."

„Herr Gott, Lisa, welch' herrliche Anlagen entdecke ich in Dir! Wie konnte ich nur bisher so blind für Deine Verdienste seyn!" Dem Kammerer traten in allem Ernste Thränen in die Augen. Lisa übertraf seine kühnsten Hoffnungen. Sie versprach ja ein wahrer Tugendspiegel zu werden, ein Muster von einem Weibe.

„Ach, darin sehe ich kein so großes Verdienst, wenn man seiner Neigung folgt," erwiederte sie verschämt. „Es soll mir unendlich viel Vergnügen machen, Oheim, — wenn Du — ach, es ist doch schrecklich, wenn ich den Oheim Du nennen soll .... wenn Du mit meinem Vorschlag übereinstimmen wirst."

„Warum sollte ich nicht mit Dir übereinstimmen, Lisa? Das werde ich ganz gewiß, wenn Du so verständig redest. Sag' nur, wie Du es haben willst!"

„Ja, das will ich, aber jetzt nicht. Morgen oder nächster Tage können wir darüber sprechen. Vor allen Dingen darfst Du aber meiner Mutter nichts davon sagen! Es würde sie betrüben und ärgern, wenn sie hörte, daß ich gegen ihren Plan bin, eine große, mir so widerwärtige Hochzeit zu halten."

„Du kannst Dich darauf verlassen, daß ich reinen Mund halte. Kein Wort soll über meine Lippen kommen — wie könnte ich es auch über's Herz bringen, Dir, liebste Lisa, irgend einen Verdruß zu bereiten, da Du mir so viel Freude machst! Sieh', da habe ich Dir auch Etwas mitgebracht .... Du sollst sehen, daß ich kein Geizhals bin."

Damit reichte er Lisa ein sorgfältig eingewickeltes Päckchen; sie dankte ihm mit freundlichem Nicken und sprang auf ihr Zimmer, um zu sehen, worin das Brautgeschenk bestand.

„Es war schon der Mühe werth!" — Unser Kammerer war den ganzen Tag umhergelaufen und endlich so glücklich gewesen, bei einem Seidenhändler für eine alte Forderung zwölf Ellen Gros de Naples und einen weißen, ächten Shawl zu erstehen, der zwar nicht bei der neuesten modernen Sendung gewesen, aber doch ganz reputirlich und noch keineswegs sehr vergilbt aussah. Bei diesen ausgesuchten Kostbarkeiten, welche zu ihrem Hochzeitstaat bestimmt waren, lag ein in unzählige Papiere eingewickeltes Etui mit einer Broche und einem paar Armbändern, welche der Kammerer vor fünfzehn Jahren in Versatz bekommen und als nicht ausgelöst auch behalten hatte.

Der Schmuck erfreute sich ihres vollen Beifalls, aber sie hatte gehört, daß das Antike jetzt sehr gesucht und modern sey; sie betrachtete diesen Beweis der bräutigamlichen Zärtlichkeit mit sehr gnädigen Augen.

Ein alter Freund und Bruder des Kammerers, welcher Goldschmied war, hatte ihm die Kleinodien stattlich und umsonst wieder hergericht.t. Sie sahen ganz wie neu aus und funkelten, daß es eine wahre Pracht war; — mit strahlenden Augen kam Lisa zur Gesellschaft zurück, um ihre Herrlichkeiten zu zeigen und bewundern zu lassen — und nun wanderte das Seidenzeug, der Shawl und das kostbare Etui von Hand zu Hand.

„Die Braceletten," sagte die Kellermeisterin, „sind ganz dieselben, wie mir meine Großmutter welche hinterlassen hat. Sie liegen daheim bei meinem übrigen Schmuck; denn heutzutage trägt kein Mensch mehr solch' altväterisches Zeug."

„Ich bitte um Verzeihung," fiel ihr eine Trödler-

frau aus der großen Neustraße in das Wort, „gerade das Altmodische ist gegenwärtig am gesuchtesten. Das muß ich wissen, denn ich habe viel davon. Die vornehmsten Leute sind wie närrisch darauf versessen, sie fragen nach nichts als nach „Kuguckuck!“ “

Die Kellermeisterin verzog die Lippen zu einem spöttischen Lächeln. „Ich finde das natürlich,“ erwiederte sie bedeutungsvoll, „Sie müssen das freilich am besten wissen . . . aber à propos, haben Sie nicht vielleicht auch Töpfe und Kessel aus der alten Schule? In einem so wohlassortirten Trödelladen muß es, denke ich, alle möglichen Sorten von dergleichem altem Kukuckszeug geben, und obgleich ich gerade nicht besonders darauf erpicht bin, altmodische Armbänder zu tragen, so lange ich mir noch moderne kaufen kann, möchte ich doch gern meine Küche mit dergleichem altem Zeug rekrutiren, denn mein Kochgeschirr wird nachgerade alt und theilweise schlecht.“ Aus vollem Halse belachte die Frau Kellermeisterin diese vermeinten Witze, mit denen sie der übermüthigen Trödlerin den Mund zu stopfen gedachte; allein diese wußte sich dafür schadlos zu halten, indem sie ihrer Nachbarin halblaut in's Ohr flüsterte: „Die Frau Luise Dillberg hat es auch nöthig, sich so breit zu machen — als wäre sie Wunder was besser als andere Leute — ich weiß aber wohl noch die liebe Zeit, wo sie die Teller in der Wirthschaft spülte, ehe sie der Kellermeister geheirathet hat!“

„Ja, es ist ein unerträgliches Weib,“ versetzte die Angeredete; „ich wollte ihr schon besser hinausgegeben haben! Ich habe es Dir nur noch nicht sagen wollen, aber sie war kürzlich in meinem Laden und setzte Deine Möbel herunter, die sie altes, wurmstichiges, von den Motten zerfressenes Zeug nannte, was zu Nichts zu brauchen sey. Der Herr, zu welchem sie das sagte, wollte bei Dir kaufen, und hätte es auch sicher gethan; als ich ihm meinen blauen Sopha zeigte, sagte er mir, er sey schon halb Handelseins mit Dir gewesen. Da

kam sie aber mit ihrem Maul dazwischen und meinte, sie kenne Dich und wisse wohl, wie Du es mit Deinen Möbeln machtest: alten Plunder, den man nicht von der Straße aufheben möchte, schmiertest Du mit Firniß und Politur an und verkauftest ihn für neu. Ach, es ist ein gemeines Stück! Es that mir wahrlich leid, daß er meinen blauen nahm: er war schon vorher so gut wie verkauft, und ich habe es Gottlob nicht nöthig, bin auch nicht die Frau dazu, welche einer guten Freundin die Schuhe austritt! Aber unter uns gesagt, Deine Möbel darf man freilich nicht gerade in der Sonne betrachten!"

„Die Armbänder, und Alles miteinander ist in der That prächtig!" sagte eine junge Frau, in einem von den erwähnten vornehmen Spitzenhäubchen. „Ich wollte nur, mein Mann hätte mir an unserm Verlobungstag auch solche Präsente gemacht!"

„Du brauchst Dich nicht zu ärgern," flüsterte ihr Lisa in's Ohr; „es soll ihr nicht geschenkt seyn. Es ist wahrhaft lächerlich, was sich der Kasten aufthut, sie soll noch an mich denken! Warte nur, Du Großsprecherin, wenn ich einmal verheirathet bin, so kenne ich Dich nicht mehr!"

„Vielleicht geht es mir dann auch nicht besser?" fragte die junge Frau, welche als Mädchen eine von Lisa's besten Freundinnen gewesen war.

„Ach, das will ich gerade nicht sagen. Auf Dich habe ich stets Etwas gehalten, Lotte; und wenn auch Dein Mann gerade keine Gesellschaft für meinen Gemahl ist, so hindert dieß doch nicht, daß Du mir nicht hie und da ein Mal Morgens eine Visite machen kannst."

„Ei, so?" fiel Lotte ein, „Du willst wohl ganz vornehm werden, und auf großem Fuße leben? Nun, das muß ich sagen!"

„Nein, gewiß nicht," entgegnete Lisa und wurde roth dabei; „was kann ich aber dafür, daß sich die Umstände jetzt ändern?"

„Ja, das ist freilich wahr," versetzte Lotte etwas spitzig. „Jedenfalls bleibst Du aber doch, die Umstände mögen sich ändern wie sie wollen, die Tochter einer Kleiderhändlerin." Und wenn Du Deine Mutter besuchst, so kannst Du auch zuweilen ein Bischen zu uns hereinkommen — unser Schusterladen stößt ja an die Trödelbude Deiner Mutter.

„Ach, was eine Schneegans!" dachte Lisa und wandte ihrer frühern Freundin den Rücken.

Während sich die Damen in allerlei ähnlichen Sticheleien ergingen, stieg der Kammerer mit einer gewissen herablassenden Artigkeit der Reihe nach umher, blieb bald bei der Einen, bald bei der Andern stehen und sprach ein paar Worte mit ihnen; und das Resultat dieser Beweise von großer Lebensart war das einhellige Urtheil der Damen, daß Lisa eine vortreffliche, ganz erstaunlich glückliche Parthie mache — ob dieß übrigens bei dem Kammerer gleicherweise der Fall sey — dieß hielten sie noch nicht für so ganz ausgemacht.

Lisa's hochmüthiges und vornehmes Wesen, welcher Hauptzug ihres Charakters immer mehr hervortrat, erregte viel Mißgunst und machte ihr nicht wenig Feinde. Sämmtliche Gäste hatten etwas gegen sie einzuwenden; aber sie würdigte dieselben keines Gedankens, denn — sie wollte höher hinaus.

Viertes Kapitel.

Wie zwei junge Herren ganz verschiedene Ansichten von der Liebe und von dem Courmachen haben.

„Ich bringe Dir eine Neuigkeit, eine große Neuigkeit!" sagte der Notar Wetterquist, als er am Tage nach Frau Normans Visite Rosell begegnete, welcher vierzehn Tage von Stockholm entfernt, in Upsala gewesen

und mit ein paar Bekannten einen Ausflug nach Dannemora gemacht hatte.

„Und was für eine? Laß uns in das Kaffeehaus an den Strand hinabgehen!" Die Herren hatten sich an der Nordbrücke getroffen.

Der Kammerer Laßman hat sich mit der hübschen Lisa Norman verlobt — Was sagst Du dazu?"

„Was zum Teufel? Der Alte ist ja verreist nach Smaland oder sonst irgend wohin, um sich ein Hausmöbel zu suchen."

„Daraus muß nichts geworden seyn; denn gestern fand bei Frau Norman ein förmlicher Verlobungsschmaus statt. Ich war ebenfalls eingeladen."

„Bist Du toll! Verlobungsschmaus! und Lisa heirathet den Kammerer? Tausend Donnerwetter! Die hübsche Mamsell Lisa ist abgeriebener, als ich ihr zugetraut hätte. Der arme alte Narr! Du warst doch hoffentlich dort?"

„Nein, gewiß nicht!"

„Du einfältiger Mensch, wer wird auch einen solchen Spaß in die Schanze schlagen! Wäre ich nur an Deiner Stelle gewesen. Aber, wart' nur, ich werde mich schon in dem neuen Hause einstellen — Hausfreund muß ich werden — täglicher Gast! Wenn ich mir die Sache gehörig bedenke, so ist es gar nicht so dumm, — wenn Du nicht am Ende einen Witz gemacht und mir einen Bären aufgebunden hast."

„Ich sollte Doch meinen, daß ich nicht für einen Spaßmacher gelte!" erwiederte der Notar in seinem gewöhnlichen abgemessnen Ton.

„Es ist auch wahr, Du hast keinen Sinn für einen guten Witz, so etwas ginge gegen Deine Natur. Deine Nachricht ist indessen dankenswerth, denn sie ist gut. Allein sag' mir, wie kam es, daß Du geladen worden bist? Ich meine doch, Du hast mir einmal gesagt, Du kennest sie nicht."

Diese Frage genirte den Notarius einigermaßen; da

er aber von der Zeit an, wo ihm der Sekretär den erwähnten reellen Dienst gethan, für diesen eine Art Freundschaft gefaßt hatte, so gab er zu, daß er früher in einer gewissen Bekanntschaft mit dem Normanischen Hause gestanden habe.

„Und besonders zu der Tochter?" flüsterte ihm Rosell in's Ohr." O Du Schelm! meinst Du denn, ich kenne nicht das Sprichwort: „Stille Wasser gründen tief!" Glaubst Du denn, ich hatte nicht hundertmal Lisa's weißen Schleier im Hopfengarten flattern sehen. Wenn ich wollte, könnte ich mich leicht bei der Baronin Lindheldt vorstellen lassen, und dann dem jungen hübschen Fräulein Mathilde einige kleine pikante Abentheuer erzählen, in welchem ihr vortrefflicher Lehrer, trotz seiner scheinheiligen Zurückhaltung und liebenswürdigen Schüchternheit die Hauptrolle gespielt hat."

„Ich zweifle nicht, daß Du zu Allem fähig bist, was Dir einmal Tolles in den Kopf kommt;" erwiederte der Notar erblassend, und seine Stimme verrieth, daß Rosell nicht leicht etwas Unangenehmeres auf das Tapet bringen konnte.

„Ja, ja, das wäre eine gerechte Rache dafür," versetzte der Sekretär „daß Du an jenem Sonntage bei Winters die Frau Norman, die ehrliche Seele, vergebens mit ihrem grauen Parasol hast winken lassen. Kommt Dir's jetzt, he? Du saßest damals so unbeweglich und steif wie eine Gypsfigur — und hattest nicht die geringste Connaissance mit dem Volk. Ja, ja, der Hochmuthsteufel hat Dir einen schönen Streich gespielt — ich weiß wohl, wie Dir die erboste Trödlerin am andern Tage den Text gelesen hat."

„Ich will mein damaliges Benehmen gerade nicht rechtfertigen," entgegnete Wetterquist; „allein ich sehe nicht ein, was Dich eigentlich die Sache angeht! Du weißt, daß ich bei der Baronin Lindfeldt gut stehe und ...."

„Bei Fräulein Mathilde auch!" — fiel Rosell ein;

Just deßhalb sollte sie Deine Neigung zur Treulosigkeit kennen."

„St, St!" wisperte der Notar, denn es gingen gerade Leute an ihrer Bank vorüber. „St! um Alles in der Welt, sprich nicht so laut! es könnte uns sonst Jemand hören! Was ist das nur für ein Ausdruck: Treulosigkeit! Als ob von so Etwas die Rede seyn könnte, wenn man von Fräulein Lindfeldt und von Lisa Norman spricht!"

„Nun wenn es so unbedeutend ist, so thut es ja noch weniger, wenn man davon redet!"

„Allerdings, wenn es sich um meine Person handelt. Ich bin nicht so eigenliebig, um mir einzubilden, daß Fräulein Mathilde ein Auge auf mich hätte. Aber Du mußt doch zugeben, daß auch nur eine Anspielung auf ein solches Abentheuer höchst verletzend für ihre schüchternen Ohren seyn müßte — denn es könnte gerade aussehen, als glaubte man an die Möglichkeit, sie hätte ein Interesse für ..., gleichviel, es ist eine Dummheit nur davon zu reden!"

„Dich haben!" rief Rosell lächelnd aus. „So Etwas zu sagen wäre freilich schrecklich gefährlich, besonders wenn Du der festen Ueberzeugung bist, daß es nicht so sey."

„Nun ja, schwören wollte ich nicht darauf." — Es war eine saure Aufgabe für die Eitelkeit des Notars, alle die schmeichelhaften Vermuthungen Rosells niederzuschlagen" — allein so weit ich urtheilen kann, bin ich ihr durchaus gleichgültig."

„Für Deinen Theil kannst Du indessen wohl nicht dasselbe Glaubensbekenntniß ablegen; denn soweit nicht alle Anzeichen trügen, bist Du richtig angeschossen?"

„Bester Bruder," — dabei drehte und wendete sich der Notarius mit einem Gemisch von Verlegenheit und Würde — „ich weiß in der That nicht, was Dir das Recht zu einer solchen Frage gibt!"

„Ach was, wer wird von Recht oder Nichtrecht

schwatzen; solche Förmlichkeiten lassen wir bei Seite! Ich möchte lediglich wissen, ob es Dich ernstlich genirt, wenn ich irgend Jemanden Etwas von Deiner kleinen Liaison mit Mamsell Norman erzählte? Wenn Dir ein Gefallen damit geschieht, so kann ich auch schweigen; sonst hätte ich wohl Lust, mir mit dem jungen Herrn Ehegemahl einen kleinen Spaß zu machen und ihm Flöhe in's Ohr zu setzen."

Wer den Sekretär ansah, konnte keinen Augenblick zweifelhaft seyn, daß Rosell vollständig im Spaß gesprochen hatte, selbst der mißtrauische Wetterquist mußte merken, daß jener nur in einer augenblicklichen Laune den vermeinten Liebhaber necken wollte. Nichts desto weniger gerieth unser Notar in keine kleine Verlegenheit darüber und diese spiegelte sich so deutlich auf seinem Gesicht ab, daß Rosell eine königliche Freude darüber empfand und zugleich in dem kaum erst in ihm aufgetauchten Verdacht bestärkt ward, daß Wetterquist in der That ernsthafte Spekulationen im Kopf habe und Trotz seiner Armuth und seiner schlechten Aussichten an Nichts geringeres dachte, als an eine Verbindung mit einem hochadeligen Hause.

„Ich sehe jetzt wie die Gurken hängen," sagte Rosell lächelnd, und will Dir Nichts in den Weg legen! Aber ein ernstes Wort im Vertrauen, nimm Dich in Acht, Bruder, daß Du nicht wie eine Fliege zu nah an das Licht fliegst und die Flügel verbrennst!"

„.... Ich denke ... ich vermuthe ... ich hoffe doch nicht, daß Du irgend — irgend ...."

„Eifersüchtig wärst — meinst Du vielleicht?" ergriff Rosell das Wort. „Nein, Herzensbruder, ich bin so weit entfernt nach der Ehre eines Schwiegersohns ihrer hochfreiherrlichen Gnaden zu streben, als Du darauf ausgehst, den alten Laßman bei seiner jungen Frau auszustechen! Du gehst Deine heimliche Schlichwege — ich gehe gerade und offen meinen Gang. Aber noch ein Mal, hast Du auch Deine Stellung wohl bedacht?

Auf Ehre, so leichtsinnig ich auch bin, so möchte ich doch nicht einem jungen unschuldigen Mädchen den Kopf verrücken oder, noch schlimmer, ihren Frieden zerstören. In einem so delikaten Fall kann bei Gott Leichtsinn mehr Unheil anrichten, als man sich zuweilen träumt."

„Gut gepredigt!" versetzte der Notar empfindlich; „und um so besser, aus dem Munde eines Herrn, der so eben erst noch sagte, daß er einen Ehemann bei seiner Frau ausstechen wolle."

„Nun ja, das ist aber auch ein verteufelter Unterschied! Ich mache mir nicht das geringste Gewissen daraus, zehn Weibern auf ein Mal die Cour zu machen; allein sich durch Blicke, Worte, Händedrücken, halbmerkliche Anspielungen und dergleichen, in das Herz eines jungen Mädchens einschleichen, mit welcher es mir unmöglich Ernst seyn kann, das könnte ich mir in meinem ganzen Leben nicht verzeihen, — denn dieß ist gemein — ja niederträchtig!"

„Vielleicht" lachte der Notarius verächtlich. „Du hast wohl Lisa nie den Hof gemacht, Du?"

„Nein, auf Ehr' und Seligkeit, so wenigstens nicht, wie Du! Ich hatte wohl ein Mal ernstliche Absichten auf Lisa Norman: denn sie hat viel in ihrem Aussehen und Wesen, das mich anzieht. Ich horchte indessen bei dem alten Laßman ein wenig hin, als ich aber merkte, daß es mit der Erbschaft nichts seyn sollte, da nahm die Sache natürlich von selbst ein Ende. Ich hatte noch kein Wort gesagt, und konnte deßhalb recht wohl auf die alte freundschaftliche Weise meine Besuche fortsetzen, verstehe mich wohl — freundschaftliche!"

„Freundschaftliche Besuche," versetzte der Notarius, „das ist ein weitumfassender Begriff. Ich erinnere mich, bemerkt zu haben, wenn mich meine Augen nicht trügten, daß Du den Kammerer ein Mal während seiner Abwesenheit besuchtest; wahrscheinlich muß doch Jemand dort gewesen seyn, der Dir öffnete, denn Du bliebst wohl eine ganze Stunde darin."

Ein leichtes Roth flog über Rosells Gesicht. „Ich glaube Du legst Dich auf das Spioniren?“ entgegnete er in einem Ton, welcher den Notarius nichts weniger als nach Spaß zu schmecken schien.

„So gut Du Lisa's weißen Schleier im Hopfengarten wehen sahst, ebenso wenig konnte ich die Augen verschließen, als ihr rother Shawl in des Kammerers Stube auf und nieder flatterte und kurz darauf, als ich zufällig abermals vorüber kam, Dich in das Haus gehen sah.“

„Auch haben Dich in der That Deine Augen nicht betrogen;“ erwiederte Rosell. „Lisa hatte einige Aufträge von dem Alten in dessen Wohnung zu besorgen, und während sie damit beschäftigt war, hatte ich drei Mal das Vergnügen, sie besuchen zu dürfen. Ich will Dir aber noch mehr berichten, was Du glauben oder nicht glauben magst, wie es Dir beliebt! Ich fühlte, daß es Unrecht von mir war, Lisa's Ruf um meiner Unterhaltung willen, blos zu stellen; und um nicht weiter in Versuchung zu gerathen, machte ich die schon längst beabsichtigte Tour nach Upsala.“

„Und da Du so delikat gegen Lisa Norman gehandelt hast, willst Du jetzt gegen Frau Laßman eine andere Methode annehmen?“

„Jetzt ist es ihres Mannes Sache sie zu hüten. Eine Frau hat an ihrem Frauentitel eine sehr große Schürze — der Ruf eines Mädchens dagegen ...“

„Aha, ich verstehe,“ meinte der Notar, „wie ein Spiegel: man braucht nur daran zu hauchen, so wird er trüb — oder wie eine zarte Rose; sobald man diese anrührt, ist sie entblättert.“

„So schrecklich sentimental meine ich es denn doch nicht,“ rief Rosell lustig aus; „ich wollte blos sagen, daß der Ruf eines jungen Mädchens weit empfindlicher sey. Er ist viel schwerer wieder herzustellen, deßhalb halte ich es für die Pflicht jedes ehrlichen Kerls, vorsichtig damit umzugehen. Aber um noch ein Mal auf

meine Warnung in Bezug auf Fräulein von Lindfeldt zurückzukommen, — nimm Dich in Acht, und spiele nicht dieselbe Rolle bey ihr, wie bey Lisa Norman: denn nicht alle Mädchen sind verständig genug, einen Liebhaber zu vergessen."

„Ich begreife gar nicht, was Du damit willst?" versetzte Wetterquist ärgerlich. „Wie magst Du nur in Einem Athem auf dieselbe Weise von Fräulein von Lindfeldt und von Lisa Norman reden? Ich sollte doch meinen, daß hier ein kleiner Unterschied wäre! Bist Du denn in der That so einfältig, Dir einzubilden, daß wenn ich meine Augen zu der lieblichen einnehmenden Mathilde erhöbe, ich dieß nicht in ganz anderer Weise thäte, als gegenüber von Lisa?"

„Die Art und Weise kommt hier gar nicht in Betracht," erwiederte Rosell lustig, und die feinere, oder vielmehr die sentimentale Courmacherei ist gerade die allergefährlichste, denn die armen Mädchenherzen kommen just am kürzesten dabei weg. Du weißt, daß die Sprache mit den Augen weit beredter ist, als die mit Worten, deßhalb beherzige meinen Rath und nimm Dich mit dem Fräulein in Acht. Auch wäre es im Ganzen kein großes Glück, denn mich dünkt, ich hätte gehört, sie habe nichts weniger als Vermögen."

„Aber Verbindungen!" wendete der Notar ein.

„Aha, denkst Du bereits an Verbindungen! Da hast Du auch ernsthafte Absichten."

„Gewiß nicht; o weit entfernt! Wie kannst Du glauben, ich, ein armer Extranotarius — nein, mein lieber Rosell — da bist Du gewaltig auf dem Holzweg?"

„Mag seyn! — ein Jeder macht's so gut er kann; — aber à propos, da fällt mir ein, wie steht es denn mit Deinen ökonomischen Verhältnissen? Geht es gut mit dem Stundengeben?"

„Ach ja, ich kann nicht klagen. Es bringt mir wenigstens soviel ein, daß ich nicht Tag für Tag in

Sorgen leben muß: im Gegentheil ich bin nie ohne, und lebe stets nur für baares Geld."

„Aber die Zinsen für den Kammerer vergissest Du doch hoffentlich nicht?" ermahnte ihn Rosell.

„Sey ohne Sorgen: ich werde ihn dieser Tage bezahlen! Ich möchte Dich um keinen Preis in Mißkredit bringen, da Dein Name ein so sicherer Bürge bei dem alten Laßman, wie auch noch bei andern Wucherern ist."

„Gehorsamer Diener! Danke für das Kompliment und gebe es zurück; aber ich bitte mir aus, meinen ehrlichen Kammerer keinen Wucherer zu nennen — gehe ein Mal zu einem Solchen, da wirst Du sogleich den Unterschied finden! Jetzt muß ich aber fort, um dem Papa Laßman zu gratuliren und mich zur Hochzeit einzuladen, und solltest Du allenfalls durch Fräulein Lindfeldts „Verbindungen" in eine etwas schätzbarere Lage kommen als zur Zeit, und aus Dankbarkeit dem Fräulein Deine schätzbare Person zu Füßen legen, so rechne ich darauf, daß Du mich gleichfalls bey der Hochzeit nicht vergissest! Ich mache gern den Marschall, um mir zu meinen übrigen Dekorationen, noch den Hosen- oder vielmehr Strumpfbandorden zu verdienen. Was meinst Du zu Lisa Normans Strumpfband — he?" Bei diesen Worten küßte Rosell seine Fingerspitzen, warf den ausgebrannten Cigarrenstumpf weg und spazierte die Strandtreppe hinauf.

Der Notar ging den entgegengesetzten Weg und begab sich nach Hause.

Wetterquist wohnte immer noch in seinem Dachkämmerchen, allein seine Phantasie nahm jetzt einen so hohen Flug, daß er sich nicht viel darum kümmerte, wo oder wie er in seiner gegenwärtigen Zeit der Erniedrigung lebte. Einst müßte ja die Zeit kommen, wo er den Gipfel erklommen haben würde, wo er das Ziel seines treuen Strebens erreichte, wo ihm der Lohn werden müßte für den siegreichen Kampf mit den Qualen

der Armuth und der Entsagung; und — wenn das Ziel erreicht war — dann war Alles, was hinter ihm lag, nie gewesen: da begann ein neues Leben; der Wetterquist von ehemals lag tief gebettet im Grabe der Vergessenheit.

Der arme Notarius — es ist doch Sünd' und Schade um solche Leute, welche schon bei Leibesleben die Seelenwanderung beginnen. — Mit seinen ökonomischen Verhältnissen stand es in der That nicht viel besser als vorher; denn seine vier Eleven hatten keinen Zuwachs erhalten, dagegen war aber sein Budget jetzt mit weiteren Ausgaben belastet, als da sind, reine weiße Westen, frischgewaschne Nachtmützen, gentile Handschuhe, patente Stiefeln und Halsbinden, vor Allem aber ein neuer Hut. Dieß Alles hatte sein ganzes schmales Einkommen dergestalt in Anspruch genommen, daß er nicht öfter als ein Mal im Tage essen konnte und sich sogar nicht selten den geliebten Kaffee versagen mußte.

„Seitdem er übrigens durch Rosell's freundschaftliche Beihülfe von den unhöflichen Schloßkänzleidienern befreit war, hatte ihn das Andenken an das große Unbehagen, welches ihm diese ewigen Plagegeister verursacht hatten, ganz und gar von seinem früheren leichtsinnigen Schuldenmachen geheilt, und er lebte jetzt, wie er sich ausdrückte, stets nur „für baares Geld." Aber sothanes Leben war, wie vorhin etwähnt, bedeutend magerer Art; denn da er einmal in der Woche zu Frau von Lindfeldt kam, so mußte er, mochte es kosten was es wollte, patent gekleidet seyn. Und somit reichte das Einkommen von drei Lektionen mit knapper Noth hin, um die Unkosten für die vierte damit zu bestreiten.

Von den weiteren Plänen des Notarius wollen wir nichts sagen. Wir bemerken häufig, wie närrisch es aussieht, wenn ein kleiner Vogel, welchem die Flügel gestutzt sind, sich alle Mühe gibt, zu fliegen. Der Versuch mißglückt natürlich; allein mit der Zeit wachsen ihm die Flügel und gewinnt er auch seine Freiheit nie

wieder, und kann er sich auch nimmermehr in die Lüfte erheben, so öffnet sich doch zuweilen einmal sein Bauer, und er kann wenigstens in einem, wiewohl eingeschränktern Gebiet umherflattern — in der Stube. Er ist doch wenigstens geflogen, und hat unterdessen in der Hoffnung gelebt.

Am andern Tag, es war ein Dienstag; hatte Wetterquist Fräulein von Lindfeldt Unterricht zu geben. Punkt halb zwölf Uhr machte er sich auf den Weg, in völliger Galla, in lichtgrauen Sommerbeinkleidern — welche er sich unglücklicherweise nicht früher als jetzt, gegen den Herbst hatte zulegen können — einer frischgewaschenen weißen Weste und seinem braunen Gehrock, den er in voriger Woche, an einem Tage, wo er frei von Lektionen und in Folge eines Schnupfens zu Hause geblieben war, hatte modernisiren lassen. Der Notarius sah in der That wie ein echter Dandy aus, und die bleichen, in Folge der äußerst strengen Diät etwas eingefallenen Wangen, gaben ihm ein unläugbar feines, höchst nobles Aussehen. Sein spanisches Rohr in der Hand, mit Glacéhandschuhen, an welchen kein einziger Fleck, keine einzige aufgeplatzte Naht war, und mit dem gelben seidenen Taschentuche, welches er selbst zweimal in der Woche in der Waschschüssel wusch, hatte er die gerechtesten Ansprüche auf vollkommenste Eleganz. Sicheren Trittes, und hübscher Haltung, spazierte er zum Kornhafen hinab, die wohlbekannten Treppen zu der Wohnung der Baronin hinauf.

Wetterquist mußte ein wenig in dem Kabinet warten, wo die Lektionen gewöhnlich gehalten wurden. Die Baronin war ausgegangen, das Fräulein würde aber, wie man ihm sagte, „sogleich kommen." Da sich indessen Fräulein Mathildens Ankunft etwas verzögerte, vertrieb sich der Notarius die Zeit damit, daß er im Zimmer umherging und sich allerlei Kleinigkeiten besah, welche durch die Gewohnheit, dieselben oft zu sehen, ein gewisses Interesse für ihn gewonnen hatten. Daß er

Fräulein Mathildens Näharbeit mit andern Augen betrachtete, als das Uebrige, und gewisse werthvolle Spielereien sich einer zärtlicheren Aufmerksamkeit erfreuen durften, als manches Andere, versteht sich von selbst; allein soviel Vergnügen dies auch dem Notarius machte, dessen Gefühle bisher in lauter Süßigkeit geschwelgt hatten, konnte er doch nicht umhin, einen Gegenstand zu bemerken, welcher mit einem weißen Tuche bedeckt, auf einem Nebentischchen lag.

Wetterquist's Neugierde ward rege, und da er es für eine sehr verzeihliche Sünde hielt, sie zu befriedigen, lüftete er vorsichtig die Verhüllung. Er hatte vermuthet oder vielmehr sich geschmeichelt, etwas zu finden, was dem liebenswürdigen Fräulein angehörte; aber das Herzklopfen, mit welchem er seine Untersuchung begann, nahm zehnfach zu, als er statt dessen, was er erwartete, sein eigenes Gemälde fand, welches Mathilde in Frau Normans Trödelbude gekauft hatte.

Andere Gefühle und Vorgänge hatten ihn den Vorfall vergessen lassen, jetzt aber stand sie wieder lebhaft vor seinen Augen. Die unangenehme Erinnerung an einen für seinen Stolz so peinlichen Augenblick, neben der Furcht, das Bild möchte vielleicht zu irgend einem Zweck, welcher auf ihn Bezug haben könnte, hingelegt seyn, jagte ihm das Blut in die Wangen, und brachte ihn in eine solche Aufregung, daß er die Serviette wieder darüber zu werfen vergaß. Als das Fräulein die Thüre öffnete, war es zu spät. Er hätte vor Schaam in den Boden sinken mögen, und das erstemal in seinem Leben durchfuhr ihn der Gedanke, daß es ihm an angebornem Takt mangle. Wie einfach und leicht hätte er sich sonst aus einer so unbedeutenden Verlegenheit zu helfen gewußt, so aber wuchs das Peinliche seiner Stellung durch den unvortheilhaften Schluß, den er über sich selbst machte. Mit tiefster Niedergeschlagenheit erblickte er sich als das Bild eines jungen Gymnasiasten, welcher

vor seinem Abgang auf die Hochschule, die erste Visite in einem vornehmen Hause macht.

Aber das Fräulein, und dies war gerade das Arge, sie besaß und zeigte jenen natürlichen Takt, welcher dem armen Wetterquist jetzt einzig als das beneidenswerthe Vorrecht des Adels erschien.

„Ach, Sie betrachten mein Bild, Herr Notarius — ist es nicht hübsch? Und woher meinen Sie wohl, daß ich es habe? Ja, von einem Ort, wohin es gewiß nur in der höchsten Noth gekommen ist — aus einer Trödelbude.“

Wetterquist sah so roth wie ein Krebs aus, und er fühlte es selbst, so unbeholfen wie ein Zaunpfahl — er hätte allerwenigstens seine neuen Beinkleider darum gegeben, wenn er es anders zu machen im Stande gewesen wäre — aber dies war eine reine Unmöglichkeit. Er suchte sich damit zu helfen, daß er einen oder den andern Fehler (welche er natürlich am besten kennen mußte) in der Ausführung verschiedener Partieen bezeichnete, allein mit so undeutlicher Stimme, daß das Fräulein kaum mehr davon verstehen konnte, als ob er ihren Geschmack und ihre Kunstkennerschaft tadeln wollte.

Aus Ueberzeugung oder im Verdruß darüber, daß letztere nur im Geringsten in Zweifel gezogen werden könne, vertheidigte sie ihr Gemälde höchst eifrig, und sagte ihm, als unläugbaren Beweis des Werthes, daß ihre Mutter im Begriff sey, es zu ihrem Schwager bringen zu lassen, um ihm ein Geschenk damit zu machen. „Graf L . . . mein Oheim, ist just in der Stadt,“ fuhr Mathilde fort, wir erwarten ihn heute Abend und sind gewiß, daß er mit größtem Vergnügen unserem kleinen Bild einen Platz in seiner reichen Gemäldegallerie auf Dagstaholm gönnen wird. Es ist nicht der erste Beitrag, den Mama so glücklich ist, in seine Sammlung zu liefern. Meine Mutter erweist ihm zuweilen und gern eine solche Artigkeit, für die viele und große Aufmerksamkeit, welche der Oheim gegen uns hat.

Wo stand jetzt dem Notarius der Kopf? — Armer Notarius! — Der Graf zu Dagstaholm, der treulose, verrätherische Freund des unglücklichen Baron Henning! — Wetterquist schwindelte das Hirn; Mathilde, die liebliche, reizende Mathilde war also seine ..... das Wort Kousine getraute er sich nicht einmal in dem verborgensten Winkel seines Herzens zu flüstern — aber doch klang es in seinen Ohren wider. Kaum hatte er Fassung genug, seine Aufregung mit einem plötzlichen Unwohlseyn zu bemänteln.

Mathildens Blick verlor schnell den Ausdruck von Heiterkeit und haftete mit schüchterner, aber unverkennbarer Theilnahme auf ihm.

„Sie sehen in der That sehr blaß und unwohl aus. Ist es denn so schnell gekommen? Nehmen sie ein paar Tropfen! Mama hat Hofmännische und Prinzenstropfen.“

„Nein, nein, ich danke, danke unendlich .... ich muß in die frische Luft! Entschuldigen Sie!“ In seiner Verwirrung ergriff er die Hand des Fräuleins, küßte sie, und stürzte hinaus.

Wetterquist lief unaufhaltsam fort, bis er den dunkelsten und abgelegensten Theil des Hagaparks erreicht hatte. Hier warf er sich nieder und kühlte die heiße Stirne im bethauten Gras. In diesem düstern erschütternden Augenblick war er keines vernünftigen Gedankens mächtig. Er wollte trotzig vor den Grafen L... hintreten und ihm sagen, welch' großes Recht er auf seine Hilfe und seinen Schutz habe, er wollte Alles fordern, als billigen Ersatz für die Erniedrigung, Schmach und Qual, zu welcher er bisher verdammt gewesen; niederschmetternde Worte wollte er dem entgegen donnern, der das einst schuldlose Glück seiner Mutter zernichtet und ihn selbst in den Abgrund des Elends gestürzt hatte, der ihm, wenigstens in diesem Augenblick, bodenlos schien. Aber bald gewann sein stolzer unbeugsamer Sinn die Oberhand über diese Phantasien. Wie

feig kam es ihm vor, wenn er vor dem, welchen er nicht Vater zu nennen wagte, schüchtern, im Gefühl seiner Schmach, namenlos, um Barmherzigkeit flehend, stehen sollte, der, obgleich ihm so nahe stehend, niemals gefragt hatte, ob und wo er lebe und sey! Sollte er sich dem Schimpf aussetzen, wahrscheinlich mit Verachtung, Gleichgiltigkeit oder Lauheit abgewiesen zu werden — abgespeist, vielleicht mit ein paar lumpigen Thalern!

Nein, mochte es auch gehen, wie es wolle, er war nicht im Stande, seine aufrührerischen Gefühle zu bezwingen, die bei dem bloßen Gedanken an die Qual, welche er selbst mit peinlicher Sorgfalt nährte, seine Brust durchtobten. Diese letzte Erniedrigung wollte er sich wenigstens ersparen. Er hatte bisher diesen Weg zu seinem Fortkommen verachtet, — mußte er ihn nicht ferner verachten? Aber von der andern Seite, wenn er den glücklichen Fall annahm — welche Aussicht öffnete sich ihm? Konnte nicht möglicherweise der Graf auf andere milde Gedanken kommen. War es nicht denkbar, daß er mit Freuden für das Glück desjenigen sorgte, den er so lange hilflos gelassen? Und endlich, stand es nicht in seiner Macht, den einfachen Namen Wetterquist mit einem Zweig einer hochgebornen Familie zu verbinden? Eine angebetete Gattin, eine gute Anstellung, ein sorgenfreies Leben, Alles dies stand in der Macht des reichen, vielvermögenden Mannes, wenn er es dem Verkürzten zum Ersatz geben wollte. Aber nun entstand die Frage, in wie weit wollte er, Wetterquist, dies annehmen: war es nicht edel, beispiellos, Allem zu entsagen, und unzweifelhaft noch bewundernswerther, nie den Schleier zu lüften, welcher seine Abkunft deckte? Blos ein Umstand sträubte sich gegen ein solches Opfer, blos ein Tropfen Galle mischte sich in diese Befriedigung seines Stolzes: Wer außer ihm selbst, konnte seine Entsagung, seinen Muth bewundern?

So phantasirte der junge Mann und kämpfte mit sich selbst, bis er endlich, spät am Abend, nach der

Stadt zurückkehrte. Er konnte es sich nicht versagen, den Weg über den Kornhafen zu nehmen, er wollte an der Wohnung der Baronin Lindholdt vorüber — um vielleicht einen Schatten von Mathildens Gestalt zu erhaschen.

Es war noch nicht völlig dunkel; ein Fenster stand offen, aber in diesem Fenster erschien nicht das holde Bild, welches ihm auch in der ebenvergangenen schwarzen Stunde vorgeleuchtet hatte, — sondern die Gestalt eines Mannes, dessen Anblick dem Notarius fast einen lauten Ausbruch des Erstaunens erpreßt hätte — er war es selbst. Hätte ihm nicht eine plötzliche Ahnung gesagt, wer es seyn könne, hätte er nicht die ganze Figur in Lebensgröße und sich daneben in Miniatur erblickt — ohne Zweifel würde er ihn für seinen Doppelgänger gehalten haben.

Nun zweifelte er aber nicht im geringsten, daß er den Grafen Ernst L — von Dagstaholm vor sich habe; und da der hohe Mann den unbedeutenden Fußgänger nicht zu bemerken schien, so blieb Wetterquist, den Himmel und die Hölle in der Brust, in seinem Anschauen verloren stehen. Jeder einzelne Zug des noch schönen, vornehmen Gesichtes des Mannes prägte sich tief in sein Gedächtniß. Ach, wie klopfte sein Herz, welche Qual, welche verschiedene Gefühle beherrschten seine Brust, wie wechselte Feuer und Eis in seinen Adern!

In dem Augenblick ging Frau von Lindfeldt am Fenster vorüber. „Sieh' da, Notarius Wetterquist!“ sagte sie halblaut. „Er fixirt Dich scharf.“ Dabei klopfte die Baronin ihren gräflichen Schwager leicht auf die Schulter. Er sah ebenfalls hinab; ein kalter, eisiger gleichgültiger Blick traf den Fremdling — den Sohn.

Das Blut trat Wetterquist von den Wangen zurück; nur Einen Blick sandte er noch zum Fenster hinauf, dann verschwand er. Die Nacht brachte er nicht auf seinem Zimmer zu.

„Sonderbar!“ rief die Baronin aus; „was der

Mensch Dir ähnlich sieht! Hast Du es nicht auch bemerkt?“

„Ich habe Nichts bemerkt, als daß er sich wie ein Narr gebärdet hat!“ antwortete der Graf in scharfem, kaltem Ton.

Mathilde stand an dem andern Fenster hinter dem Vorhange und sah gleichfalls auf den Notar hinab. Sie sah, wie er stehen blieb, folgte mit den Blicken der außerordentlichen Aufregung, welche seine Züge beurkundeten, bemerkte die offenbare Nachläßigkeit in seinem gewöhnlich so eleganten Anzug und sonst so hübschen Anstand. Auch der letzte Blick, welchen er an das Fenster herauf geworfen hatte, war ihr nicht entgangen und obgleich sie sich das Auffallende der Sache auf keine Weise genügend zu erklären vermochte, so fühlte sie doch einen geheimen unerklärlichen Schmerz. Ihr sanftes Herz litt, wenn es einen Andern leiden sah; sie hatte Mitleid mit jedem Unglücklichen und schon seit ihrer ersten Bekanntschaft mit dem Notarius kam es ihr vor, als ob er ein Stiefkind des Glückes seyn müßte.

Als Mathilde am Abend ihr Kämmerchen betrat, stand Wetterquists Bild, wie sie ihn auf der Straße gesehen, immer noch lebhaft vor ihrem Innern. Sie versuchte wohl den Gedanken an ihn mit einigen andern jungen Männern zu theilen, welche ihr augenscheinliche Aufmerksamkeit zu erzeigen pflegten, allein deren Bild erblich bald, denn sie standen auch nicht entfernt in einem romantischen, ungewöhnlichen Licht. Dagegen erfreute sich der Notarius mancherlei derartiger Eigenschaften, welche den Eigenthümer in den Augen eines achtzehnjährigen Mädchens interessant machen.

Als Fräulein Mathilde der lockenden Gewalt des Schlafs nachgeben mußte, entschlief sie mit dem Wunsche, wenn doch morgen Unterrichtsstunde wäre; aber leider war dieß nicht vor Donnerstag der Fall. Ungeduldig sehnte sie sich darnach und zu ihrer eigenen Ver-

wunderung überraschte sie sich bei der geheimen Hoffnung, daß die Mutter dann vielleicht Besuch-bekommen oder, wie heute, gar selbst einige nothwendige Visiten zu machen haben möchte.

Fünftes Kapitel.

Lisa beweist dem Kammerer erstens: die Nothwendigkeit sich in Norrbacka trauen zu lassen, und zweitens: daß man unmöglich mit drei Zimmern auskommen könne.

„Da bin ich, liebe Lisa, auf die Minute, wie Du gewünscht hast! Nun sag' mir aber auch, rein heraus, wie Du es haben willst; denn es soll ganz nach Deinem Wunsch gehalten werden — das ist eine ausgemachte Sache!“

„Ja, aber vielleicht ist es doch Unrecht von mir, Etwas vorzuschlagen, was gegen die Wünsche der Mutter streitet: sie freut sich so sehr, ihre alten Freundinnen bei dieser Veranlassung zu sehen: aber das Schlimmste an der Sache ist das, wenn sie zuerst auf der Hochzeit waren, so kommen sie sicherlich den andern Tag, um uns zu gratuliren und dieß erfordert wieder eine Menge von Zurüstungen.“

„Gott bewahre! Gott bewahre! Wohin sollte dieß führen?“ rief der Kammerer aus und machte ein höchst trübseliges Gesicht dazu.

„Ja, und damit ist es noch lange nicht aus!“ fuhr Lisa fort, der es vollkommen in den Gram taugte, den Alten erst ein wenig ins Bockshorn zu jagen, um ihn gehörig mürb zu machen für den Vorschlag, mit welchem sie nachkommen wollte.

„Nun, und was wäre es denn noch weiter?“ fragte der Kammerer mit merklichem Erstaunen; „ich meine denn doch, das wäre schon schlimm genug!“

„Ja, dann sollen wir auch zu ihnen kommen, und

wenn wir ihre Artigkeit nicht annehmen, so verschreien sie uns für schrecklich hochmüthig und Gott weiß für was noch Alles! Gehen wir aber hin, so wird das ein ein ewiges Hinüber und Herüber visiteln, was wir nicht unter fünfzig Thaler im Monat ausmachen."

„Daraus wird Nichts; daraus wird wahrhaftig Nichts!" eiferte der Kammerer; „unter solchen Umständen ist es freilich ein für alle Mal nöthig, eine solche Hochzeit zu vermeiden! Aber laß vernehmen, wie Du die Sache eigentlich einrichten willst."

„Wenn Du meinem Vorschlag Gehör schenkst, so wäre mein Rath (ich meine aber nur so — Du kannst doch in der Sache handeln, wie es Dir beliebt) wir nähmen ein paar Wagen und führen über Land, zum Beispiel nach Norrbacka. Es dürfte Niemand von der Partie seyn, als wir selbst, der Pfarrer, die Mutter und Muhme Malla; Du könntest noch ein paar Herren von Deiner Bekanntschaft mitnehmen, allenfalls wenn Du meinst, den Regierungssekretär Rosell. Er ist so freundschaftlich und hat uns so herzlich Glück gewünscht."

„Ach ja, er hat sich bereits selbst eingeladen; aber — was den Vorschlag mit dem Wagen betrifft, liebe Lisa, — das ist eine zu theure Geschichte, besonders wenn wir auch dort noch Etwas verzehren, und dieß muß man ja doch wohl, Schanden und Ehrenhalber."

„Ach, das ist eine Lappalie gegen die Widerwärtigkeit, all' das Volk von Mama's Bekanntschaft auf den Hals zu kriegen — das würde am Ende noch viel mehr kosten, — glaub' mir!"

„Ja, das glaube ich wohl; allein das ist Etwas, was man thun oder bleiben lassen kann. Wenn indessen Deine Mutter an den Kosten Theil nehmen will, so könnten wir es schon auf die Art, wie Du meinst, machen."

„Ich glaube, daß wir dieß der Mutter nicht wohl zumuthen können, wenn sie die Hochzeit nicht nach ihrem Kopf halten darf."

„Zwei Wagen!" seufzte der Kammerer in einem Ton, welcher verrieth, daß er die Ausgabe bereits in Gedanken überrechnet hatte, „zwei Wagen! Hm, hm, und dann noch Thee, Konfekt, Wein, und den Teufel und seine Großmutter — das wird ein Heidengeld kosten!"

„Eine Hochzeit muß man sich freilich Etwas kosten lassen, liebes Laßmanchen," wendete Lisa mit honigsüßer Sanftmüth ein. „Zum Thee erst hinausfahren, wäre offenbar zu spät, es wird bereits früh dunkel — wir müssen nothwendig draußen zu Mittag essen."

„Mittagessen zu Norrbacka, für ein, zwei, drei — laß ein Mal sehen — acht Personen! Nein, Lisa, nein, mein Schatz, das kann nicht angehen! Gott weiß, daß ich Dir in Allem, was menschenmöglich ist, herzlich gern Deinen Willen thun will — allein Wagen, Mittagessen, Wein, Konfekt, Gott steh' mir bei, wenn ich dieß zu erschwingen im Stande bin!"

„Dann muß es eben bleiben, wie es die Mutter einzurichten gedenkt, und wir müssen uns in das Unvermeidliche fügen; denn hat man einmal A gesagt, so muß man auch B sagen."

Der Kammerer maß nachdenklich mit großen Schritten das Zimmer. „Dein Einfall war im Ganzen doch so übel nicht, liebe Lisa, auf ein Dorf zu fahren und uns dort trauen zu lassen! Könnte dieß denn aber nicht auch anderswo geschehen, etwa in unserer Wohnung, — sobald ich eingezogen bin und sie ein wenig in Ordnung gebracht habe?"

„Wenn es in der Stadt geschehen soll, so ist es gehüpft wie gesprungen, und gerade so, als wenn es bei der Mutter wäre," lautete Lisa's Einwand. „Alle diese Leute, weißt Du ja, sind euch alte Bekannte und rechnen darum sammt und sonders darauf, eingeladen zu werden. Fahren wir aber über Land, dann ist es Etwas ganz anderes: dann sehen sie, daß wir unter uns seyn, nur für uns leben wollen und die Absicht

haben, mit Niemand Umgang zu pflegen und keinen Besuch anzunehmen.“

Die pfiffige Lisa hütete sich wohl ihrem Bräutigam zu sagen, daß sie sich aus purer Eitelkeit von ihren ehemaligen einfachen Bekanntschaften los machen, aus Eitelkeit sich auf dem Land trauen lassen wollte — um mit einer Suite von Wagen pompös auszufahren. Es war, so dachte wenigstens Lisa, etwas ganz Besonderes, etwas Ausländisches, etwas höchst Vornehmes. Das setzte sie auf einmal in eine andere Stellung; die ganze Nachbarschaft mußte ja von Lucie Normans moderner Hochzeit sprechen; und dann, wie herrlich war es draußen in Norrback, wo man sich nicht von dem alten langweiligen Trödelweibervolk und hauptsächlich vor der dicken Kellermeisterin zu geniren brauchte und nach Herzenslust plaudern konnte mit — ihrem Mann vielleicht? ach nein, (dazu war immer noch Zeit genug) mit dem lustigen, liebenswürdigen Rosell.

Lisa war leichtsinnig — sie konnte sich dieß selbst nicht verhehlen — allein sie wollte es fortan mit äußerster Feinheit und größter Anmuth seyn. Sie liebte weder, noch wollte sie irgend einen Mann um seinetwillen lieben, allein so vieler junger Männer Blick als nur möglich auf sich ziehen, ohne irgend Einem den geringsten Vorzug, den geringsten Schimmer von Hoffnung zu geben, dieß schien ihr das höchste Glück, die schönste Ehre für eine Frau zu seyn.

Demungeachtet dürfen wir uns übrigens Lise nicht ohne allen Werth denken. Ihr Herz war von Natur gut; sie hatte ein obwohl undeutliches Gefühl oder besser, eine Vorstellung von den Pflichten, welche sie übernahm; sie wollte ihren Mann ehren und hochschätzen, seine Wünsche erfüllen, so lange diese nämlich mit den ihrigen übereinstimmten; sie wollte fleißig und ordentlich in ihrem Hauswesen seyn, sich bestens in den Alten schicken, ihm die freundlichsten Worte geben, und seine kleinen Launen und Eigenheiten tragen. Dafür wollte

sie sich aber auch, vermittelst der Gewalt, welche sie über ihren zukünftigen Gatten zu gewinnen gedachte, unumschränkte Freiheit schaffen, Alles zu thun, was sie wollte, sich alle möglichen Vergnügungen erlauben, Bekanntschaften in den höhern Gesellschaften suchen und das ganze Haus kommandiren und gouverniren, wie es ihr in's Köpfchen kam.

Daß All' dieß schnurstracks im Gegensatze zu ihren vorerwähnten guten Vorsätzen stand, merkte Lisa — wie wir versichern können — nicht im geringsten: ihr ganzer Plan war baufällig und auf Schrauben gestellt; dieß zeigte sich aber später noch klarer.

Trotz allen möglichen Beweisen Lisa's für den Nutzen einer Fahrt nach Norrbacka, kämpften doch noch immer des Kammerers Kargheit und sein Wunsch Lisa's Begehren zu erfüllen, einen schweren Streit. Gegen den Vorschlag an und für sich hatte er eigentlich Nichts, fand ihn sogar ganz geeignet, um dadurch all' der Unannehmlichkeiten quitt zu werden, welche ihm Lisa vorgerechnet hatte; allein, gleich andern Geizhälsen, sah der Kammerer nur auf den augenblicklichen Gewinnst. Richtete Frau Norman die Hochzeit aus, so hatte er die Geschichte vom Halse und der Spaß kostete ihn keinen Stüber, denn in dem Fall bezahlte sicher die Frau Schwiegermama auch Pfarrer und Kutscher, und dann wollte er Den sehen, der ihn zwingen wollte, seine Thüre aufzumachen, wenn er sie ein Mal zugemacht hatte.

Freilich war Alles dieses nichts für Lisa's Ohren; der Kammerer begnügte sich sonach nur durch eine sprechende Pantomime seine Abgeneigtheit zu erkennen zu geben.

„Ich hatte geglaubt,“ erwiederte Lisa, welche meinte, es sey nun an der Zeit, einen andern Ton anzunehmen — „ich war vielmehr so kindisch mir einzubilden, es würde Dir Freude machen, meinen ersten Wunsch zu erfüllen; da dieß aber nicht der Fall ist, so werde ich auch kein Wort mehr darüber verlieren! Soviel

weiß ich aber, daß ich im Leben nicht vergessen werde, wie mein erster Wunsch sogleich eine abschlägige Antwort erfahren mußte. Ich bin etwas abergläubisch und halte es gewiß für eine schlimme Vorbedeutung."

Das hieß den Kammerer am rechten Fleck anpacken; er war selbst etwas abergläubisch und gar nicht abgeneigt, an sogenannte böse Vorzeichen zu glauben. Lisa freute sich, ihm eine seiner schwachen Seiten abgelauert zu haben — die Wirkung davon stand deutlich auf des Alten Gesicht zu lesen.

Nach einer kurzen Pause erwiederte er: „Das kostet Geld, Lisa, viel Geld; aber Du sollst keine Ursache haben mir vorzuwerfen, daß ich Dir Deine erste Bitte abgeschlagen hätte! Ich will zwei Wagen nehmen — sie sollen noch heute bestellt werden — Du mußt mir aber dagegen versprechen, daß wir bei Zeiten wieder heimfahren — denn ich habe nicht im Sinne bis spät in die Nacht aufzubleiben."

Mit einem tiefen Seufzer, denn es waren ganz schwarze Gedanken, welche jetzt unsre junge Braut überkamen, gab sie ihm das verlangte Versprechen, ließ sich dann mechanisch den Kopf umwenden und litt den Kuß des Kammerers, den er ihr gleichsam zur Belohnung für ihre große Nachgiebigkeit verabreichte.

„Hast Du Dich schon nach einer passenden Wohnung umgesehen?" Mit diesen Worten begann Lisa ein neues für sie nicht minder wichtiges Thema.

„Ja, ich habe zwei auf dem Korn, die eine im südlichen Theil der Stadt, in der Göthastraße, die andere, welche heute im Tagblatt angezeigt ist, liegt am Ende der Nordlandstraße."

„Das sind beide keine hübsche Lagen," meinte Lisa. „Besonders will ich nicht im Südtheile wohnen. Wie viel Zimmer sind es?"

„Drei, nebst Küche."

„Drei Zimmer? — doch wohl ohne die Magdkammer?"

„Nein, zwei Zimmer und ein Kämmerchen dicht neben der Küche.“

„Und dieß nennst Du eine Wohnung?“ rief Lisa roth vor Aerger aus, und fiel ganz aus der angenommenen Sanftmuthsrolle. „Hast Du nicht bestimmt gesagt, daß wir drei Zimmer haben sollten; weniger dürfen es doch nicht seyn als ein Saal, ein Vorzimmer, und eine Schlafstube!“

„Ach Gott, lieber Schatz, was sollen wir denn mit einem Saal? Wir geben ja keine Gesellschaften und wenn wir Staatszimmer und Schlafstube haben, so ist das wohl hinreichend.“

„Und das Staatszimmer soll als Wohnzimmer benützt werden?“

„I Gott bewahre! da wären unsre Kostbarkeiten schlecht aufgehoben! Nein, liebe Lisa, das Staatszimmer muß stets sorgfältig verschlossen seyn, außer wenn wir die Fenster öffnen, um auszulüften, oder bei anderen besonderen Gelegenheiten, das Schlafzimmer ist zugleich unser gemeinschaftliches Arbeitszimmer.“

„Und wenn, wie dieß häufig der Fall seyn wird, Herren in Geschäften zu Dir kommen, so soll ich sie so mir nichts Dir nichts empfangen, entweder gar noch in der Schlafhaube, oder Gott weiß bei was für einem Geschäft? Nein, dafür danke ich — das gienge mir ab!“

„Du hast Recht — 's geht nicht an — nein, nein, durchaus nicht!“ fiel der Kammerer eifrig ein! „Du hast ganz Recht; wenn ich eine junge hübsche Frau dasitzen hätte, so wäre es wahrhaftig noch ein größeres Geläufe als bisher. Nein, ich muß eine eigene Stube haben, das ist allerdings nothwendig, auf die Kosten darf ich dabei nicht sehen.“

„Ach, wenn Du meinst, daß so hie und da ein Mal ein paar Herren um meinetwillen gelaufen kommen sollten — darüber brauchst Du Dir keine grauen Haare wachsen zu lassen, denn ich werde sie schon in gehöriger

Entfernung zu halten wissen — und so thöricht wirst Du hoffentlich nicht seyn, eifersüchtig werden zu wollen?"

„Dafür kann ich Dir denn doch nicht Brief und Siegel geben, liebe Lisa! Ein alter Mann mit einer jungen hübschen Frau mag wohl einige Ursache dazu haben. Ich setze zwar mehr Zutrauen in Dich; allein man soll den Teufel nicht an die Wand malen, und wie gesagt, ich muß ein besonderes Zimmer für mich haben, wo ich die Leute empfangen kann, die mit mir reden wollen.

„Gut — das heißt also soviel, daß wir vier Zimmer haben müssen?"

„Ja, wir werden wohl in einen sauern Apfel beißen müssen — vorausgesetzt daß nicht die Magd in der Küche schlafen kann."

„Und die Wohnung selbst entweder in der Stadt oder in der Nordvorstadt?"

„Oder im Südtheil, mein Schatz; dort ist die Miethe am wohlfeisten."

„Wohlfeilsten und immer wohlfeilsten! Sprich doch nicht immer von theuer und wohlfeil, und laß uns auch ein Mal darauf sehen, ob es das beste ist." Bei dem letzten Wort strich Lisa dem Alten schmeichelnd mit der Hand über die Stirne.

Des Kammerers Gesicht hellte sich auf; es wurde ihm ganz warm um's Herz. „Wir wollen sehen — es wird sich wohl machen lassen."

Die folgende Woche war unser armer Kammerer stets auf den Beinen — immer auf der Straße. Er hatte schrecklich viel zu thun, um Alles gehörig in Ordnung zu bringen. Endlich entschied er sich, am ersten Oktober für ein Parterrelogis in der Regierungsstraße, mit vier Zimmern, eine ganz hübsche nett möblirte Wohnung, höchst „confuntabel" nach Frau Normans Versicherung, „magnifik" nach der Hofmeisterin Ansicht, und „gräulich vornehm" wie sich Muhme Neta „nicht so ganz unrichtig ausdrückte, als ihr eines Tags die Ehre zu Theil ward, sie besehen zu dürfen.

Lisa hatte sich bereits heimlich Rechnung gemacht, eine der Stuben zum Salon umwandeln zu können, allein in dem wahrhaften Kellerloch von Küche konnte man keinem Menschen zumuthen zu schlafen, deßhalb mußte die Magd eine eigene Kammer bekommen, welche freilich kaum ein Saal genannt zu werden verdient hätte. Allein Lisa war nicht auf den Kopf gefallen und wußte sich zu helfen. Besagte Magdkammer stieß an eine große hübsche Stube, welche zum Visitenzimmer bestimmt war, und um diesem einen Anstrich von Vornehmheit zu geben, wurde die Magdkammer zum Vorgemach umgetauft und erhielt das Privilegium als gewöhnliches Speisezimmer. Die Staatsstube, Wohnzimmer und Schlafgemach standen unter der Disposition der Frau, und ein abgelegener rauchiger Winkel, dessen einziges Fenster hinten auf den Garten ging, erfreute sich der Ehre, Arbeits- und Geschäftslokal des Kammerers zu heißen.

Am Abend vor dem Hochzeittage war Alles, was nur immer von Herrlichkeiten Platz finden konnte, in Parade aufgestellt und die geschmeichelte Braut durchschritt ein Zimmer um das andere und grüßte mit anmuthiger Gebärde ihr Bild in dem erwähnten großen Spiegel, so oft sie daran vorüber ging — freilich nahm sich dieser hier auch anders aus, als im Triangel. Ein frohes Lächeln spielte um Lisa's Lippen; sie dachte nicht an die tiefe Bedeutung des kommenden Tags.

Sechstes Kapitel.

Der Kammerer sagt dem Junggesellenleben Valet. Hochzeit. Was Frau Norman für Betrachtungen darüber anstellt.

Der Hochzeitstag brach an, so trüb und häßlich wie er nur immer im Oktober zu erwarten war. Unser Kammerer erwachte in der feierlichsten Stimmung. Heute erst, wo nach der großen Unruhe endlich Stillstand eingetreten war, hatte er dazu kommen können, seine Betrachtungen

anzustellen, wie wichtig und folgereich der Schritt sey, welchen er zu thun im Begriff war.

Unter sehr natürlichem Herzklopfen verließ er das Kämmerchen, welches er für die paar noch übrigen ledigen Tage im Besitz genommen hatte und ging in das Staatszimmer. Er trat höchst behutsam auf; es kam ihm jeder Schritt wie ein Vergehen vor — auf dem schönen Teppich, welchen er bisher nur mir dem Ausklopfstöckchen berührt hatte — der Teppich schrieb sich nämlich aus demselben dreieckigen Heiligthum her, wie die übrigen Herrlichkeiten. Man konnte übrigens wohl bemerken, wie all' diese Siebensachen, mit welchen er so vertraulich umging, als sie noch in ihren eigenen vier Pfählen der frühern kleinen Wohnung, an Meister Samuels Ecke, eingepfercht waren, ihm nun ganz vornehm, fremd und kalt vorkamen, als sie an ihrem erhabenen Platz prunkten.

In den großen Marmorvasen dufteten Blumen: Lisa hatte es so haben wollen; und obgleich es der Kammerer fast für eine Vermessenheit hielt, sie auf solche Weise gleichsam zu entweihen, mußte es dennoch geschehen, denn Lisa's bewunderungswürdige Weibermacht war bereits zur Hälfte allmächtig.

Der Kammerer blieb vor dem großen Spiegel stehen, und betrachtete mit einem mehr kummervollen als frohen Lächeln zuerst seine eigene Gestalt — ein Schlafrock, in welchem ein alter Kerl stack — dann die Menge von Prachtartikeln um ihn her, mit welchen Lisa den Spiegeltisch völlig bedeckt hatte. „Als Alles noch im Triangel stand, gefiel es mir doch besser — da war es anders; — Ist mir's doch jetzt, als ob ich in ein fremdes Haus träte.“ Der Kammerer konnte einen Seufzer nicht unterdrücken; es kam ihm unwillkürlich vor, als ob, trotz allem winterlichen Geschick, er dennoch seine glücklichsten Tage gehabt habe. Lisa — jung, hübsch, wohl auch etwas leichtsinnig, — sollte sie wohl ihr Glück in diesem hübschen Käficht finden? — sollte sie wohl für ihn leben

und ihm seine Tage so versüßen, wie er so herzlich wünschte und hoffte?

Unser alter Laßman wagte sich diese Fragen nicht zu beantworten; er konnte fast nicht aus dem Zimmer kommen vor all' den Betrachtungen, welche sich ihm aufdrängten. Der Beschluß war ein Mal gefaßt — war denn nicht sein sehnlichster Wunsch erfüllt? — Das Uebrige stellte er dem Himmel anheim.

Auf der Schwelle des Schlafgemachs machte der Kammerer abermals Halt; er streckte nur den Kopf hinein und warf einen flüchtigen Blick auf die prächtigen Bettvorhänge, wozu Lisa sonder Schaam und Scheu ein Stück blaues Seidenzeug genommen, welches allbereits fünfzehn Jahre lang in der Stille des Triangels geschlummert hatte. Die blauen Gardinen trugen indessen auch die sichtbaren Spuren dieser lang genossenen Ruhe, denn sie waren über und über mit gelben Flecken bedeckt, welche der Tapezierer, trotz aller Ermahnungen Lisa's, durch den künstlichsten Faltenwurf nicht zu verbergen im Stande gewesen war.

„Herr Gott," sagte der Kammerer halbleise vor sich hin, „das ist ja gerade als ob man den Himmel nachmachen wollte! Das war ein frevelhafter Gedanke von Lisa: wie man nur unter einem solchen Seidentuch wird schlafen können?" Allein der nachgemachte Himmel war nicht der einzige Kummer des Kammerers; es gab noch andere. Mit schwerem Herzen hatte er mindestens die Hälfte von allen vorräthigen Zeugen des Triangels zu Möbelüberzügen, Vorhängen und dergleichen drauf gehen sehen müssen. Allein war es dabei geblieben? Nein! Sein Kassenbuch wußte davon zu erzählen; — Seine Hoffnungsanker in dieser Bekümmerniß hafteten einzig an dem Trost, daß es ein Mal geschehen und damit ein Ende haben werde — es war auch hohe Zeit dazu; — man mußte eben hinterher desto mehr sparen.

Er warf noch einen langen Abschiedsblick auf alle

seine Herrlichkeiten und verschloß dann die Thüre. Denn den übrigen Theil des Vormittags brauchte er um sich in Staat zu werfen.

Gegen Ein Uhr war der Kämmerer fix und fertig, den Weg nach dem Hause seiner künftigen Schwiegermutter anzutreten, wo Wagen und Gesellschaft seiner warteten. Die Trennung von seiner neuen Kammer schien jedoch unserm guten Alten schwer zu fallen, denn er machte sich bald da, bald dort Etwas zu thun. Als er aber, das letztemal als Junggeselle, nach alter Gewohnheit, seinen treuen vieljährigen Freund Schlafrock aufhängte, der bisher Freud und Leid mit ihm getheilt hatte — da überwältigte ihn sein Gefühl. Nichts ist mehr geeignet, eine schmerzliche Rührung hervorzubringen, als der Anblick eines alten theuren „Gottfrieds". Der Alte mußte nach dem Taschentuche greifen; er war tief bewegt, helle Thränen liefen ihm die Wangen herab — was er gehabt hatte, wußte er — aber was seiner wartete, lag noch im Schooße der Zukunft.

„Was um des Himmels willen soll das bedeuten?" ließ sich auf ein Mal eine lustige Stimme auf der Schwelle vernehmen, — es war Sekretär Rosell. „Nur Courage, Papachen! Gott Amor in höchst eigner Person nimmt den alten Junggesellen unter den Schirm seiner Schwingen. Kann es denn etwas Göttlicheres geben als eine Hochzeit, nämlich wenn man selbst Hochzeit macht? Ach was wollte ich darum geben, wenn ich an Ihrer Stelle wäre!"

„Das glaub' ich wohl!" lächelte der Kammerer, während er sich wieder faßte, und die letzte Thräne mit schnellem Augenblinzeln zerdrückte. „Das glaub' ich freilich — es paßte sich am Ende auch wohl besser, — jedoch kann auch ein alter Mann, ohne gerade lächerlich zu werden, sich noch nach ein Bißchen irdischem Glück sehnen. So lang man jung ist, geht es recht gut mit dem einzelnen Leben; kommt man aber ein Mal in's

Alter und fühlt immer mehr, wie viele Verdrüßlichkeiten das „Eigenbrödeln“ mit sich führt — da lautet es anders.“

„Nichts in der Welt kann weniger lächerlich seyn, als so Etwas!“ sagte Rosell. „Sie sind ja wahrlich, rund heraus gesagt, ein Mann in Ihren besten Jahren.“

„Ach Gott, nein, nein! Wenn man einmal die fünfzig hinter sich hat, so ist man, ungeachtet der besten Gesundheit und Kraft, ein hübsches Stück Wegs über seine besten Jahre hinaus. Indessen kann ich — so Gott will — noch manches Jährlein leben — und ich hoffe, Lisa soll sie nur zu glücklichen machen.“

„Das unterliegt keinem Zweifel!“ meinte der Sekretär. „Sie scheint Sie wirklich ganz aufrichtig zu lieben.“

„Meinen Sie das, Herr Sekretär? Gott gebe, daß Sie die Wahrheit reden. Zuweilen scheint es mir selbst so, manchmal kommen mir aber auch wieder kleine Skrupel, welche bei einem alten Mann wohl verzeihlich sind. Ich bin viel älter als Lisa und könnte wohl ihr Vater seyn.“

„Und wenn Sie ihr Großvater seyn könnten, so steht dieß einer glücklichen Ehe gar nicht im Wege. Gefühle und Sympathien richten sich nicht nach den Jahren, wo Vertrauen und herzliches Wohlwollen die Grundlage bildet, da bleiben häuslicher Friede und Eheglück nicht aus.“

„Sie sprechen heute ungewöhnlich vernünftig und recht, Herr Sekretär,“ sagte der Kammerer und sah mit freundlichem Blick auf den trostreichen Brautführer.

„Meinen Sie, man hätte nicht auch hie und da seine ernsthaften Stunden?“ entgegnete Rosell und nahm ein gewisses sublimes Wesen an.

Der Kammerer sah nach der Uhr und griff nach dem Hut. Es war Zeit. Da der Kammerer Alles nach alter bürgerlicher Sitte liebte, so war noch nicht zwei Uhr vorüber, als die beiden Wagen, mit dem Brautpaar, dem Pfarrer und den Hochzeitgästen Norrbacka zurollten.

Als Brautführer war es auch Rosells Sache, die

hübsche Braut in den niedern grünen Saal hinauf zu geleiten.

Wir wollen uns nicht bei Lisa's Anzug aufhalten, er war, wie er bei einer Braut seyn soll, hübsch und geschmackvoll. Ihr Aussehen dagegen bietet ein dankbareres Feld für die Beobachtung dar. Sicherlich hat noch nicht leicht ein junges Mädchen die Stunde, welche ihr Leben in zwei so merkbare Hälften theilt, nahen sehen, ohne sich tief und mächtig ergriffen zu fühlen, wenn auch nicht früher, doch mindestens in dem Augenblicke, wo sie im Begriff ist, vor den Altar zu treten. Es bemächtigt sich ihrer gewiß ein Gefühl, welches sich über das Alltagsleben erhebt, weit hinaus reicht über die Gränzen des Leichtsinns — sobald sie nur irgend den geringsten Grad von Gemüth besitzt.

War nun die Fahrt selbst oder irgend eine innere Aufregung daran Schuld — Lisa's Aussehen hatte nicht die glänzende Frische, nicht den Ausdruck von naiver Ausgelassenheit und von Muthwillen, welcher ihr sonst eigen war. Heute war sie ernst: das Lächeln war von ihren Lippen gewichen, ihren Augen fehlte das Feuer, ihren Wangen die Farbe. Das schwarze Brautkleid trug wohl auch zur Erhöhung der Düsterheit bei, welche die Braut zu umgeben schien.

Dieß Alles war für einen solchen Tag etwas höchst Natürliches; aber bei Lisa mußte es doch um so mehr überraschen, da man nicht umhin konnte, zu bemerken, wie sie mit einer gewissen natürlichen und zärtlichen, ihrer sonstigen Laune, wie sie sich wenigstens bisher zu zeigen gewohnt war, völlig unähnlichen Mildheit ihren alten Bräutigam betrachtete. Jedesmal, wenn seine breiten Frackschöße vorbeischwebten, füllten sich ihre Augen mit Thränen — und Rosell konnte sich auch nicht eines einzigen Blickes rühmen.

Mit Lisa, welche noch den Tag zuvor an nichts Anderes, als an die Eroberungen gedacht hatte, welche sie als junge, hübsche, elegante Frau nothwendig machen

mußte, war durch einen der Eindrücke, dessen heimliche Triebräder so viele und unbekannte Kräfte in Umlauf setzen, seit ein paar Stunden eine völlige Umwandlung vorgegangen. Es kam ihr vor, als ob sie mit der Sehnsucht des alten Mannes nach einer ruhigen Häuslichkeit ihren Spott treibe. Sie hatte vielleicht gar noch schlimmer gehandelt, als sie, leichtsinnig, nur von launenhaftem Eigenwillen geleitet, sich ohne weiteres zu einem Eheband entschloß, welches sowohl in Bezug auf Alter wie auf Gemüthsart ein völlig unpassendes genannt werden konnte.

So wie Lisa ein Mal zum Nachdenken erwacht war, fühlte sie, daß ihre Handlungsweise bisher eine unrechte war, und wäre es nicht zu spät gewesen, so würde sie, der neuen Eingebung folgend, schnurstracks umgekehrt seyn. Da dieß übrigens nicht so leicht anging, so wollte sie den heldenmüthigen Entschluß fassen und faßte ihn auch in der That, die Hoffnungen des alten Mannes nicht zu täuschen, der in ihr eine freundliche Stütze, eine sanfte Pflege erwartete. In dieser lichten Stunde war ihr Innerstes von den besten und redlichsten Vorsätzen erfüllt und manches heiße Gebet um Kraft zu der Erfüllung entrang sich ihrem Herzen.

Vielleicht ließe sich sagen, diese Umwandlung sey allzuheftig gekommen, ihr nur so angeflogen, allein wir wissen ja, daß in der jungen Mädchenbrust ein warmes lebendiges Gefühl herrscht, welches gar oft nicht entfernt an Beweggründe denkt, ja sie oft nicht ein Mal faßt: wie ein Funke sprüht es auf, zündet und lodert fort, so lange es Nahrung findet. Wie lange es dauert, läßt sich schwer, wo nicht gar unmöglich, voraussehen. In Bezug auf Lisa selbst, können wir hier nur wünschen, daß der Funke nicht zu schnell unter der Asche ersterbe.

„Was mag sie wohl angekommen seyn?" dachte Rosell. „Will sie etwa die Heilige spielen? Die Rolle kleidet sie nicht besonders — und daß sie sich plötzlich geändert haben sollte, daran glaube ich kaum — so

leichtgläubig bin ich nicht!" Er scherwenzte auf alle mögliche Weise um die ernsthafte Braut, ließ seine zierlichsten und galantesten Redensarten aufmarschiren. Lisa verzog kaum den Mund.

Während der Trauung zeigte sie eine wahrhafte Rührung; und als des Kammerers Blick ihr nasses ausdrucksvolles Auge traf, fühlte er den Himmel in sein Herz einziehen. Welche warmen, liebevollen Gebete sandte er nicht für seine Lisa empor!

Bei Tische ging es ebenfalls noch still her. Frau Norman saß schweigend da; anmuthiglich wogten die Federn ihres Kopfputzes hin und her, sie selbst aber war höchst verdrießlichen Humors und alle Leckerbissen der Tafel konnten sie nicht bewegen, ihnen die gebührende Ehre anzuthun. Frau Norman war ärgerlich, sehr ärgerlich über die „tolle Einrichtung" auf diese Art in die Welt hinauszufahren, statt eine anständige und ehrbare Hochzeit zu Hause zu halten, wie andere Leute. Die Hofmeisterin, welche um des lieben Friedens willen, es für das gerathenste hielt, auch etwas von der Art ihrer Frau Schwester anzunehmen, saß da wie ein Stock. Das Brautpaar war still — der Kammerer überrechnete — Gott verzeih' es uns, aber wir können es nicht verhehlen — in Gedanken die Kosten der Partie, welche er sich leider nicht vom Hals hatte schaffen können, und in Lisa's Köpfchen kreuzten sich allerhand Gedanken, bis zu deren Analysirung wir uns nicht versteigen dürfen. Der Pfarrer aß und trank ohne Unterlaß, nachdem er einige vergebliche Versuche gemacht hatte, eine Unterhaltung auf die Beine zu bringen, und man jetzt von Rechtswegen nicht eher Etwas von ihm verlangen konnte, als bis die Gesundheit des Brautpaares ausgebracht werden sollte. Rosell war verdrießlich und machte allerlei Pläne, wie er bei Gelegenheit Rache dafür nehmen wollte, daß er sich über die heutige Lustbarkeit so gewaltig verrechnet hatte. Der einzige, welcher, trotz seiner fehlgeschlagenen Hoffnung, ruhig und vergnügt dasaß, und es sich so wohl

wie nur immer möglich seyn ließ, war der bescheidene Will Ficker. Zwar hatte er Lisa verloren, und was noch schlimmer war (wenn auch nicht in seinen, doch wenigstens in seiner Mutter Augen), die Aussicht auf die Erbschaft; aber den Muth hatte er deßhalb noch nicht verloren. Will war ein herrlicher Junge!

Endlich ging es an die Gesundheiten — der Brautführer schwazte einiges unbedeutende langweilige Zeug, der Pfarrer hielt einen ausgezeichnet magern Sermon und damit war das Mittagessen vorbei. Der Kaffee, Thee, Wein und das Konfekt wurden ordentlich hinabgeschlungen, die Wagen fuhren vor und die Hochzeitgesellschaft begab sich nach Hause.

„So langweilig ist mir's in meinem Leben noch nicht gegangen! — es war, als wenn das Mädchen verhext wäre!" dachte Rosell, als er nach der Heimkunft Wetterquist aufsuchte; denn nach Hause konnte er unmöglich gehen, ehe er seinen Gefühlen oder vielmehr seinem Aerger Luft gemacht hatte.

„Kannst Du Dir in Deinem Leben etwas Tolleres denken?" fragte Frau Norman die Hofmeisterin, als sie, etwa gegen neun Uhr, zu Hause in ihren vier Wänden saßen. „Um acht Uhr daheim seyn! Ja, das muß ich sagen! Nicht ein Mal ein Souper! Pfui Teufel! Um eine solche Hochzeit ist's auch der Mühe werth! Ich kann mich nur über mich ärgern, daß ich so dumm war und mitging! Großer Gott, was ein Wahnwitz, da hinaus zu kutschiren, gerade als ob die Braut sich nicht sehen lassen dürfte! — Man kann sich's mit fünf gesunden Sinnen gar nicht denken! Nein, wenn nicht Narrheit und Eigensinn Trumpf gewesen wären, und ich hätte thun dürfen, was ich wollte, da hätte Etwas anders herauskommen sollen! — ich wollte einen körperlichen Eid darauf ablegen, die Leute hätten mir das Haus eingerannt, nur um die Braut zu sehen. Aber wenn die Kinder nicht weinen sollen, muß man ihnen den Willen thun. Ich hätte übrigens meine Tage nicht geglaubt,

daß Lisa auf solche Narrenstreiche kommen könnte — denn sie hatte die Geschichte so angegeben, das ist klar. Der Kammerer ist, mein' Seel' — nicht so schnell mit der Hand im Geldsack — ich kann mir's denken, wie er sich gedreht und gewunden hat, bis er sein Jawort gab. Es ist aber doch lustig zu sehen, was Lisa schon eine Gewalt über ihn hat."

„Ich weiß recht wohl, was Lisa dabei im Sinne hatte," meinte die Hofmeisterin, als Frau Norman inne hielt, um Athem zu holen. „Lisa ist gescheidt und stolz ist sie auch; ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, sie hat sich die Sache so ausgedacht, um sich so am besten alle Deine Freunde und Bekannte vom Halse zu schaffen."

So Etwas hätte Frau Malla Fogelquist nicht zu äußern gewagt, wenn nicht ihre allmächtige Schwester und Beschützerin selbst über Lisa aufgebracht gewesen wäre. Nun that es der armen Hofmeisterin auch ein Mal wohl, ihrem Herzen Luft machen zu können.

„Das war kein so dummer Gedanke, Malla! Lucie hat stets einen vornehmen Sinn gehabt; das hat sie von mir. Aber auf alle Fälle will ich doch hoffen, daß ich weiß und stets gewußt habe, mit wem ich umgehe; und Lucie braucht mich so Etwas nicht zu lehren, was ich schon wußte, ehe sie auf der Welt war.... Es wird wohl noch etwas kalter Braten da seyn, liebe Hofmeisterin, damit müssen wir uns für heute Abend schon behelfen. Ha, ha, ha — hungrig von einer Hochzeit heim kommen — das ist doch zugleich das miserabelste und zugleich lächerlichste, was ich je gehört habe!"

„Gott gebe Dir Glück und Segen! An Liebe und Wohlwollen wird es nicht fehlen," sagte der Kammerer gerührt, als er in seiner neuen Wohnung die junge Gattin in die Arme schloß. „Ich bin ein alter Mann, Lisa; aber Gott ist mein Zeuge, wie aufrichtig ich im Sinn habe, Dir das Leben angenehm zu machen. Habe

Geduld und Nachsicht mit meinen Eigenheiten und Launen — Du wirst sie mit Sanftmuth und Güte tragen."

„Und Du habe auch Nachsicht mit mir — ich bin deren viel mehr bedürftig!" entgegnete Lisa schluchzend.

„Gott segne Dich!" Der Alte küßte Lisa auf die gesenkte Stirne und setzte mit innigster Selbstströstung hinzu: „Mag der Winter jetzt kommen, wann er will, mich schreckt er nicht mehr."

Während wir nun den Kammerer auf eigene Faust den ersten Schritt auf der Bahn des ehelichen Lebens thun lassen, wollen wir einen Blick zurück auf den Notarius werfen, welchen wir nach dem Auftritt unter dem Fenster der Baronin Lindfeldt nicht in der glücklichsten Stimmung verlassen haben.

Siebentes Kapitel.

Wetterquist muß sich unvermuthet einem Examen unterwerfen, macht die Runde bei den Buchhändlern der Hauptstadt und wird wegen dreier Stüber auf das Tiefste gedemüthigt.

Es war in der Morgendämmerung, als ein paar heftige Schläge des Thürklopfers die artige Marie aufweckten. Sie war so charmant gewesen, nicht zu Bette zu gehen, denn sonst wäre der Notarius, welcher keinen Hausschlüssel bei sich hatte, schwerlich hereingekommen. Was doch die Mädchen aus purer Menschenliebe dienstfertig seyn können! Wetterquist hatte nie so viel Geld, um Marien ein kleines Trinkgeld geben zu können, ihr ein Halstuch, ein paar Handschuhe oder etwas dergleichen zu kaufen, noch weniger, sie in das Theater zu führen. Dessen ungeachtet stand er sehr hoch bei ihr angeschrieben, denn sie war keineswegs gefühllos gegen seine hübschen Augen und stattliches Wesen.

Marie warf schnell ihr Halstuch um, eilte hinab und öffnete die Thüre.

„Was in des Himmels Namen bleiben Sie so lange aus? Es ist ja schon drei, wo nicht gar vier Uhr! Aber Gott bewahre, wie sehen Sie aus? Was ist Ihnen denn passirt?“

Das düstre Halbdunkel der Augustnacht warf Licht genug auf Wetterquist's entstelltes Gesicht, um Mariens Ausruf zu rechtfertigen.

„Nichts ist passirt,“ entgegnete er kurz, eilte an dem Mädchen vorbei und dankte ihr nicht ein Mal für die Mühe, ihm die Thüre aufgemacht zu haben.

„Das muß wahr seyn,“ rief Marie aus, welche bei ihrer reizbaren Gemüthsart diesen Mangel an Aufmerksamkeit doch ein wenig zu auffallend fand, „der Herr Notarius sind sehr artig! Ein anderes Mal kann er draußen stehen bleiben und sich die Hände wund klopfen! Ich habe nicht nöthig, aufzuhocken und zu passen, bis die Herren kommen und dann hinunter zu laufen und ihnen aufzumachen, wenn es ihnen gefällig ist, ihre Hausschlüssel daheim zu lassen!“

„Gib mir Licht!“

„Licht? So? meinen Sie, ich soll immer nur so die Lichtstümpfe für Sie wegputzen? Der Herr Notarius kann selbst sehen, woher er Licht bekömmt, wenn er haben will.“

„Sind denn keine Kerzen mehr da?“

„Na, das muß i sagen! Es ist wohl schon eine halbe Ewigkeit, daß ich das halbe Pfündchen für Sie kaufte, und seitdem habe ich wenigstens ein ganzes angeschafft!“

Wetterquist antwortete nicht, er sprang die Treppe hinauf, tappte nach seiner Thüre, öffnete hastig, eilte hinein und schlug hinter sich zu.

Die Neugierde trieb Marien noch ein Mal, ein Werk der Barmherzigkeit zu thun; sie klopfte an seine Thüre. „Machen Sie auf, Herr Notarius — hier bringe ich Licht.“

„Ich will keines!“

„Sie sehen ja nichts zum Auskleiden. Liebster Herr Notarius, was brauchen Sie denn gleich so kurz angebunden zu seyn?"

„Laß mich in Frieden!"

„Ich muß ja aber hinein — Ihr Bett ist noch nicht gemacht!"

„Geh' zum Henker mit Deinem ewigen Gekläffe!"

„Entweder hat er einen getrunken oder ist er übergeschnappt," sagte Marie vor sich hin und es kam ihr ganz unbegreiflich vor, wie der sonst so feine Notarius so grob seyn konnte. Indessen war es doch ein Gegenstand, über welchen nothwendig noch weiter geredet werden mußte.

„Herr Notarius!"

Keine Antwort.

„Lieber Herr Notarius!"

Wieder still.

„Wollen Sie kein frisches Wasser zum Trinken? Ich habe vergessen, Ihre Flasche zu füllen."

Wetterquist, allerdings von brennendem Durst geplagt, vermochte dieser Versuchung nicht zu widerstehen. Ohne ein Wort öffnete er die Thüre.

Sobald Marie drinnen war, nahm sie sich die Freiheit, ihm mit dem Lichte unter die Augen zu leuchten.

„Jesus, wie Sie blaß aussehen, Herr Notarius! — jetzt sehe ich es erst recht! Sagen Sie um Gotteswillen, wo sind Sie denn gewesen?"

„Im Weinkeller!" schrie Wetterquist die arme Marie so heftig an, daß diese drei Schritte zurückrollte.

„Das kann man wohl sehen!" murmelte Marie vor sich hin.

Wetterquist war vom Kornhafen aus wirklich nach einem Keller gegangen. Er fühlte das Bedürfniß nach einem Glase Punsch und bestellte eine halbe Flasche; als sie vor ihm stand, blieb er stumm sitzen, bis die Wirthschaft geschlossen wurde und man ihm andeutete, seiner Wege zu gehen. Er machte sich nun, wenigstens seiner

Meinung nach, auf dem Nachhauseweg; allein in seiner Sinnesverwirrung schlug er eine falsche Richtung ein, kam über die Schlusenbrücke in die Südvorstadt und gerieth in ein Labyrinth von engen dunkeln Gäschen, wo er in seinem Leben nicht gewesen war. Er ging und ging; die heftige Gemüthsaufregung, im Verein mit einer Menge geistigen Getränks, welche er nicht gewohnt war und fast unwissend hineingegossen hatte, wirkten berauschend, als er an die Luft kam, und sicherlich wäre er bis zum hellen Morgen umhergelaufen, wenn ihn nicht eine menschenfreundliche Patrouille, welche er nach der der deutschen Kirchstraße fragte, auf den rechten Weg gewiesen hätte.

Am folgenden Tage hielt ihn ein ernstliches Fieber zu Hause; dieses dauerte, wiewohl schwächer, noch am Donnerstag fort; trotz dem ging er aber doch zu Lindfelts; denn die Lektion durfte nicht versäumt werden, ungeachtet er seine letzte vierundzwanzig Schillinge dran wagen mußte, um die Stiefel besohlen zu lassen, denn die lange Wanderung der vorigen Nacht hatte sie in Invalidenzustand versetzt.

Eine verzehrende Gluth tobte durch seine Adern. Gedanken, Gefühle, Vorsätze aller Art durchkreuzten sich in ihm bunt durcheinander. Aber in Mitten dieser babylonischen Verwirrung stand gleichwohl eine helle lichte Gestalt — die schöne Mathilde. Mit so inniger Milde, mit so aufrichtiger Theilnahme hatte sie ihn noch niemals empfangen. Mathilde war nicht gewohnt, viel zu reden, allein was sie sagte, kam aus dem Herzen und fand auch den Weg dahin.

Schon seit der verhängnißvollen Stunde, wo der Notarius sie in der Trödelbude gesehen, hatte ihr sanftes holdes Auge ihn gefesselt. Welch' ein Unterschied in der hehren Reinheit, welche Mathilden umgab und dem flüchtigen Sonnenschimmer, der um die launige Lisa spielte, welche heute die schmachtende Liebhaberin, morgen die allmächtige Herrscherin machte, und in jeder

Gestalt gebieterisch die Huldigung der Männerwelt verlangte!

„Aber," dachte der Notarius, welcher natürlich zuletzt bei Mathildens Verdiensten stehen blieb, „dies ist der Vortheil ihrer Geburt und Erziehung. Arme Lisa!"

Der arme Wetterquist — er hatte so wenig in der Welt gelebt, daß er der Meinung war, Geburt und Erziehung seyen hinreichend, auch noch viel größere Mängel als Lisa besaß, bedecken zu können.

Die Baronin Lindfelt — es möchte vielleicht nicht ganz unpassend seyn, bei dieser Gelegenheit Etwas von der Dame zu sagen — war die Wittwe eines Flottenmajors und ohne großes Vermögen. Sie gehörte zu der Menge von achtungswerthen Vernunftsmenschen, die überall hin passen und gewöhnlich weit bessere und zuverläßigere Gesellschafter sind, wenn man auch sogar allein mit ihnen ist, als die feuerfangenden, anspruchsvollen Gemüther, welche jede Wendung benützen, um ihren Witz und ihre Genialität durchscheinen zu lassen. Die Baronin Lindfelt ging nicht im mindesten darauf aus, für witzig oder genial angesehen zu werden. Sie hatte gar nicht so Unrecht in ihrer Ansicht, daß ein solcher Vorzug von Geistesreichthum auch seine Plage habe, und gab lieber Veranlassung zum Gähnen als einen Einfall Preis.

Sie hatte das Glück, — und sah es für kein unbedeutendes an — mit dem reichen und hochgestellten Grafen Ernst L— auf Dagstaholm verschwägert zu seyn, welcher geruht hatte, ihrer Schwester, einem armen Fräulein, wie sie selbst vormals, seine Hand anzubieten; und da beide Schwestern immer auf dem besten Fuße mit einander standen, so brachte die Baronin, nachdem sie Wittwe geworden, jeden Sommer einige Zeit mit Mathilden auf Dagstaholm zu.

Mutter und Tochter saßen bei ihrer Arbeit, als der Notarius eintrat. Mathildens Hoffnung, daß die Mutter einen Ausgang machen oder selbst Besuch erhalten möchte,

schlug durchaus fehl: die Baronin war selbst begierig, Etwas über Wetterquists damaliges sonderbares Benehmen auf der Straße zu erfahren und wollte ihre Neugierde befriedigen; deßhalb blieb sie ruhig und still auf ihrem Stuhl sitzen — auch fehlte sie überhaupt selten bei den Lektionen.

In dem ganzen Wesen des Notars lagen ohne Zweifel noch die hinterlassenen Spuren des gewaltigen Sturms, welcher über ihn hingegangen war, denn kaum hatte er seine gewöhnliche steife, ehrfurchtsvolle Verbeugung gemacht, als ihn die Baronin fragte, ob er nicht wohl sey.

„Nicht ganz; doch hoffe ich, daß die Unpäßlichkeit, welche mich seit ein paar Tagen quälte, bald vorüber seyn wird."

„Ich habe von Mathilden gehört, daß Sie bei der letzten Lektion unwohl geworden sind. Die Hitze ist auch in diesem Monat so drückend und die Zimmerluft schrecklich schwül und erstickend."

Wetterquist machte abermals eine Verbeugung, legte den Hut ab und näherte sich dem Tischchen, an welchem Mathilde mit dem englischen Wörterbuche vor sich saß.

Der Notarius nahm Platz.

Mathilde schlug die Augen auf, senkte sie aber sogleich wieder, denn Wetterquist erröthete gleich ihr. Er zitterte sogar, und trotz aller Anstrengung war seine Stimme undeutlich.

Die Baronin dachte darüber nach, wie sie wohl am besten ihre Fragen an den Notar stellen könne und während dieser Gedanken merkte sie nicht, was an dem Tisch vorging. Als es ihr aber, wie dies zuweilen geschah, nicht glücken wollte, irgend etwas Passendes auszufinden, so gab sie sich weiter keine Mühe des Nachdenkens mehr, und fragte ohne alle Umschweife: „Sie haben vorgestern Abend Ihre besondere Aufmerksamkeit auf meinen Schwager, den Grafen L.. gerichtet, Herr Notarius, als er am Fenster stand. Ich kann mir wohl denken, Sie wer-

den ebenso wie ich und Mathilde von der Aehnlichkeit der beiden Herren überrascht gewesen seyn? Wahrlich, zwei Brüder könnten einander nicht ähnlicher sehen."

„Mein Vetter Leopold sieht dem Oheim nicht mehr gleich," bemerkte Mathilde, um doch auch Etwas zu sagen.

„Die Natur hat zuweilen solche Launen," versetzte der Notarius mit schwacher, kaum hörbarer Stimme. Das heftige Herzklopfen ließ ihn kaum Athem holen, als er hinzusetzte: „Hat der Herr Graf vielleicht einen Sohn in Stockholm?"

„Ja, einen Sohn aus zweiter Ehe, meinen Neffen Leopold. Er hat ihn kürzlich in das Kadettenhaus nach Karlberg gebracht. Sie haben mir aber noch nicht gesagt, was an jenem Abende Ihre Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch genommen hat."

„Gerade das, was Sie so eben bemerkt haben, gnädige Frau; ich war dergestalt überrascht, daß ich alle Regeln der Artigkeit auf die Seite setzte. Ich habe mir später Vorwürfe genug darüber gemacht."

Zum Glück fur den Notarius wurde ein Besuch gemeldet und dadurch sowohl seiner peinlichen Lage ein Ziel gesetzt, als auch zu gleicher Zeit Mathildens heimlicher Wunsch erfüllt. Es ging aber dem jungen Fräulein, wie es den Leuten überhaupt häufig geht, wenn unversehens ihr Wille geschieht: statt daß ihnen die Erfüllung Annehmlichkeit bereitet, führt sie weiter Nichts als ein drückendes Gefühl in ihrem Gefolge.

So war es auch hier. Mathilden wurde auf einmal angst und bange um das Herz. Ihre Theilnahme für den Notarius war gewiß gleich groß, wo nicht mehr, — inniger; allein als die Mutter das Zimmer verlassen hatte, war sie keines Wortes mächtig, und dies noch um so mehr, als der Notar ebenfalls hoch erröthete und sie, wie es ihr wenigstens dünkte, mit anderen Augen als gewöhnlich anblickte.

„Ist Graf L... noch in der Stadt?" fragte Wetterquist, als das Schweigen gar kein Ende nehmen wollte.

„Nein, der Oheim ist heute Morgen abgereist. Er hatte die Güte, uns mit nach Dagstaholm nehmen zu wollen, allein die Mutter war dagegen, da wir ja erst vor kurzem, den ganzen Mai und Juni, dort waren. Vor dem nächsten Frühjahr gehen wir nun nicht mehr hin."

„Nächstes Frühjahr? Da bleiben Sie wohl lange aus?"

„Ja, den ganzen Sommer, will der Oheim haben. Es ist so hübsch zu Dagstaholm, daß man es gar nicht überdrüssig werden kann."

„Das glaub' ich wohl."

Wetterquist beugte sich auf das Buch nieder, und die Lektion nahm ihren Anfang. Aber es wollte nicht recht damit gehen. Dem Notarius war von dem gestrigen Fieber der Kopf noch angegriffen. Er war beinahe außer Stande fortzufahren, und es reute ihn zu spät, daß er das Zimmer und das Bett verlassen hatte, da er jeden Augenblick einen neuen Anfall befürchtete. Körperliche Unpäßlichkeit und einen überreizten Seelenzustand sollte man nicht mit vor die Thüre nehmen. Wetterquist stand auf und sah sich nach Wasser um.

Mathilde sprang hastig auf und reichte ihm ein Glas. Sie zitterte vor Furcht und Unruhe. „Mein Gott, wie sehen Sie bleich aus, Herr Notarius! Sie hätten nicht ausgehen sollen, wenn Ihnen so unwohl ist; thun sie dies nicht mehr!"

„Ich habe Sie erschreckt, mein Fräulein — das war sehr unartig von mir. Es ist nun schon ein paar Mal nach einander vorgekommen, daß ich die Lektion aussetzen mußte. Ich wage es kaum wieder her zu kommen."

„Sprechen Sie nicht so — wir wären in Unruhe um Sie, wenn Sie nicht kämen."

„Sie sind wahrhaft allzu gut, das zu sagen, und ich kann kaum glauben, daß es in der That Ihr Ernst ist."

„Gewiß ist es so; ich könnte gar nicht anders als mir einbilden, Sie wären sehr krank oder sehr . . . . . ich weiß nicht, ob es sich schickt es zu sagen."

„Was meinen Sie? Haben Sie die Güte, es zu sagen! Sie können nichts sagen, mein Fräulein, was sich nicht schickte.“

„Sehr betrübt — unglücklich — meine ich. Es ist mir immer vorgekommen, als ob Sie irgend einen heimlichen Kummer hätten.“

„Mein bestes Fräulein, wie dankbar bin ich Ihnen für Ihre Theilnahme, welche Sie mir auf so milde und schonende Weise beweisen — allein vergönnen Sie mir, darüber zu schweigen — meine Aufrichtigkeit könnte Sie nur betrüben.“

„Ist es Etwas, wovon Sie nicht sprechen können, Herr Notarius?“ bemerkte Mathilde schüchtern.

„Ja, es ist in der That Etwas, wovon ich nicht sprechen kann.“ Mit einem ausdrucksvollen innigen Blick faßte er ihre Hand. „Wenn Sie mich eine Zeitlang nicht sehen, so seyen Sie gewiß, daß mir nichts Schlimmeres widerfahren ist, als die gebieterische Nothwendigkeit, meine Lektionen bei Ihnen aussetzen zu müssen.“ Mehr wagte er nicht zu sagen; allein es war auch genug: weder er noch Mathilde getrauten sich ein Auge aufzuschlagen, als er das Zimmer verließ.

Fünf nachfolgende Lektionstage wartete Mathilde vergebens auf ihren Lehrer.

Wetterquist war zwar nicht bettlägerig; allein er befand sich in einer allzu gereizten Stimmung, als daß er sich in die Nähe der liebenswürdigen Mathilde wagen durfte, ohne sich zu verrathen. Es hätte scheinen mögen, daß seine an die Hungerkur gränzende Diät seine Sinne wieder in's Gleichgewicht bringen würde; allein dies geschah nicht: Mattigkeit und fieberhafte Phantasien unterhielten das verzehrende Feuer.

Er brauchte höchst nothwendig Geld; um sich dies zu verschaffen, beschloß er, einen Verleger für seine „Gedichte“ zu suchen. Diese waren seit jenem Abend, wo Rosell sie so unbarmherzig recensirt hatte, nicht zum

Vorschein gekommen. Was die von seinem Freunde vorgeschlagene Novelle betrifft, so machte Wetterquist bald die Erfahrung, daß dieses Genre mehr Schwierigkeiten hatte, als er zu überwinden im Stande war. Er konnte nie weiter als bis zum Anfang kommen — dagegen hatte dieser aber auch mindestens zehn veränderte und verbesserte Auflagen, als zum Beispiel „Blutigroth sank die Sonne im Westen nieder, als ein junger Mann" ꝛc. ꝛc., oder „Es war eine schwarze stürmische Nacht; in großen Flocken senkte sich der Schnee auf den düstern Burggarten herab," und dergleichen mehrere. Vor einem solchen Anfang, auf einen großen Foliobogen mit breitem Rand geschrieben, — denn die Herrn Extraordinarii haben freies Papier — saß Wetterquist Stunden lang und kaute an den Nägeln; da er aber mit seiner Erzählung durchaus nicht weiter zu kommen vermochte, gab er die ganze Geschichte auf und gelangte ohne große Mühe zu der Ueberzeugung, daß sein Genie nicht für solchen Lumpenkram wie Romanen- und Novellenliteratur gemacht war. Die Poesie hingegen war ein Feld, würdig seines Strebens; und da das Schicksal ihm verweigerte, auf simpeln irdischen Rossen zu reiten, so konnte es ihm doch nicht verwehren, sich kühn auf den Rücken des Pegasus zu schwingen.

Die Papierrolle unter dem Arm machte sich Wetterquist auf den Weg, allein sein Stolz fühlte sich empfindlich gekränkt und der Muth sank ihm gewaltig, als ein Verleger nach dem andern ihn mit mehr oder minder höflichem Bedauern abfertigte, ohne mehr als einen kaum flüchtigen Blick in sein Manuscript geworfen zu haben. Wetterquist konnte gar nicht begreifen, wie diese Leute nur glauben mochten, sein Buch werde nicht reißend abgehen: er wußte freilich nicht, daß die Verleger allezeit einen merkwürdigen Scharfblick besitzen, wenn es darauf ankommt, sey es auch nur dem Aeußern nach, die erste Arbeit eines jungen Schriftstellers zu beurtheilen. Wer hat sie gelesen? — wer kennt sie? —

wer weiß wie sie geht — ob sie nur überhaupt gehen wird? —

Wetterquist würde leichter und früher erfahren und begriffen haben, wie es mit solchen Händeln zuzugehen pflegt, wenn er nur eine kleine spaßhafte Anekdote gekannt hätte, welche vor einiger Zeit in dem Tageblatt stand, und die wir, ihres Zusammenhangs mit unserem Gegenstand halber, hier mittheilen wollen.

Ein junger deutscher Schriftsteller — welcher schon öfters für seine Romane einen Verleger gesucht hatte, aber noch nicht so glücklich gewesen war, einen zu finden, machte eines Tags mit einem veritabeln „Bauchwehgesicht" seine Tour in den Buchläden seiner Vaterstadt L... Er kömmt zu dem Buchhändler Nro. 1., bittet um die Gnade, ihm ein paar Minuten zu schenken, — trägt ihm seinen Roman „Simpathien" betitelt an, und wird, ohne daß der Buchhändler das Manuscript nur in die Hand genommen hätte, mit einer süßsauern Miene abgefertigt: „Es thut mir leid, allein ich bin bereits für dieses Jahr versehen." Der Buchhändler Nro. 2. sieht auf den Titel, schneidet ein Gesicht, sagt: „dergleichen geht nicht," und gibt ihm das Manuscript zurück. Nro. 3. läßt sich durch die angelegentlichen Bitten des Verfassers bewegen, das Manuscript acht Tage zu behalten, um ein wenig „hineinzugucken." Nach einer Woche kömmt der Verfasser wieder, wo dann der Buchhändler ihm versichert, wie ausnehmend leid es ihm thue, derartige Schriften nicht verlegen zu können. — „Haben Sie es denn durchgelesen?" „Blos flüchtig; aber dieß war hinreichend, ich habe einen sehr sichern Blick in dergleichen Sachen. Der Roman taugt nichts; entschuldigen Sie, daß ich so aufrichtig bin, mein Herr!" Der junge Schriftsteller geht nun mit seinem Manuscript zu Nro. 4. und bewegte diesen endlich, mit allem Aufwand seiner Beredsamkeit, sich wenigstens ein Kapitel, z. B. das zweite, vorlesen zu lassen. Der Ver-

fasser billt hübsch, der Buchhändler hört mit halbem Ohr zu und gähnt zuweilen sehr reputirlich dazwischen. Das Kapitel ist zu Ende. „Nun?" — „Das ist Alles ganz gut und hübsch," versichert der Buchhändler, „nur — ich muß Ihnen offen gestehen — etwas langweilig. Das Buch würde nicht gehen, ich getraue mir nicht Ein Exemplar davon zu verkaufen; — es thut mir leid!" „Herr," fährt endlich der Schriftsteller heraus, „wissen Sie wohl, was es für eine Arbeit ist, welche Sie und alle ihre Herrn Collegen so weit weggeworfen haben? es sind Göthe's Wohlverwandschaften, ich habe mich eigens zu diesem Zweck, der Mühe des Abschreibens unterzogen. Adieu!" — Der junge Mann ging nach Hause, ließ das Manuscript in Marokin binden und stellte es auf sein Bücherbret, wo es steht, als ein Beitrag zu der Geschichte des deutschen Buchhandels.

Tout comme chez nous!

Die Papierrolle unter dem Arm und Verzweiflung im Herzen, kam unser Schriftsteller von seiner vergeblichen Entdeckungsreise heim. Er war tief gebeugt, muthlos, rathlos, vollkommen lebensüberdrüssig. Es war auch ganz natürlich: denn wenn eine gescheiterte Hoffnung bei Jedem, der mit leeren Taschen nach Geld ausgeht, etwas sehr Bittres ist, so trifft doch das Mißgeschick einer getäuschten Erwerbung den unglücklichen Schriftsteller doppelt hart.

„Was nun anfangen?" fragte Wetterquist sich selbst und strengte vergeblich alle seine Erfindungsgaben an. Rosell wollte er in seiner abermaligen Verlegenheit nicht wieder angehen und außer diesem hatte er keinen Freund. Nachdenklich, mit gesenktem Haupt, ging er fürbaß, als ihn auf einmal eine wohlbekannte Stimme überraschte: „Ah! Herr Notarius — gehen Sie bereits wieder aus?" Es war Mathilde.

Der arme Wetterquist — welches Begegnen — und in was für einem Augenblick!

„Ach, Fräulein von Lindfelt, verzeihen Sie, ich hatte

Sie gar nicht bemerkt! Es ist heute das erste Mal seit acht Tagen, daß ich das Zimmer verlassen habe," stotterte der Notarius und hielt instinktmäßig seine Papierrolle mit dem unseligen Manuscript möglichst weit hinter dem Rücken, um es ihren Blicken zu entziehen. „Erlauben Sie, daß ich Ihnen ein Stückchen das Geleit gebe?"

„Wenn Sie so gütig seyn wollen! Sie kommen doch wohl morgen zu uns, Herr Notarius? Die Mutter hat sich schon lange gewundert ..."

„Ich hoffe wohl, daß es mir morgen möglich seyn wird!" sagte der Notarius, nur Mathildens Frage beantwortend, — die billige Verwunderung der Mutter überging er. Wetterquist hatte es nicht gewagt, Marie mit einer Entschuldigung hinzuschicken, denn er fürchtete, das Mädchen möchte ihm den Streich spielen und Etwas auf eigene Rechnung hinzusetzen.

Nachdem sie noch einige gleichgültige Worte gewechselt hatten, schritten sie schweigend neben einander her und kamen so bis zur Statue Gustafs III, ohne daß er wenigstens daran dachte, wohin es ging.

„Ich werde hier überfahren," sagte Mathilde. Wetterquist vergaß (und was vergißt ein Liebhaber nicht Alles?) daß er keinen Pfennig Geld hatte und folgte ihr ohne Besinnen, trunken von dem Glück, neben der reizenden Mathilde sitzen zu dürfen. Etwas anders würde ihn sicher nicht so ganz und gar haben vergessen lassen, daß er gerade bei denselben Fährweibern noch für mehrere Ueberfahrten in der Kreide stand.

Was für Minuten der Seligkeit, so mit der Angebeteten seines Herzens über die Wellen des Stroms zu schwimmen! — dieß war doch etwas ganz Anderes, als steif und fest, mit drei Schritten Abstand auf der Straße mit ihr zu gehen oder am Unterrichtstische gegenüber von der Baronin zu sitzen.

„Wie angenehm doch die Seeluft ist!" brach Mathilde das Schweigen.

„Ich habe sie noch nie so himmlisch gefunden wie heute," erwiederte Wetterquist ein wenig unbeholfen, woran man gewöhnlich merkt, daß der Sprechende fühlt, etwas höchst Gewöhnliches vorgebracht zu haben.

Mathilde fand indessen die Phrase nichts weniger als langweilig. Man findet gar leicht Gefallen an Etwas, was gesagt wird, sobald es, wenn es auch noch so unbedeutend, nur von Jemand kommt, für den man sich interessirt. Außerdem konnte auch die einfach erzogene Mathilde unmöglich diese abgenützte Gefühlsäußerung übel nehmen, welche sich auf einen schrecklichen alten Gemeinplatz hinausführen ließ.

Weit früher, als die beiden Passagiere wünschten, landete das Boot, man sprang an das Land — es fehlte nur ein kleiner unbedeutender Umstand: die drei Stüber Fährgeld.

„Sie sind vielleicht so gütig, Herr Notarius?" sagte Mathilde und ahnte nicht, in welche Verlegenheit sie ihn brachte: sie sah es im Gegentheil für eine freundliche Artigkeit von ihrer Seite an. Es waren ja nur drei Stüber, und sie hatte Nichts bei sich als einen Dreithalerschein.

So niedergeschmettert hatte sich unser feiner delikater Notar in seinem Leben nicht gefühlt — und da er, wie wir uns erinnern, von der Natur keineswegs mit dem glücklichen Takt begabt war, der sich sowohl in kleineren wie in größeren Verlegenheiten zu helfen weiß, so fand er sich zugleich vernichtet und vermochte Mathilden nicht in die Augen zu blicken, als er die Entschuldigung hervorstotterte, daß er unglücklicherweise auch keine Münze bei sich habe.

„Wir können schon wechseln, geben Sie nur her," versetzte eines von den Weibern, „so kriegen wir unser Geld für das Frühere auch. Es ist wohl schon wenigstens fünf Mal, daß der Herr übergefahren ist, ohne uns etwas Anderes zu geben, als eine Vertröstung auf das nächste Mal."

Wie bei diesen Worten Wetterquist wünschte, daß ihn die Erde verschlingen und seine Schmach und Schamröthe verbergen möchte, brauchen wir nicht erst zu erzählen. Für einen Mann von ungewöhnlicher Art wäre es eine Kleinigkeit gewesen, sich aus der Klemme zu ziehen — aber nicht so mit dem Notarius, welcher bei seinem Hochmuth und seinem eingewurzelten Mißtrauen Alles von der schiefen Seite betrachtete. Er bildete sich jetzt ein, daß Mathilde ihn über die Achsel ansehen würde, wenn sie nun merkte, daß er weder kleines noch großes Geld bei sich hatte, und überhaupt so arm sey wie eine Kirchenmaus.

Was eigentlich Mathilde aus seiner Weigerung schloß, ist nicht leicht zu sagen. Sie schien selbst ein wenig betreten über die Freiheit zu seyn, welche sie sich genommen hatte — und ebensowohl über die Frechheit der Fährweiber. Indessen zog sie schnell ihren Dreithalerschein hervor; — er wurde gewechselt — während sie aber bezahlte und herausbekam, eilte der Notar, welcher das Schlimmste fürchtete, daß sie nämlich ihm den Dienst würde leisten wollen, den sie eben erst von ihm verlangt hatte, mit einer hastigen Verbeugung von dannen. Dieß war das erste Mal, seit er Mathilden kannte, daß ihm gleichsam ein Stein vom Herzen fiel, als er außer ihrem Bereich war.

Das Abentheuer mit der Ueberfahrt vergaß er nicht — allein es erfolgte nie auch nur die geringste Hindeutung darauf. Im Laufe des Herbstes glückte es Wetterquist, noch mehrere Schüler zu bekommen, wodurch sich auch die Sorge für seinen täglichen Lebensbedarf etwas verringerte. Sobald seine ökonomische Lage leidlich war, besserte sich auch seine Laune auffallend.

Von den Gedichten und deren fernerem Schicksal wissen wir nichts weiter, als was Rosell darüber berichtet hat, — ob man sich darauf verlassen kann, ist eine andere Frage. Der Regierungssekretär behauptet nämlich, Wetterquist habe, in einem Anfall von Zorn

und Verzweiflung, sämmtliche Scripturen den Flammen geopfert, als er bei einem abermaligen Versuch, sie in baare Münze und Lorbeeren umzusetzen, auf's Neue eine abschlägige Antwort und Verdruß einernten mußte.

Mag es sich aber auch mit der Wahrhaftigkeit von Rosells Worten verhalten, wie es will — so viel ist gewiß, daß sich der Notar nicht weiter mit der Versmacherei abgab. Er wollte sich von nun an einschließlich dem Dienste der Frau Themis widmen, in der Hoffnung, daß ihn die treuen Dienste, welche er dieser leistete, mit der Zeit zu dem Altare der Venus hinüberleiten würde, von der er sich indessen vor der Hand noch in bescheidener Ferne zu halten beschloß.

Daß ein junger Mann von Wetterquists Charakter Wort zu halten im Stande war, wird man glauben dürfen — und da es mit seinen Liebesaffairen wohl nicht so schnell gehen wird, so dürfte es das Beste seyn, wenn wir uns wieder zu unserm jungen Ehepaar wenden.

Achtes Kapitel.

Nach einigen Tagen des Sonnenscheins findet sich der Kammerer vermüßigt, seine Würde zu wahren. Wie eine junge Frau die Honigmonate anwendet.

„Was für ein Glück, was für ein Segen des Himmels ist doch eine fleißige und zärtliche Hausfrau!" sagte der Kammerer noch am Schlusse des ersten Monats seiner Ehe, jedes Mal, so oft er in das Schlafzimmer trat, und die junge, emsige Hausfrau entweder mit Strümpfestopfen oder Hemdenflicken beschäftigt fand.

„Lisa, mein Schatz, ein solcher Gottesengel bist Du! Womit habe ich, alter Mann, diese Gnade von Gott verdient!"

Man sieht, daß der Kammerer noch in dem sogenannten Honigmonate war — ein Umstand, welcher auch

daran Schuld gewesen, daß er sich bei dem Haushaltungsgeld etwas gestoßen und fünfzig Thaler Reichsgeld mit fünfzig Thalern Banko verwechselt hatte. Als aber die Summe in das Hauptbuch eingetragen werden sollte und der Irrthum an den Tag kam, gelobte er sich fest und heilig, daß dergleichen nicht mehr vorkommen sollte.

Lisa lächelte anmuthsvoll. „Ich habe auch ewig mit dem Herausflicken Deiner alten Sachen zu thun," sagte sie; „denn eine solche Unordnung, wie ich sie hier antraf, ist mir noch nicht vorgekommen, soll aber auch nie mehr einreißen."

Sobald aber der Alte den Rücken wandte, wurde es anders: Strümpfe und Hemden flogen in einen Korb unter den Tisch — und was that Lisa nun? Sie trat zu ihrer Toilette, wusch sich die Hände mit Eau de Cologne, ergriff einen Roman und warf sich auf den Sopha, wo sie so lange liegen blieb, bis das Lesen sie langweilte, was nicht lange anstand. Nun legte sie sich in's Fenster; da sich aber nichts Interessantes sehen ließ, öffnete sie die Garderobethüren, holte eine Schachtel hervor, worin sie eine kleine Partie allerlei modernen Putzes verwahrte, zu deren Anschaffung sie vor der Hochzeit ihre Mutter mit leichter Mühe zu bewegen gewußt. Da sich aber bisher noch keine Gelegenheit gezeigt hatte, die prächtigen Hauben paradiren zu lassen, so suchte Lisa wenigstens darin einigen Ersatz, daß sie solche vor dem Spiegel flüchtig aufprobirte, und mit dieser Unterhaltung gewöhnlich, ohne derselben überdrüssig zu werden, so lange fortfuhr, bis der wohlbekannte Tritt ihres Alten von der andern Seite her der angenehmen Zerstreuung ein Ende machte. Bei dieser Veranlassung, welche sich fast täglich wiederholte, wurden die Hauben drunter und drüber in die Schachtel hineingeworfen, und diese im Hui wieder in die, vorsichtig stets nur angelehnte Garderobethüre hineingestoßen und zugeschlossen. Nun war Lisa schneller als

ein Gedanke an ihrem Nähtisch und ergriff mit einem kleinen Naserümpfen dieselben Socken, an welchen sie schon den ganzen Monat über flickte.

In den Augen des Kammerers machte sich aber ihr häuslicher Fleiß ganz anders; — lag ja doch seine unterste Kommodeschublade voll von reinen und unzerrissenen Strümpfen und eine andere mit schönstens geordneten Hemden. Dabei war blos der eine Umstand, von dem er freilich nichts wußte, daß nämlich dieß Alles das Werk der Hofmeisterin war, welche für ihre sorgsame Mühwaltung von Lisa reichlich belohnt worden war, und zwar mit unterschiedlichen Zeugstücken aus dem alten Verlag des Triangels, welche in fremden Händen zu wissen, den ehrlichen Kammerer in offenbare Verzweiflung gestürzt haben würde. Der arme Mann glaubte sie gut und sicher in der großen Eckkiste verwahrt, welche er den Tag nach der Hochzeit Lisa's Obhut übergeben hatte.

„Was für ein Glück, was für ein Segen ist doch eine fleißige und zärtliche Hausfrau!"

Der Kammerer trat eines Vormittags in das Zimmer seiner Gattin; es war in den ersten Tagen des Novembers — der zweite Honigmonat hatte kaum begonnen.

„Hast Du gelesen, was hier steht?" fragte Lisa, reichte ihrem theuern Eheherrn das Tagblatt und zeigte mit den Fingern auf eine Stelle:

„Der Verein „Par bricole" hält den und den ꝛc."

„Ich weiß es schon," erwiederte der Kammerer, und da ich als Junggeselle nie versäumt habe, den Gesellschaften des Vereins beizuwohnen, — es war das einzige Vergnügen, welches ich mir erlaubte — so will ich jetzt als Ehemann meinen Beitrag auch nicht unnöthigerweise geben. Indessen bleibe ich eben so gerne bei Dir zu Hause, liebste Lisa, als ich hingehe."

„Aber," entgegnete Lisa mit einer Beredtsamkeit und einer so schmeichelnden Stimme, daß der Alte beinahe weg war, „aber liebster Freund, ich will durchaus

nicht, daß Du meinethalben Deine lieben alten Gewohnheiten aufgeben sollst! Ich habe schon gehört und glaube es auch in der That, daß ein Mann auf die Länge versauert, wenn er jeden Abend zu Hause bei seiner Frau hockt. Und dann vollends, wenn ein Mann in Deinen Jahren nicht mehr in Gesellschaft geht, dessen angesehenes Mitglied Du so lange gewesen und wo Dich so viele Freunde vermissen, so könnte dieß einen Schatten auf uns beide werfen — ohne Zweifel würde es heißen: „Seine junge Frau läßt ihn nicht fort; der arme Laßman ist schon tüchtig unter dem Pantoffel," und dergleichen mehr. Wenn es darauf ankommt, über ein junges Ehepaar etwas zu sagen, so wissen die Leute sogleich Allerlei."

„Ja, ja, mein Schatz, da hast Du wirklich nicht Unrecht. Man darf den Lästerzungen keine Gelegenheit geben."

In der That hielt auch unser Kammerer sehr viel auf seine liebe Gesellschaft Par bricole und es war ihm nichts lieber, als ein guter Vorwand, um hinzukommen. Er hatte sich freilich vorbehalten, sich das Vergnügen zu versagen, damit er Lisa keine Gelegenheit gäbe, vielleicht ein Exempel für ein anderesmal davon abzunehmen; jetzt stand aber die Sache anders, da es darauf ankam und als durchaus nothwendig erschien, daß er sowohl seine Reputation bewachen, als auch Lisa vor jedem möglichen Tadel freistellen mußte. Da er zudem selbst die Wichtigkeit der Sache einsah, so wäre es wahrlich sogar schlecht gewesen, wenn er nicht ihrer Bitte nachgegeben hätte, welche sie offen und wahr aussprach.

„Es ist freilich etwas langweilig, so allein zu Hause zu seyn," meinte die junge Frau; „ich werde aber zeitig zu Bett gehen."

„Du könntest ja Deine Mutter herkommen lassen, liebe Lisa."

„Ach nein, das sehe so schwach aus, wenn ich jedesmal Jemand herbringen und Gesellschaft halten wollte,

wenn Du ausgehst! Ich mache mir nichts daraus — man darf sich nicht so verwöhnen.“

„Wie verständig von einem so jungen Geschöpf!“ versetzte der Kammerer mit einer Art heiliger Verwunderung.

„Na, da ist es auch der Mühe werth, mich so zu loben;“ meinte Lisa ganz naiv; „ich thue ja nichts weiter, als meine Pflicht.“

Der Kammerer küßte im hellen Entzücken seine Frau auf die Wangen. „Nichts als Deine Pflicht thust Du?“ entgegnete er. „Ach, Du Gottesengel, wie viele Frauen gibt es, welche sich darum nicht viel kümmern! Doch, das sind Sachen, wovon Du Gott Lob Nichts verstehst, mein Kind. Ich kann nur gar nicht begreifen, wie Du Dich auf einmal so verändert hast, Lisa? Es ist mir, als wärst Du ein ganz anderer Mensch geworden.“

„Nun, Du wirst doch wohl einsehen, daß ein Unterschied ist zwischen einem wilden Mädchen und einer gesetzten Hausfrau!“ erwiederte Lisa geschämig. „Wenn man in den Ehestand tritt, muß man wohl denken, daß es nicht mehr so fortgehen kann, wie vorher; das liegt in der Natur der Sache.“

„Ja, in Deiner Natur, Lisa, und es ist auch leicht einzusehen, aber leider thun es nicht alle Frauen — weit entfernt! Das ist gerade Dein größtes Verdienst, mein Kind, daß Du selbst Deinen eigenen Werth so wenig kennst. Ich schätze es nur um so mehr. Durch Dich werde ich wieder ganz jung und lebe jeden Tag mehr auf, gleich als wäre ich im Himmel.“

Ein feines Lächeln, welches dem Alten übrigens entging, flog wie ein Blitzstrahl über die Lippen der jungen Frau. „Wie froh bin ich, zu hören, daß Du mit mir zufrieden bist!“

„Ja, Lisa, Gott weiß es, daß ich mit Dir zufrieden bin; und wenn Du es denn durchaus willst, daß ich in meine Gesellschaft gehe, so werde ich auch hin-

gehen! Aber noch eins, ließ nicht im Bett, — Du könntest darüber einschlafen und die Gardinen anbrennen."

„Nein, nein, sey ohne Sorgen! Ich lese nicht im Bett, und lösche mein Licht aus, sobald ich darin liege. Du kömmst wohl vor zwölf Uhr heim?"

„Ach ja, ich glaube gewiß; wenigstens bleibe ich nicht lange drüber. Sollte etwa Jemand heute Abend kommen, so sage der Magd vorher, daß sie Niemanden einläßt, sie kann sagen, daß ich ausgegangen, und Du unwohl seyst."

„Visite werden wir wohl keine zu befürchten haben," versetzte Lisa lachend; „es kommt ja kein Christenmensch zu uns. Außer jenem Nachmittag, wo die Mutter, die Hofmeisterin und Muhme Neta zum Kaffee bei uns waren, und der Sekretär Rosell ein paar Minuten dazu kam, weiß ich nicht, daß wir irgend Jemand bei uns gesehen hätten, seit wir verheirathet sind."

„Ja, ja, Gott sey Dank, wir haben uns über kein allzugroßes Geläufe zu beklagen, — aber es wäre doch möglich, daß irgend ein Herr käme, der zu mir wollte."

„Kommt ein Solcher, so mag ihm Karoline sagen, was auch wahr ist, daß Du nicht zu Hause seyst."

Nun war der Alte vollkommen zufrieden; er konnte sich ohne die geringste Sorge dem Vergnügen eines lustigen Abends hingeben.

Bei dem Mittagessen wagte es der Kammerer, in Folge der ausgezeichnet guten Laune, welche Lisa am Morgen gezeigt hatte, das erstemal mit einer kleinen Anmerkung herauszurücken, welche ihm schon lange auf dem Herzen lag.

„Liebste, beste Lisa," begann er mit möglichst beweglicher Stimme, während er sich Mühe gab, ein Beefsteak zu durchschneiden, welches die Magd nach Anweisung der Hausfrau zubereitet hatte — die, im Vorbeigehen gesagt, außer der Küche auch über die übrige innere Haushaltung auf gleiche Weise das Oberregiment führte — „liebste beste Lisa, ich sollte meinen, es würde

wohlfeiler kommen, wenn wir nicht so oft in der Woche Fleisch auf dem Tisch hätten. Auch abgesehen von dem Ersparniß, kann ich Dir versichern, daß ich viel lieber Strömling mit Schnittlauchsauce, Gründlinge, Stiet oder dergleichen esse, als mir an den zähen Beefsteaks meine letzten Zähne ausbeiße."

„So, sie schmecken Dir also nicht!" erwiederte Lisa zum ersten Male, seit sie Frau war, ärgerlich, und sah dabei gerade so aus, wie sie früher die schnippische Manier gehabt hatte.

„Nimm es nicht übel, mein Zuckerherz; da wir aber einmal auf dieses Kapitel gekommen sind — Gott ist mein Zeuge, daß es in der besten Absicht geschieht — so würdest Du mir in der That ein Vergnügen machen, wenn Du hie und da einmal Strömling oder sonst einen gewöhnlichen Fisch brächtest, denn das Fleisch ist, wie Du selbst weißt, gewaltig theuer."

„Ich kann Strömling nicht leiden," versetzte Lisa. „Und was das theure Fleisch anbelangt, so werde ich es doch nicht wohlfeiler verlangen sollen, als andere Leute? Ich halte so gut Haus, als ich kann. Den ganzen Tag denke ich daran, wie ich sparen und wirthschaften kann, und Nachts träume ich von nichts, als wie ich bei den Bauern auf dem Wochenmarkte stehe und handle und knausere: — aber das ist nicht genug — ich soll auch noch statt des Danks Vorwürfe dafür haben. Wahrhaftig, das habe ich damit verdient!"

„Herr Gott, Lisa, liebstes Kind, ich habe ja vor heute noch kein Sterbenswörtchen erwähnt, und was ich vorhin gesagt habe, ist, wenn Du Dich erinnern willst, auch keineswegs so schrecklich gewesen."

„So? — das ist freilich nicht schrecklich! — Ist es vielleicht nichts, mir Verschwendung vorzuwerfen, während ich so sparsam haushalte, daß ich mich kaum satt zu essen getraue — und auch noch sagen, das Beefsteak sey zäh! — Weißt Du aber auch, wenn es zäh ist? Ja, deßhalb, weil das rechte Stück, welches zum

Beefsteak gehörte, viel mehr kostet, als Du mir Geld dazu geben willst. Aber, Du liebster Gott! — das hätte ich Alles voraus wissen können!“ Damit hielt Lisa die Serviette vor die Augen, und begann laut zu schluchzen.

Dieß war die erste Ehestandsscene. Bis daher war Alles so in Ruhe und Friede abgegangen, denn der Kammerer hat stets zu Allem Ja gesagt, und wäre auch heute nicht mit seiner Bemerkung zum Vorschein gekommen, wenn nicht, wie gesagt, Lisa's Sanftmuth bei dem vorgängigen Gespräche ihn auf die Vermuthung gebracht hätte, sie werde sich auch im andern Fall seiner Wünsche fügen. Allein dießmal hatte der Kammerer etwas Anderes vernehmen müssen!

Bekümmert schob er den Teller mit dem theuern, zähen Beefsteak zurück, stand auf und trat zu Lisa, welche ihm gegenüber saß.

„Mach' mir nicht diese Störung, liebste Lisa,“ bat er. „Ich kann Deine Thränen nicht sehen; wie kannst Du nur so kindisch seyn, und über eine solche Kleinigkeit weinen — es war ja etwas sehr Menschliches! Bring mir vom Lieblingsgericht Strömling einmal in der Woche, so will ich, ohne den Mund aufzuthun, Alles essen, was Du mir sonst vorsetzen magst.“

Lisa schwieg und schluchzte; aber trotz aller Anstrengung, welche sie sich gab, waren ihre Augen dennoch ziemlich trocken.

„So antworte doch, sag' nur etwas, nur ein Wort! Nun ist meine Mittagsruhe dahin, liebste Lisa! Laß diese unangenehme Viertelstunde die erste und die letzte gewesen seyn!“

„Soll ich denn Alles dulden und leiden?“ schluchzte Lisa.

„Nun, was ist es denn eigentlich, das Du zu dulden und zu leiden hast? Ich sehe nicht das Geringste darin — ich weiß wahrhaftig nicht, was Dir angeflogen ist!“

„Was brauchen wir die Sache wieder auf's Neue

zu verhandeln, wenn Du nicht einmal so viel einsehen willst, daß Du Unrecht gehabt hast,“ so fuhr Lisa heftig auf, sprang in die Höhe, eilte in das Schlafzimmer, und schlug die Thüre hinter sich zu und warf sich auf den Sopha.

Der Kammerer stand, wie vom Donner gerührt, die Serviette in der Hand, mitten in der Stube. Es kam ihm wie ein böser Traum vor, daß seine sanfte, fromme Lisa, welche er vor kaum zwei Stunden noch selbst zu überzeugen gesucht hatte, daß sie einen viel höhern Werth besäße, als sie selbst nur ahnte, daß sie — der Gottesengel — sich so benehmen könne, und zwar bei der allerersten Bemerkung, welche er ihr zu machen sich unterstand.

„Was doch die Weiber für empfindliche, schwache Geschöpfe sind!“ murmelte der Kammerer, als er sich wieder an seinen Platz setzte, um einen neuen Angriff auf das Beefsteak zu wagen, welches er der Magd nicht zu überlassen im Sinn hatte; nein, koste es auch, was es wolle, hinunter mußte es; denn es war ja bezahlt, und theuer bezahlt. Die Suppe, welche ein Bischen angebrannt war, schmeckte noch schlechter, aber er aß dennoch davon, um Lisa nicht noch mehr zu erzürnen, wenn sie bemerkt hätte, daß er sie gar nicht angerührt.

Als der Kammerer mit seiner einfachen Mahlzeit zu Ende war, verließ er das Zimmer, nicht um Lisa aufzusuchen — denn er war entschlossen, ein Mann zu seyn — sondern ging in seine Stube. Sein alter Junggesellensopha, welcher dort stand, empfing ihn wenigstens ebenso freundlich und einladend wie sonst immer, und nachdem er sich, die Pfeife im Munde, auf den alten Freund niedergelassen hatte, begann er über das beste Mittel nachzudenken, wie sich Lisa's scheinbaren, auf's Neue vortretenden Kapricen am besten entgegentreten lasse.

Allein ein solcher Ausweg war nicht so leicht zu finden. Daß Nachgiebigkeit und Bitten nichts halfen, hatte er bereits erfahren, und an Strenge war bei ihrer

reizbaren Gemüthsart ohnehin nicht zu denken. Nachdem der Kammerer lange hin und hergedacht hatte, kam er endlich zu dem Schluß, daß er eine gewisse bestimmte Würde annehmen müsse, als deren erste Probe er sogleich ein schriftliches Regultativ oder einen wöchentlichen Speisezettel aufsetzen wollte, wovon weder Schmeicheleien noch Bitten, noch sogar Thränen ihn abwendig machen sollten. Da man etwas Gutes nie aufschieben soll, und es jedenfalls immer am besten ist, das Eisen zu schmieden, so lange es warm ist, nahm der Kammerer sogleich Papier und Feder zur Hand, und schrieb nach kurzer Ueberlegung:

„Sonntag: Drei Pfund Fleisch zu Bouillon, und Rindfleisch mit Meerrettig. — Montag: das übrige Fleisch von gestern, gebraten mit Kartoffeln, sammt gewärmter Fleischbrühe.“ —

Hier hielt der Kammerer ein wenig inne; er war nicht gewiß, ob er nicht zu sehr knausere, fuhr sich mehrmals nachdenklich mit der Hand um das Kinn, strich dann die drei Pfund aus, und schrieb vier hin. Diesem großen Beweis von Freigebigkeit folgten indessen doch die lauten Worte: „Mein Seel', ich glaube fast, es ist zu viel zugegeben!“ — Dienstag: Strömling mit Kartoffeln und Schnittlauchsauce, sammt Suppe von Fischbrühe. — Mittwoch: Zwei Pfund Fleisch zu Klößen, sammt Hafergrützensuppe. — Donnerstag: Lutfisch und Erbsen. — Freitag: Stiek und Kartoffeln, nebst Milchbrei. — Samstag: Häring mit Schminkbohnen und Biersuppe.“

„So ist's mein Seel' ganz gut; ich will sehen, wer einen bessern Tisch führt;“ sagte der Kammerer, gleichsam um sich selbst zu überzeugen, daß nicht leicht ein brillanterer Speisezettel gefunden werden könnte.

„Jetzt kann sie sich selbst die Schuld beimessen und sehen, was dabei herauskommt, wenn man seiner Laune Heftigkeit nachgibt! Das ist nicht meine Liebhaberei,

und zähes Beefsteak noch weniger. Wenn sie es gehörig zu machen verstände, könnte man es sich noch gefallen lassen, aber das kann weder sie, noch die Magd. Das Hausrecht muß gewahrt werden! Hätte ich nicht sogleich beim erstenmale meine Person in Sicherheit gestellt, so würde sie bald das Heft in die Hand genommen haben, und dann — Gute Nacht, alter Laßmann!"

Stolz und zufrieden mit dem Werk zur Beförderung seiner Hausherrlichkeit, legte sich der Kammerer wieder auf seinen Sopha und entschlief bald nach dieser ersten Ehestandsscene.

Lisa schlief nicht. So lange der Alte in dem äußern Zimmer war, lag sie in horchender Stellung, um, wenn er hereinkommen sollte, sogleich bereit zu seyn, ihre Rolle als beleidigte Gattin weiter zu spielen. Als sie ihn aber die Thüre zumachen und in sein Zimmer gehen hörte, empfand sie noch ein Gefühl von Unruhe und Ungeduld. Verdrießlich über ihre fehlgeschlagene Erwartung, warf sie sich auf die andere Seite, um, in Erwartung von etwas Besserem, in Gedanken einen kleinen Roman zu spielen, in welchem sie selbst die Heldin war.

Als es vier Uhr schlug — die Zeit, wo der Kammerer gewöhnlich zu kommen und seinen Kaffee zu trinken pflegte, — erhob sich Lisa; nachdem sie vor dem Spiegel eine leidende und niedergeschlagene Miene angenommen hatte, rief sie die Magd und verlangte die Kaffeekanne.

Aber es schlug halb, drei Viertel auf fünf, und noch immer ließ der Kammerer Nichts von sich hören. Als es beinahe fünf Uhr war, wurde Lisa unruhig. „Ich muß doch ein Mal sehen," sagte sie vor sich hin, „ob es den Alten so sehr verschnüpft hat, daß er am Ende nicht in seine Gesellschaft gehen will! Aber das darf nicht geschehen — er muß!" — — Bei diesen Worten änderte Lisa ihre Miene und nahm den Ausdruck sanfter, versöhnender Zärtlichkeit an; dann trat sie hinaus auf den Gang und klopfte an ihres Mannes Stubenthüre.

Der Kammerer hatte nur ein Bischen schlummern wollen, weil er sich später als sonst niederlegte. Bei Lisa's Klopfen erwachte er und es wurde ihm augenblicklich klar, daß nur Er es sey, der die Macht in der Hand hätte; — er wollte sie auch mit aller Würde handhaben.

„Bist Du es?" sagte er mit kalter Ruhe, als Lisa eintrat.

„Ja, lieber Freund, ich wunderte mich, warum Du nicht wie gewöhnlich zu Deinem Kaffee kamst. Willst Du Dich denn nicht jetzt ankleiden?

„Mich ankleiden? Glaubst Du denn, daß ich nach dem, was heute Mittag vorgefallen, noch Lust haben könnte, in Gesellschaft zu gehen? Nein, dieses Vergnügen hast Du mir verbittert!"

„O nein, so mußt Du nicht sagen! Bedenke, daß ich noch so jung bin! Ich habe ja noch keine Erfahrung — mit der Zeit wird's schon besser gehen, wenn Du nur im Anfang ein wenig Geduld mit mir haben willst. Es thäte mir so leid, daß ich es gar nicht sagen kann, wenn Du meines kindischen Betragens halber zu Hause bleiben wolltest. Thue das nicht, wenn Du mich nur ein Bischen lieb hast."

„Du hast Dich aber in der That ganz ungeeignet benommen, Lisa, — ganz auf eine Art, welche schlechte Erziehung verräth!" .

Lisa erröthete heftig: allein sie beherrschte sich dennoch und entgegnete ohne Bitterkeit: „Ich kann nichts für meine Erziehung, und deßhalb ist es wohl auch nicht Recht von Dir, daß Du mir so Etwas vorwirfst; allein das Uebel läßt sich hoffentlich noch verbessern. Mach' mir nur den Kummer nicht, daß Du von Deiner Gesellschaft wegbleibst; denn ich könnte mir's nimmermehr vergeben, wenn mein Unverstand Anlaß zu einem Zwist gegeben hätte. Auch kann ich nicht glauben, daß Du mir wieder gut bist, wenn Du nicht gehst."

„Du siehst also ein, daß Du völlig Unrecht gehabt hast?“

„Ach ja, das habe ich schon lange. Wenn es mich nicht gereut hätte, wäre ich wohl nicht gekommen.“

„Nun, dann ist Alles wohl und gut,“ erwiederte der Kammerer und griff sie unter das Kinn. „Aber damit Du mich vollends überzeugst, liebe Lisa, daß es Dich nicht nur reut, sondern daß Du auch mit Gehorsam meinen Wünschen entgegenkommen willst, so nimm den Zettel da, und lies ihn heute Abend. Ich hoffe, daß Du selbst so vernünftig seyn und dem Inhalt buchstäblich nachkommen wirst.“

Lisa überblickte flüchtig den wichtigen Aufsatz, ein verächtliches Lächeln flog über ihre Lippen, aber ohne den geringsten Aerger im Ton merken zu lassen, erwiederte sie: „Wir wollen sehen! Ich werde mein Möglichstes thun, Deinem Willen nachzuleben — aber nach dem Zettel da wird es nicht immer angehen.“

„Nun, hie und da ein Mal will ich es auch nicht so genau nehmen, aber in der Regel muß es so bleiben, wie ich es vorgeschrieben habe.“

„Willst Du Rasirwasser haben?“

„Ja, aber auch meinen Kaffee, das heißt, wenn Du schon welchen fertig gemacht hast; sonst ist es eigentlich ein großer Ueberfluß, Morgens und nach Tisch Kaffee zu trinken.“

„Soll ich nun am Ende wohl auch den noch versagen?“ fragte Lisa, und machte ein Gesicht wie eine Märtyrerin.

„Nein, das verlange ich nicht,“ sagte der Kammerer, gerührt von dem gewonnenen Sieg, „das verlange ich nicht, mein Kind.“

Lisa ging; kaum hatte sie aber die Thüre des Alten im Rücken, so machte sie ein Gesicht, woraus auch der blödsüchtigste Beobachter ersehen hätte, daß sie der Vorschrift desselben nicht weiter nachzukommen im Sinn hatte, als ihr gerade anständig war. Sobald sie in ihrem Schlaf-

zimmer war, warf sie den „Speisenzettel" in den Korb unter dem Tische. Da war gerade sein rechter Platz bei den Strümpfen und dem übrigen Zeug! Lisa nahm sich nun ernstlich vor, Herrin im Hause zu seyn; sie hatte sich genug geopfert und wenn der Alte den Befehlshaberton annehmen wollte, so sollte er wenigstens eines Andern belehrt werden, Morgen nämlich, setzte sie in Gedanken hinzu; denn heute Abend wäre es wahrlich Sünde gewesen, ihn zu stören, da er ja nach seiner Gesellschaft mußte.

Der Kammerer empfing seinen Kaffee aus Lisa's eigner Hand, sie selbst knüpfte ihm deu Halstuchknoten, bürstete ihm sogar den Rockkragen aus, steckte ihm das Schnupftuch in die Tasche und reichte ihm Hut, Stock und Handschuhe.

Völlig ausgesöhnt sagte der glückliche Ehemann: „Welch' ein Schatz ist doch eine gute nachgiebige Gattin! Lisa, mein liebes Kind, denk' nicht mehr daran, wenn ich auch ein wenig streng war, — ich bin überzeugt, daß Du es nie mehr so weit kommen lassen wirst."

Lisa antwortete nur mit einem leichten Seufzer.

„Laß das, Gott segne Dich! Weine nicht mehr, leg' Dich zeitig zu Bette und geh' mir nicht mit dem Licht in das Staatszimmer! Adieu!" Der Alte küßte sein Weibchen auf die Stirn, sie leuchtete ihm durch den Gang und er ging seine Wege. Von der Straße herein rief er ihr nochmals zu, doch ja nicht mit dem Licht in das Staatszimmer zu gehen.

„Wird doch geschehen, mein Herr Gemahl!" sagte Lisa lachend. Unmittelbar darauf vernahm man ihre Stimme, welche Karoline rief.

„Frau!"

„Mach' Feuer im Staatszimmer!"

Nun ging Lisa an ihre Toilotte, ordnete ihr Haar, holte dann aus der Garderobe ein grauseidnes Kleid, einen gestickten Kragen nnd ein elegantes Häubchen.

Binnen einer Viertelstunde, denn sie schien Eile

zu haben, war sie umgekleidet, nachdem sie noch ihre prächtige goldne Kette, mit der gänzlich überflüssigen Lorgnette umgehängt, und verschiedene Male den Spiegel zu Rath gezogen hatte, ob sie glücklich und geschmackvoll gewählt habe, trat sie in das Staatszimmer, wo das helle behagliche Feuer seinen wohlthuenden Schein über die rings umher stehenden Luxusartikel warf. Lisa legte eine Stickerei auf dem Nähtischchen zurecht und ging dann im Zimmer auf und nieder, und horchte bald auf die Straße, bald in den Gang hinaus.

Um sich das Benehmen der jungen Frau zu erklären, müssen wir ein wenig zurückgehen.

Man wird sich erinnern, daß Lisa's Benehmen in den Hochzeitstagen den Sekretär Rosell ärgerlich machte, denn er hielt dasselbe für erkünstelt. Er hatte sich vorgesetzt, für die ausgesuchte Gleichgültigkeit, mit welcher sie ihn behandelte, eine kleine Rache zu nehmen, und was er sich ausdachte, war auch ganz geeignet, eine ebenso erwünschte als berechnete Aufmerksamkeit bei einer Frau von Lisa's reizbarem und gefallsüchtigem Charakter zu wecken.

Seinem Plan zufolge nahm der Regierungs-Sekretär von dem Augenblick an, wo Lisa Frau Laßman hieß, ein gewisses abgemessenes, ehrfurchtsvolles Benehmen an. Wenn er an ihrem Fenster vorbei kam, grüßte er artig, aber äußerst kalt. Traf er Lisa auf der Straße, so ging er vorüber, ohne sich bei ihr aufzuhalten, und als er acht Tage nach der Hochzeit dem jungen Paar einen kurzen Morgenbesuch machte, so lobte er des Kammerers Geschmack von eingezogenem Leben, und versicherte, daß es seine vollständigste Ueberzeugung sey, ein Ehepaar könne am allerbesten und reinsten sein eheliches Glück fern von allen Freuden und Stürmen in dem Kreise froher Häuslichkeit genießen. Dabei drückte er seine Bewunderung aus, daß Frau Laßman sich so durchaus in den Geschmack ihres Gemahls zu schicken

wisse und fand es beinahe herzlos, wenn sie Jemand stören wollte.

All' dieser Saame war für Lisa ausgestreut; leider verfehlte er auch nicht, Wurzel zu schlagen und Frucht zu treiben.

Im Anfange, d. h. in der ersten Woche ihres Ehestands, schickte sie die Magd auf den Markt, um einzukaufen; in der zweiten ging sie schon selbst mit, theils weil es der Kammerer zu wünschen schien, theils weil es sich immer traf, daß der Regierungs-Sekretär Rosell ihr begegnete. Die drei oder vier ersten Male behielt es sein Bewenden bei einer einfachen Begrüßung, welche von seiner Seite so ehrfurchtsvoll war, daß sich Lisa nicht wenig dadurch geschmeichelt fühlte. Bald wünschte sie, sein Gruß möchte weniger steif seyn, deßhalb legte sie in ihre Erwiederung eine Freundlichkeit, welche an die alte Bekanntschaft erinnerte, ohne übrigens die anmuthsvolle Würde ganz aufzugeben, welche sie so sorgfältig und mühsam einstudirt hatte, und für eine junge, gebildete Frau für durchaus unentbehrlich hielt.

So verging, unter allerlei sinnreichen Uebungen in verschiedenen Grußmanieren die ganze nächste Woche, und obgleich dieß schon eine interessante Unterbrechung in Lisa's einförmigem Leben war, so konnte sie sich doch nicht aus dem Kopfe schlagen, daß eigentlich eine noch etwas vollständigere Amour dazu gehöre, um sie zu einer völligen Dame von Welt zu machen.

Um diese Zeit erschien ein neuer Roman von der berühmten Verfasserin der „Cousinen" und da Lisa einen Ruhm darein setzte, ein wenig in der Romanliteratur zu Hause zu seyn, las sie ihn natürlich auch. Aber vom Lesen hatte sie nicht genug, die ganze Welt sagte ja, daß das Buch interessant und geistreich sey; noch mehr, sie hörte ein Mal einen Herrn zu dem andern sagen: „es seyen teufelshübsche und pikante Schilderungen aus der haute volée darin." Diese Worte bewahrte Lisa in ihrem Herzen und da sie unendlich gern den vornehmen

Damen gleich seyn wollte, so las sie das Buch der besseren Erinnerung halber zum zweiten Male, gerade in der ersten langweiligen Woche ihres Ehestands.

Die Augen gingen ihr nun vollkommen auf. Sie las ein paar vorhergehende Romane von derselben Feder; und da sie daraus ersah, wie Baroninnen und Gräfinnen ihre Männer hinter das Licht führten und mit größter Leichtigkeit und nach Gefallen unter der Nase oder hinter dem Rücken ihrer Männer, je nachdem es die Umstände mit sich brachten, ihre Liebesintriguen spielten — als unsere Lisa dieß las, hob sich ihre Brust vor Entzücken, und sie faßte den Entschluß, daß nichts sie abhalten sollte, gleichfalls eine Dame von gutem Ton zu werden. Hatte sie nicht einen so langweiligen und widerwärtigen Mann, als sich nur eine Gräfin Eines erfreuen konnte? Und außerdem, warum sollte ein solches Privilegium nur für die vornehme Welt da seyn? Das wäre höchst Unrecht, meinte Lisa, und fand nicht den geringsten Grund, warum sie diesen erlauchten Beispielen nicht folgen sollte.

In der dritten Woche faßte unsere Lisa den Entschluß, einen kleinen Schritt vorwärts zu thun, d. h. im Fall dieß nicht von Rosell selbst geschähe. Sie wollte nämlich im Vorbeigehen stehen bleiben und eine einfache kurze Frage an ihn richten.

Mit hocherröthenden Wangen fand sie ihren Ritter an seinem gewöhnlichen Platz und vermuthlich leitete ihn die Sympathie; denn e r blieb zuerst stehen und fragte ehrfurchtsvoll, ob „Frau Laßman sich für gewöhnlich die Beschwerde aufgelegt habe, ihre Kücheneinkäufe selbst zu machen?“

„Das gerade nicht; ich thue es nur, wenn es mir gerade Vergnügen macht,“ antwortete Lisa mit einem leichten Lächeln und einem Blick, welcher sich freilich über die Straße hinüber auf einen gleichgültigen Gegenstand richtete, aber doch zufällig eine halbe Sekunde auf Rosell haftete.

Einen solchen Blick hatte Rosell noch nie in Lisa's Augen gesehen, und noch nie hatte er jene entzückende Frische, jene feine Koketterie und jede ihrer Bewegungen gefunden. Lisa merkte wohl, daß sie Eindruck auf ihn gemacht hatte — dieß war für das erste Mal genug. Mit einer fast kalten Neigung des Kopfs verabschiedete sie sich und schlug den Weg nach dem Heumarkt ein, um dort ihr Wirthschaftstalent zu kultiviren und vermittelst desselben in der Gunst ihres Mannes zu steigen.

Rosell sah ihr lange nach; er konnte sich den ganzen Tag nicht von dem Gedanken los machen, wie hübsch Lisa heute gewesen.

In den folgenden Tagen erneute sich ungefähr derselbe Auftritt — dann fing die junge Frau an weniger oft nach dem Heumarkt zu gehen, denn so schwer ihr auch die Entsagung ward, so gab es doch kein sichereres und besseres Mittel, um zu ergründen, wie stark Rosell gefesselt war, oder ob er es überhaupt sey.

Die Probe glückte über alle Erwartung. In diesen Tagen ging der Regierungs-Sekretär mehrere Male an Lisa's Fenster vorbei; allein diese ließ sich Nichts merken, sie war ganz und gar mit ihrer Näherei beschäftigt, bis ihr eine neue Kaprice ankam und diese sie veranlaßte, abermals auszugehen, und eine Scene zu spielen, welche sie zu Hause einstudirt hatte, während sie mit der lobenswerthesten Aufmerksamkeit den Hauswirthschaftsleben-Vorlesungen des Alten zuhörte.

So verging ein Monat.

An dem Tage, vor dem im Anfang des Kapitels beschriebenen, hatte wieder eine der ganz zufälligen Zusammenkünfte zwischen dem Sekretär und Lisa Statt gehabt, und Letztere im Vorbeigehen geäußert, daß der gegenwärtige schlimme Weg sie hindere, selbst ihre Ausgänge zu machen und sie nöthige, vor der Hand der Magd die Einkäufe zu überlassen.

„Also sind die kurzen theuren Augenblicke vorüber," sagte Rosell — o was er sagte, schien seine wirkliche

Ueberzeugung zu seyn! „Sie leben so eingezogen, Frau Laßman, und haben erst ein einziges Mal, seit Sie verheirathet sind, das Theater besucht.“

Lisa lächelte. „Der Honigmonat hat sein Privilegium,“ sagte sie scherzend: „dann aber werde ich das Theater jede Woche ein Mal besuchen. Es ist aber widerwärtig, daß Laßman keinen anderen Platz nehmen will, als in einer Seitenloge des dritten Rangs. Wir sitzen freilich wenigstens am nächsten an der Bühne.“

Dies waren höchst kostbare und angenehme Nachrichten und die ausdrucksvolle Verbürgung des Regierungs-Sekretärs beurkundete hinlänglich seine Dankbarkeit.

„Ich höre, morgen ist Gesellschaftstag im Par Bricole-Verein,“ begann er nach einer kleinen Pause. „Wenn ich nicht irre, so ist Herr Laßman Mitglied?“

„Ja, es ist so; wenigstens ging er als Junggeselle immer hin.“

„Es wäre auch wirklich hart, wenn man sich als Ehemann eine solche gewohnte Unterhaltung versagen sollte. Sie werden selbst fühlen, verehrteste Frau, daß es sehr habsüchtig von einer Gattin wäre, wenn sie ihren Mann überreden wollte, von seinen, alten lieben Gewohnheiten abzugehen!“

„Das habe ich auch keineswegs im Sinn,“ sagte Lis,a und das Hochroth ihrer Wangen verkündete deutlich, daß sie seine Meinung gefaßt hatte. Mit klopfendem Herzen ging sie nach Hause, in der festen Ueberzeugung, daß der Sekretär diese Gelegenheit zu einem Besuch nicht versäumen würde. Es war jetzt nur die Frage: — wie den Alten aus dem Wege schaffen? — Ihr Scharfsinn fand auch leicht ein passendes Mittel — welches noch zugleich ihren Mann überzeugte, daß sie die zärtlichste und verträglichste Frau von der Welt sey.

Neuntes Kapitel.

Wie die Frau, während die Herren „par bricole" dem Bacchus opfern, der Venus ihre Huldigung darbringt.

Während unser ehrlicher Kammerer, der sich nicht träumen ließ, daß seine theure Lisa ihm schon einen schlimmen Streich spielen könnte, ruhig und vergnügt in dem frohen Kreise alter Freunde saß, ging seine junge fromme Frau, wie bereits gemeldet, im Zimmer auf und nieder und horchte mit Unruhe, zuweilen mit Furcht, daß ihre Hoffnung sie betrügen möchte.

Aber nein — jetzt klingelte es. Lisa's ganze Seele lag in ihren Ohren. Er wird sich doch nicht abweisen lassen — denn so weit hatte Lisa die Kühnheit nicht zu treiben gewagt, um der Magd zu sagen, daß wenn ein Herr kommen würde, sie ihn nur ohne weiteres annehmen sollte. Ob nun Rosell Einlaß erhielt, hing von seiner eigenen Schlauheit ab, und daran zweifelte sie keinen Augenblick.

Sobald Lisa die Gangthüre aufschließen hörte, flog sie in das Schlafzimmer zurück, wo sie vor den Spiegel sich stellte, als probire sie das vorhin angezogene Kleid an.

„Gott bewahre, was Sie geputzt sind, Frau!" rief Karoline voll Verwunderung aus, als sie nach Lisa's Berechnung wirklich hereintrat; „wollen Sie ausgehen."

„Ausgehen? nein, keineswegs. Du siehst ja, daß ich hier stehe und das Kleid anprobire, welches ich in voriger Woche gemacht habe. Es kommt mir vor, als mache es zu viele Falten auf der einen Seite? Stell' Dich einmal mit dem Licht hier hin, damit ich besser sehen kann. — Was hast Du denn aber für eine Karte in der Hand?"

Es ist ein Herr draußen, der nach der Herrschaft fragt. Ich sagte ihm, der Herr Kammerer sey nicht zu

Hause: er ließ sich aber nicht abweisen, sondern sagte, ich solle mit der Karte hineingehen und hören, ob die Frau ihn nicht annehme."

„Gib her — ach — der Sekretär Rosell! O wie dumm! Aber was kann ich machen? ich muß ihn doch wohl annehmen. Führ' ihn in das Staatszimmer; dann machst Du Thee, sorg' aber dafür, daß er gut wird, liebe Karoline! Hier hast Du vierundzwanzig Schillinge zu Zwieback und Brezeln."

Karoline ging; nachdem Lisa nun der Magd die gewöhnlichen Geschäfte der Hausfrau aufgehalst und sich zugleich von der Neugierde derselben in Bezug auf ihren auffallenden Anzug befreit hatte, blieb sie ein paar Minuten, das Licht in der Hand, mitten im Zimmer stehen. Sie konnte sich nicht eben so leicht eines heimlichen Gefühls, Furcht und Unruhe entledigen. „Aber, du mein Gott," sagte sie, um sich vollkommen zu beruhigen, „was ist denn auch Schlimmes dabei, wenn er daher kommt, eine Visite macht, ein Stündchen sitzen bleibt, Thee trinkt und plaudert? Dagegen kann kein Mensch etwas haben, und es wäre ja lächerlich, so etwas in Frage zu stellen."

Gestärkt und ermuntert durch die leichten Trostgründe, welche sie sich selbst gab, war sie im Begriff hinein zu gehen, als sie sich plötzlich erinnerte, daß das Staatszimmer gar nicht erleuchtet war. Erfreut über einen Vorwand zu einer weitern Zögerung, eilte sie in die Küche, ließ dort das Licht, und befahl Karolinen, es eiligst hinein zu tragen. Während dem hatte Rosell Muße, sich in der Geduld und im Warten zu üben. Das Letztere war ihr ganz angenehm, und ohne Zweifel mußte ihn ihr Ausbleiben auf den Gedanken bringen, daß sie sich gerade nicht sehr beeile, ihn zu empfangen. Aber plötzlich fiel ihr auch ein, er könnte sich einbilden, sie sey die ganze Zeit, ihm zu gefallen, nur mit ihrer Toilette beschäftiget; sie war im Begriff, ihr seidenes Kleid und die Haube abzuwerfen. Endlich entschloß sie

sich aber doch zum Anbehalten, und mit hochrothen Wangen und einem leichten Herzklopfen trat sie zu ihm in das Zimmer.

Die beiden trüben Talglichter brannten auf dem Tisch am Divan und warfen einen matten, ungewissen Schein über das Zimmer. Am Kamin stand Rosell und machte sich mit den Feuerbränden so vertraulich zu schaffen, als wenn er hier zu Hause wäre; so wie aber die Thüre aufging und Lisa sich zeigte, stellte er schnell die Feuergabel bei Seite, und ging der jungen Frau entgegen.

Er hatte den alten Brauch erneuern, und der Hausfrau die Hand küssen wollen; aber Lisa's schüchterne, zitternde Verwirrung, welche gar nicht zu verkennen war, hielt ihn zurück. Er verbeugte sich tief, wie er nie früher gethan, und folgte ihr zu dem Stuhl am Sopha, welchen sie ihm mit anmuthiger Gebärde anbot, während sie selbst die nächste Ecke einnahm.

Lisa sah Rosell an, und überzeugte sich aus seinem achtungsvollen Benehmen gegen sie, daß er sich vortrefflich betragen werde. Sie hatte sich natürlich ihren Weg schon vorgezeichnet, und gewiß, dachte sie, hätte keine Gräfin ihren Liebhaber mit mehr Bestimmtheit auf den Platz neben dem Sopha weisen können. Und dann, wie schrecklich unschuldig ist dies auch! Ueber eine solche Amour braucht man gar nicht einmal roth zu werden, nein, gewiß nicht: es kann ja gar nicht anders seyn; denn gerade das Feine und Schüchterne ist es, was der Sache die meiste Anmuth verleiht. Und je mehr man einen Liebhaber plagen, und seine Gefühle steigern kann, desto besser!

Lisa wollte angebetet, vergöttert seyn; allein sie wollte auch mit höchster Sparsamkeit und mit der allergrößten Unterscheidung bei dem Zumessen ihrer kleinen Gunstbezeugungen zu Werk gehen, womit sie, so lange es ihr Spaß machte, ihren Liebhaber an der Leine halten wollte.

„Wie gütig Sie doch sind, meine beste Frau Laßman, wahrhaftig mehr als ich zu hoffen wagte!“ sagte Rosell und rückte mit seinem Stuhl so nahe als nur immer möglich, an den Sopha.

„Was meinen Sie damit, Herr Sekretär?“ fragte Lisa mit der naiven Unschuld der vollendetsten Kokette.

„Nach Ihrer Verwunderung zu schließen, leidet es vielleicht keine Erklärung,“ entgegnete Rosell lächelnd.

Lisa erröthete; aber es focht sie wenig an. Sie dachte, es gehöre zum guten Ton, etwas kühn zu seyn, und sobald sie nur einmal die erste Verlegenheit bei dem Eintritt überwunden hatte, ging es schon von selbst.

„Meine Verwunderung ist in der That um ein Bedeutendes gestiegen,“ sagte sie, und warf einen Blick auf Rosell, welcher ihre Worte bekräftigte. „Sie sprechen in Räthseln, Herr Sekretär, aber es soll mich freuen, zu hören, was denn eigentlich für eine Güte von meiner Seite auf Ihren Dank Anspruch machen kann?“

„Vielleicht habe ich mich auch geirrt. Da Sie mich aber selbst auffordern, zu sagen, was Ihnen meine Dankbarkeit erworben hat, — es ist Ihre Güte, mich heute Abend anzunehmen, worauf ich mich schon gestern Morgen gefreut habe.“

„Wenn Sie schon gestern Morgen daran gedacht haben, uns heute Abend die Ehre zu schenken, so sehe ich wahrlich darin keinen Zusammenhang mit dem Umstand, daß ich Sie angenommen; denn obgleich mein Mann in seiner Gesellschaft ist, wovon wir ja schon gesprochen haben, so halte ich es doch für keine so große Gnade, einen Bekannten anzunehmen.“ Lisa gab diese kleine Erklärung nicht allein mit großer Sicherheit, sondern auch in einem Ton, welcher zu erkennen gab, daß sie sich durch die Freiheit, welche in Rosells Anspielung lag, ein wenig beleidigt fühlte.

„Es ist wirklich zum Erstaunen,“ dachte der Sekretär, „daß die Natur selbst ein Weib so ausbilden kann!“ Indessen verstand er wohl, daß noch nicht der Tag ge-

kommen sey, wo er den erklärten Liebhaber spielen durfte. Gleichwohl hatte er für jetzt keinen höhern Wunsch, als den, Lisa's Herz zu erobern. Die Neigung, welche bisher nichts weiter als eine Morgendämmerung gewesen war, stieg immer mehr und mehr, bis sie endlich zur Morgenröthe wurde. Er fühlte sich oft über die Grenze hinausgezogen, welche sich sein flüchtiger Sinn gezogen hatte, und zuweilen sah er mit wahrer Furcht dem Moment entgegen, wo diese bisher gedämpften Gefühle in Feuer und Flamme ausbrechen würden, denn so oft er Lisa wieder sah, kam sie ihn immer gefährlicher und bezaubernder vor. Aber gerade, weil er sein Ziel zu erreichen strebte, wollte er sich nicht übereilen. Kälte machte offenbar eine weit größere Wirkung auf Lisa als Wärme.

Nach einer kleinen Pause, welche Lisa dazu benützte, sich zu der Rolle vorzubereiten, in welcher sie zeigen wollte, wie die weibliche Würde blos durch die Macht der Blicke die zudringliche Kühnheit eines feurigen Liebhabers in Schranken halten kann, sagte Rosell in dem alltäglichsten und gleichgiltigsten Ton, in einem Ton, welcher Lisa höchlich pikirte, obgleich sie sich das Ansehen gab, als habe sie gar keine Acht auf die Veränderung, welche mit ihm vorgegangen: „Es ist schade, daß Ihre Zimmer so niedrig sind — ich habe mir fast den Kopf angestoßen, als ich herein trat."

„Wenn wir wieder ausziehen, werden wir uns wohl nach höheren umsehen," meinte die junge Frau. „Rom ist auch nicht an einem Tage gebaut worden."

„Nein, leider," erwiederte Rosell mit einem leichten Seufzer, „Alles will seine Zeit haben."

„Ach, das ist pure Verstellung," dachte Lisa, putzte das Licht, nahm ihre Stickerei zur Hand, und fing an zu arbeiten.

Rosell erbot sich, ihr vorzulesen, nahm ohne Rücksicht auf den Stuhl am Sopha, ein Tabouret und setzte sich an die andere Seite des Tisches.

Dies war etwas, worauf Lisa noch nicht gerechnet hatte; allein sie fand sich darein, und wenn sie auch ein leichtes Gähnen unterdrücken mußte, als Rosell einen Band von Brauns Gedichten aus der Tasche zog, welche Lisa gänzlich unbekannt waren, so fand sie doch bald so viel Geschmack und Interesse daran, daß sie, als der Thee kam, und eine Pause entstand, ihn bat, ihr das Buch auf ein paar Tage zu leihen. –

Während des Theetrinkens entstand eine gewisse kleine Vertraulichkeit, welche gegen Lisa's zuerst angenommene und weiter fortgesetzte Würde etwas abstach. Waren es Brauns Gedichte, welche diese Wirkung hatten, oder reichte die Wärme, welche die Theekanne verbreitete, weiter als bis zu den Tassen, bei einer schnellen Bewegung Rosells, der Wirthin hilfreiche Hand zu leisten, flog das Tabouret auf die Seite und seine Kühnheit eroberte sich einen Platz auf dem Sopha.

Lisa konnte ihn natürlich nicht wegweisen und bald theilten sie sich in die Besorgung des Geschäfts, wobei es ziemlich lebhaft zuging. Rosell war schrecklich eigen mit dem Thee; bald war er ihm zu stark, bald zu schwach. Lisa hatte beständig mit ihm zu schaffen, und kam endlich in eine so fröhliche Laune, daß man eher glauben konnte, es handle sich um ein muthwilliges Spiel, als um ein ordentliches Theetrinken.

Das widerliche Horn des Nachtwächters gab plötzlich mit kräftigen Tönen das Zeichen zum Aufbruch.

„Mein Gott, ist es schon zehn Uhr!" rief Lisa aus, und vergaß ganz und gar die Artigkeit der Wirthin, bei dem Gedanken, daß der Alte schon seine Gesellschaft verlassen haben und kommen könnte, während Rosell noch da war.

„Die Zeit kennt kein Erbarmen," erwiederte Rosell, nahm mit großem Widerstreben seinen Hut, allein um so williger Lisa's Hand, und führte diese zweimal an seine Lippen. Sie zeigte einen gelinden Grad von Ungeduld, welcher sie entzückend kleidete.

„Nächsten Freitag wird Robert gegeben; Sie wollen ihn ja sehen — und könnte man denn da bei Gelegenheit Sie nicht auch — etwas Schönes kann man nicht zu oft sehen.“

„Ich hoffe, daß ich hinkommen werde.“

„Im dritten Rang, die Loge zunächst der Bühne, war es nicht so? Ach, ich habe ein sehr gutes Gedächtniß.“

„Gute Nacht, gute Nacht!“

Lisa rief Karolinen und befahl ihr, dem Sekretär zu leuchten. Sie selbst räumte eiligst Alles weg, trug das Theeservice hinaus, und überließ Karolinen, gleichsam zur heimlichen Entschädigung, für das versäumte Abendessen, sämmtlichen übrig gebliebenen Zwieback. Nachdem sie noch einmal Alles überblickt hatte, ob es auch am rechten Platze stehe, nahm sie das Licht, eilte auf ihr Schlafzimmer, wo sie sich schneller als ein Gedanke auskleidete, in ihr Bett schlüpfte und das Licht auslöschte.

„Gott sey Dank, daß ich so weit bin!“ dachte Lisa, als sie die Decke über sich zog. „Nun mag mein Alter kommen, wann er will; ich verspreche es ihm, daß ich schlafe. Aber, ja so — ich habe vergessen, mein seidenes Kleid hineinzuhängen!“ damit stand sie im Dunkeln noch einmal auf, um in dem verschwiegenen Schooß der Garderobe das verrätherische Zeichen ihres Ungehorsams zu verbergen.

Der Kammerer kam erst gegen ein Uhr nach Hause; und obgleich Lisa eben so gut wachte, als in dem Augenblicke, wo sie zu Bett ging, stellte sie sich, als schliefe sie so ruhig, wie ein Kind, und rührte sich nicht im geringsten, als der Alte das Licht über sie hielt.

„Gott segne sie, sie schläft süß!“ murmelte der Kammerer und brachte aus seiner Tasche unterschiedliche Stücken Backwerk, Mandeln, Rosinen und dergleichen mehr und legte Alles auf ein Blatt Papier, um Lisa am

andern Morgen eine Freude zu machen. Sie blinzelte ein wenig mit dem einen Auge, nahm die zärtlichen Zurüstungen des Alten wahr und drehte sich, wie im Schlaf, auf die andere Seite, um ein unwiderstehliches Lächeln zu verbergen.

Der Kammerer schlich still wie eine Katze hin und her. Wie hätte er auch das Herz haben können, seine theure Lisa aufzuwecken! Sie hatte sich gewiß lange genug in Unruhe und Erwartung im Bett umhergewälzt, bis sie eingeschlafen war.

Am andern Mittag bekam der Kammerer Strömling mit Lauchsauce und Fischsuppe. Ach, wie vergnügt und zufrieden war er mit Lisa in dem einen Zimmer, aber mit sich selbst in dem andern — denn hätte er nicht sogleich die Sache am rechten Fleck angepackt und die gehörige Autorität gebraucht, wer weiß, wie weit es noch gekommen wäre!

Nachmittags sang Lisa ein paar Verse aus Bellman's Liedern. Das war eine Freude! So ein glückliches Ehepaar, meinte der Kammerer, gebe es in der ganzen Welt nicht.

„Mir fällt Etwas ein," sagte Lisa, ließ die Guitarre auf den Schooß sinken und erhob ihre sanften Augen zu dem alten entzückten Eheherrn.

„Was fällt Dir ein, mein Kind, was?" fragte der Kammerer mit ermunternder Freundlichkeit.

„Ja, mir fällt ein, als ich noch Braut war, machte ich zur Bedingung, daß Du mir jedes Mal eine kleine Freude machen müßtest, wenn ich Dir Etwas von Alla Weiblad sänge. Jetzt will ich auch meine Forderung einziehen."

„Was willst Du denn? Wenn es nicht etwas gar zu Tolles ist, sollst Du es haben."

„Ach nein, etwas Tolles ist es keineswegs! Ich möchte nur morgen gern in die Oper und Robert sehen."

„Robert? — Ach Gott, Liebste! Ich bin ganz überdrüssig, nur von Robert reden zu hören."

„Bist Du auch überdrüssig, ihn zu sehen?“

„Nein, das kann ich nicht wohl sagen, weil ich ihn noch nie gesehen habe; es ist aber ja noch gar nicht lange her, daß Du im Theater warst, liebe Lisa.“

„Noch nicht lange her?“ sagte Lisa schmeichelnd und klopfte ihm auf die Wange; „liebster Mann, gewiß ist es lange her — über drei Wochen, ich glaube ja schon einen Monat! Es war in der ersten Woche nach unsrer Hochzeit.“

„Ja, ja, ein Mal im Monat, das ist doch schon oft, sollte ich meinen.“

„Ein Mal in der Woche wäre nicht zu viel;“ meinte Lisa; aber sie lachte dazu und sah so schelmisch und liebenswürdig wie möglich aus.

Dieß Mal schien aber ihre Schmeichelmiene keine Wirkung zu thun, wie aus des Kammerers höchst ernsthafter, wo nicht gar absprechender Antwort zu schließen war.

„Ich will nicht hoffen,“ sagte er, „daß Du an etwas so Unsinniges im Ernste denken kannst: ein Mal die Woche — ja, da müßte Einer ja bis an den Hals im Gelde sitzen, und wer es so verschleudern könnte, hätte es gewiß nicht auf ehrliche Manier erworben!“

„Ach, Du kommst auch ewig mit Deinem Geld und Deinem Erwerben und Verschwenden! Man darf auch nicht ein Mal einen Scherz machen. Weg damit — laß uns nicht weiter davon reden. — Versprich mir nur, daß ich morgen hingehen darf. Bedenke nur, wie hübsch ich Dir gesungen habe — Du kannst es nicht über das Herz bringen und so garstig seyn, nein zu sagen.“

„Es thut mir leid, liebe Lisa. Glaube mir, ich schlage Dir es nicht aus Geiz ab. Aber die Komödie ist mir in den Tod zuwider!“

„So laß mich allein gehen! Als Frau kann ich das recht gut und da ist es mit Einem Billet abgethan.“

„Du bist zu jung und unerfahren, um allein zu gehen, mein Kind.“

„Ach, was das betrifft,“ fiel ihm Lisa unbesonnen in's Wort, „so bin ich vielleicht eben so klug als manche Frau, welche älter ist als ich. Du kannst ja aber, wenn Dich das beruhigt, Jemand mit mir schicken, allenfalls Muhme Neta.“

„Ganz gut — aber müßte ich da denn nicht immer für Zwei bezahlen, wenn ich gleich nicht selbst mitgehe.“

„Ja, da hast Du Recht. Es war ein einfältiges Verlangen von mir. Aber sey mir nicht böse deßhalb, lieber Mann. Ich sitze so viel zu Hause. Manchmal wird mir ordentlich bang, daß ich die Schwindsucht bekommen möchte und dann sehne ich mich so innig hinaus, um nur noch ein Bischen von der Welt zu sehen. Doch besser, als daß ich gegen Deinen Willen handle, sitze ich zu Hause, bis mir das Haupt sinkt, wie Deinem kleinen Kanarienvogel, der heute Morgen todt in seinem Bauer lag.“

„Lisa, liebstes Kind,“ sagte der Kammerer höchst bewegt, „Du thust mir sehr weh; allein Deine Nachgiebigkeit freut mich auch, denn sie zeugt von Deinem reifenden Verstand. Bleib immer so und Du wirst sehen, daß ich Dir manches Opfer zu bringen im Stande bin. Es ist jetzt abgemacht, — Du gehst morgen in's Theater, siehst Deinen lieben Robert und die Hofmeisterin soll mit Dir gehen.“

Wir brauchen nicht zu sagen, daß der Kammerer im Laufe der ganzen Woche seinen Speisezettel auf das pünktlichste befolgt sah. Lisa überraschte ihn außerdem mit einigen kleinen unvermutheten Aufmerksamkeiten und niemals war ein alter Mann dankbarer gegen seine junge Frau. Er hätte, wie das Sprichwort sagt, sie auf den Händen tragen mögen.

In der Mitte des Dezembers war des Kammerers Geburtstag. Lisa hatte im Sinne, bei dieser Gelegenheit ein kleines Fest zu feiern; denn nebenbei, daß sie

der Eitelkeit des Alten dabei schmeichelte, wollte sie sich selbst Gelegenheit machen, in verschiedenen Gestalten zu glänzen. Es sollte nämlich ein lebendes Bild vorgestellt werden; aber nicht genug damit, Lisa wollte auch sogar Etwas von Theater haben. An ein ganzes Stück war freilich nicht zu denken, denn dazu fehlte es an Raum und an Mitspielern, allein ein paar Scenen in Kostüm aufzuführen, war eine ganz leichte Sache. Sowie sie sich die Sache ausgedacht hatte, wollten sie und der Sekretär sich vor der Hand bei der Mutter mit einander einüben; Nichts konnte natürlicher und nichts herrlicher und angenehmer seyn.

Es war nur noch die Frage, wie eine möglichst beste Gesellschaft zusammenbringen? denn sich all' die Mühe allein um des Alten willen geben und keine anderen Zuschauer haben als ihn, die Mutter, die Hofmeisterin, Muhme Neta und Will — daran war nicht zu denken.

Zwar sprach ihr eine heimliche Stimme in das Ohr, daß das Vergnügen der Proben das kleine Publikum, welches der Hauptvorstellung beiwohnen sollte, hinlänglich ersetze; allein auf der andern Seite, wenn Rosell sie vor Anderen bewundert und gefeiert sah, mußte er das Glück doppelt schätzen, daß sie hie und da einen Blick für ihn allein hatte, und dann wäre es auch kein Vergnügen, sondern ein reiner Zwang, wenn man so nur en famille seyn sollte. Es müßte irgend ein Ausweg gefunden werden, „wozu hätte man denn sonst überhaupt einen Kopf!" setzte Lisa in ihren angenehmen Träumereien hinzu.

Zehntes Kapitel.

Frau Laßman wirbt Subjekte für ihre Gesellschaft. Prächtige Aussichten.

„Ich meine mich zu erinnern, lieber Mann," sagte die junge Frau eines Abends, „daß Du vor unsrer Hochzeit ein Mal gelegentlich bemerkt hast, Du seyst immer früher gewohnt gewesen, kleine Spielpartien zu haben; — war es nicht ein Leinwandhändler hier in der Stadt und ein alter Doktor in der Südvorstadt, mit welchen Du umzugehen pflegtest? Warum bittest Du sie nicht mehr zu Dir? Es wäre doch eine Abwechslung! Und ein Butterbrod und ein Glas Bier kosten auch nicht alles Geld."

„Das ist kein übler Vorschlag, liebe Lisa; denn, um die Wahrheit zu sagen — eine kleine Spielpartie in den Winterabenden ist etwas ganz Angenehmes. Ich kann sie einladen, hie und da ein Mal Abends herzukommen."

„Würde es sich wohl nicht eher schicken, da Du jetzt verheirathet bist, wenn wir eine Visite bei ihnen machten? Mich dünkt, Du hättest gesagt, sie hätten ganz artige Frauen, und da wäre es nicht unangenehm für mich, zuweilen Umgang mit ihnen zu haben. So habe ich keine weitere Unterhaltung, als hie und da ein Mal in das Theater zu gehen."

„Hie und da, sagst Du?" fiel der Kammerer mit einem sauersüßen Lächeln ein. „Meine Kasse kann ein anderes Wörtchen davon erzählen — in den letzten vierzehn Tagen bist Du in jeder Woche ein Mal dort gewesen!"

„Und dieß macht gerade zwei Mal," sagte Lisa lachend; „aber, liebster Freund, findest Du denn nicht, daß gerade in dem Mangel an Umgang der Grund liegt, warum ich mich nach öffentlichen Lustbarkeiten sehne?

Eine junge Frau kann nicht in einer solchen klösterlichen Einsamkeit leben; schaffe mir passende Gesellschaft — dann werde ich auch zu Hause bleiben."

Der Kammerer muß Lisa's Bemerkung Gerechtigkeit wiederfahren lass n, und da sie wirklich die Billigkeit für sich hatte, so erhielt ihr Verlangen, den Leuten Visite zu machen, seinen Beifall, jedoch nur unter der strengen und bestimmten Voraussetzung, daß bei möglicherweise eintretendem Gegenbesuch nichts weiter aufgetischt werden dürfe, als ein Glas Bier und Butterbrod.

„Ganz nach Deinem Gefallen!" versicherte Lisa fügsam. Am nächsten Abend machten sie die erste Visite bei Doktor S—, wo sie zufällig einige Fremde trafen. Dieß war eigentlich das erste Mal, daß Lisa Gelegenheit hatte, sich in einer gebildeten Gesellschaft zu zeigen. Der gesellige Kreis, welcher sich zuweilen bei ihrer Mutter versammelte, nebst ein paar Bällen und Redouten, war Alles, was sie bisher vom Gesellschaftsleben kannte. Aber Lektüre und eine angeborne Leichtigkeit der Auffassung machte, daß Lisa sich ohne die geringste Schwierigkeit in ihre Stellung fand. Sie wußte wohl, daß sie keine eigentliche Bil'ung besaß, allein desto mehr Instinkt; und sie war sicher, keinen Verstoß gegen den guten Ton zu machen.

Nach einigen Einwendungen des Herrn Gemahls erhielt Lisa doch endlich die Erlaubniß, ihren schwarzen Gros de Naples anziehen zu dürfen. „Bei der ersten Visite," hatte sie den Alten versichert, „müßte man stets sein Allerbestes anhaben; und das weiß ich gewiß," setzte sie mit einem bezaubernden Lächeln hinzu, „daß Du nicht haben willst, daß die Leute sagen, Du seyst so knickerig, mir nicht ein Mal zu gönnen, mich so zu kleiden, wie andere bessere Frauen."

Vor solchen Argumenten mußte, wie gesagt, der Kammerer die Segel streichen. Und nun in ihrem schwarzen Seidenkleid, dem weißen Shawl und dem netten Blondenhäubchen, eine Rosenknospe in dem schwarzen

glattgekämmten Haar, sah Lisa ganz präsentabel aus, — und man weiß, wie sie bemüht war, sich das Benehmen und die Art einer Dame von Stande anzueignen.

Der Doktor und seine Frau, eine brave, geschwätzige Alte, empfingen die Neuvermählten sehr artig; die Töchter vom Hause, die eine ledig, in Lisa's Alter, die andere an einen Revisor verheirathet, zeigten sich gegen die junge, schüchterne, einnehmende Frau Laßman, welche hier alles Andere zur Schau trug, nur nicht ihren eigentlichen Charakter, nicht minder wohlwollend. Es war ein Glück für Lisa, und ein wirkliches Verdienst, daß sie ihren Standpunkt erkannte und in Folge dessen ein sanftes und schüchternes Wesen annahm, welches weder Mißtrauen, noch allzuviel Selbstvertrauen verrieth, sondern ein gewisses Juste milieu athmet, wobei sich Lisa selbst sagen mußte, daß sie hier an ihrem Platze sey.

Später lernte sie alle Gäste kennen, unter welchen sich auch, außer dem Schwiegersohn des Hauses, Revisor T. und seine Frau, nebst einem Paar älterer Herren und Frauenzimmer, ein Unterlieutenant von der Flotte befand.

Lisa fühlte sich im siebenten Himmel; gleichwohl würden wir der Wahrheit zu nahe treten, wenn wir verschweigen wollten, daß sie sich mehrere Male Gewalt anthat, um nicht in ihren gewöhnlichen muthwilligen Ton zu fallen; aber wenn sie auf die andern Frauenzimmer blickte und sah, wie gesetzt und ehrbar diese um den runden Tisch vor dem Sopha saßen, wenn sie hörte, mit welcher Leichtigkeit jede ihren kleinen Beitrag zur Unterhaltung gab, ohne daß es schien, als denke sie an etwas Anderes als ihre Arbeit, so bemühte sie sich, dem Beispiele zu folgen, und schien das Bestreben des goldgelockten Lieutenants, ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen, nicht im Geringsten zu bemerken.

Um zu zeigen, daß ihr die Anforderungen des geselligen Lebens nicht fremd seyen, ging sie ein paar Mal so weit, dem Herrn Lieutenant auf direkt an sie gerich-

tete Fragen fast gar keine Antwort zu geben; dazu fand sie sich durch die Bemerkung veranlaßt, daß die jüngste Tochter des Hauses, Fräulein Georgine, ihm die offenbarste Gleichgültigkeit bewies, und so schlau Lisa sonst war, so kam sie doch nicht darauf, daß der Lieutenant möglicherweise Mamsell Georginens heimlicher Anbeter seyn könne und die Gleichgültigkeit rein auf Verstellung beruhe. Sie war nichts desto weniger sehr geschmeichelt von seiner Aufmerksamkeit, und wäre es noch in viel höherem Grad gewesen, wenn sie geahnt hätte, daß ihr dieselbe von dem Anbeter einer Andern zu Theil werde. In Gedanken rechnete sich der Lieutenant bereits zu den Gliedern ihres künftigen Gesellschaftszirkels — worauf er denn auch, zum Ersatz für die knappen Antworten von vorhin, mit einem freundlichen Lächeln beglückt wurde.

Nach ein paar rasch vergangenen Stunden, eine ziemliche lange Visite für das erste Mal stand Lisa auf, nachdem sie schon eine gute Weile dem Kammerer vergebens gewinkt und mit den Augen geblinzelt hatte, welcher aber, in ein Gespräch vertieft, nicht Acht darauf gab. Endlich merkte er es doch; nun kam aber die Wirthin und versicherte das Paar mit der größten Herzlichkeit, daß sie durchaus noch dableiben müßten, indem noch etliche andere Bekannte von ihnen gekommen waren. Dem Kammerer wurde eine Partie Schafskopf als Lockvogel hingestellt, so daß er wenig Einwendungen machte und nach einigen Umständen setzte sich Lisa auch wieder. Beiden eilte die Zeit sehr angenehm dahin, und als sie nach eilf Uhr heim kamen, dankte Lisa ihrem Manne für das Vergnügen, welches er ihr durch die herrliche Bekanntschaften von heute bereitet hatte.

Der Kammerer wußte nicht, daß Lisa bereits mit der jungen Frau T . . . übereingekommen war, einander gegenseitig zu besuchen, woraus sich Lisa Rechnung auf einen weitern vertraulichen Umgang machte.

„Ich dachte gar nicht an all' die vielen Leute," sagte der Kammerer, „und hatte mein' Seel', ganz vergessen,

daß der Doktor eine verheirathete Tochter besitzt. Bei dieser Visite mag es sein Bewenden haben!"

Lisa fand es im Augenblicke nicht gerathen, mit ihren weiteren Plänen heraus zu rücken. Statt dessen trug sie Sorge, daß der Alte seine sämmtlichen kleinen Wünsche auf's pünktlichste erfüllt sah und zeigte sich überhaupt als die Folgsamkeit selbst.

In der folgenden Woche wurde die Bekanntschaft mit Leinwandhändlers eingeleitet, auch ganz charmant artige Leute, allein da sie weder Söhne noch Töchter hatten, womit Lisa ihr Fest hätte bevölkern können, so leuchtete ihr die Nothwendigkeit ein, durch irgend eine Finte es dahin zu bringen, daß ein Besuch bei Revisor T—s gemacht werden müßte. Um sich nicht einer förmlich abschlägigen Antwort auszusetzen, welche ein direktes Verlangen hieher nach sich gezogen hätte, nahm Lisa ihre Zuflucht zur List — was mit ihrem Charakter so innig verwebt war, daß sie sich nie das geringste Gewissen daraus machte, zu einem solchen Mittel zu greifen.

Mehrere Tage lang hatte Lisa heftiges Kopfweh und leichtes Fieber, Schaudern und allerlei andre Uebeln. Der Kammerer war höchlich bekümmert und bestrich Lisa's glücklicherweise nicht sehr heftig brennende Stirne unaufhörlich mit Essig und Eau de Cologne. Am Ende machte sie den Vorschlag, statt nach dem Arzt zu schicken, zu probiren, ob nicht ein Gang in's Freie ihr zuträglich seyn würde. In ihrem schönen neuen Seidenpelz, mit dem theuren Futter, mit Boa, Kragen und Muff, Alles zum ersten Male im Gebrauch, stand sie fertig da, auf den Arm des Alten gestützt, um auszugehen und Kräfte zu sammeln. Sie konnte freilich einen Seufzer nicht unterdrücken, als sie ihren seidebedeckten Arm auf die abgeschabte Wildschur des Alten legte, — aber da ließ sich durchaus nichts machen, denn sich einen neuen machen zu lassen, dazu war er trotz seinem großen Vorrath von Pelzwerk nicht zu bewegen, — diesem Riesenwerk war ihre Beredtsamkeit noch nicht gewachsen. Das schlimmste

war aber noch, daß er unter der Wildschur Nichts anhatte als den alten bouteillengrünen Ueberrock — an einen Frack war Vormittags natürlich nicht zu denken!

Lisa hatte sich vorher erkundigt, wo Revisors' wohnten. Nach jener Richtung — weil sie die Gegend in besondere Affektion genommen hatte — steuerte das Paar hin; allein was ein fataler Umstand! — plötzlich überfiel Lisa eine tödtliche Mattigkeit und sie hatte mitten auf der Straße nichts geringeres als eine Ohnmacht zu befürchten. „Ist denn hier kein Haus?" stammelte sie in der peinlichsten — nämlich für den Kammerer peinlichsten — Angst.

„Nein, Liebste! Nein — ach Gott — was sollen wir denn anfangen? Ich weiß mir gar nicht zu helfen," versicherte der arme Mann.

„Wohnt denn gar Niemand Bekanntes hier in der Nähe? Sieh' ein Mal dort, was ist dieß für eine Hausnummer? Ich meine, Frau T— hat mir gesagt, sie wohne hier in der Gegend, Nro 37. eine Treppe hoch — Ach mein Gott, was ein Glück! Sie nimmt es gewiß nicht übel — Spute Dich, lieber Alter, führe mich hin — unterstütze mich, daß ich nicht auf der Straße hinfalle, sonst sammelt sich am Ende ein schrecklicher Haufen Leute um uns her."

Was war da zu machen? — Der betrogene Herr Gemahl führte sein todtkrankes Weibchen hinauf; auf dem Vorplatze reisperte sie aber: „Alterchen, jetzt müssen wir gute Miene zum bösen Spiel machen. Ich fühle mich etwas besser, seit ich von der Straße weg bin und nicht mehr zu fallen befürchten muß. Wir müssen unsere Ueberläßigkeit mit einer Visite bemanteln; es ist auch weit höflicher so."

„Nein, nein, liebe Lisa! Nein, du mein Herr und Gott, nur ums Himmelswillen keine Visiten mehr!" Aber ehe der Kammerer zu weitern Einwendungen Zeit fand, ging die Saalthüre auf und Frau T— hieß die Herrschaften willkommen.

„Was Einem doch für allerlei Dummheiten passiren können!“ murmelte der Kammerer auf dem Nachhauseweg. „Nun haben wir diese auch auf dem Halse! — das sey Gott geklagt!“ —

„Liebstes, bestes Männchen, sey mir doch nicht böse darum! Ich kann ja doch nichts dafür, daß mir unwohl geworden ist.“ Bei diesen Worten war Lisa drauf und dran, in Thränen auszubrechen.

„Ich habe ja kein Wort gesagt, liebste Lisa — ist's nun besser mit Deinem Kopfweh?“

„Ja so ziemlich, es ist beinahe weg. Du glaubst nicht, wie gut mir das Ausgehen gethan hat; wenn Einem die Luft auch Anfangs ein wenig angreift, so ist sie nachher um so wohlthuender.“

Am Abend, wo Lisa wieder so wohl auf war daß sie ein Stück aus Ulla Wieblad singen konnte, war der Alte hochvergnügt und fast mit dem „dummen Zufall“ ausgesöhnt; denn so lange Lisa krank gewesen, schlich er immer umher wie ein verscheuchtes Huhn.

Die junge Frau hatte bereits in aller Stille mehrfache Vorbereitungen zu dem bevorstehenden Feste gemacht. Ihre Mutter wurde in das Geheimniß eingeweiht und streckte gerne das Geld dazu vor, denn es kitzelte ihre Eitelkeit, ein Mal in eine ordentliche große Gesellschaft zu kommen; und ihre Lisa in einen tableau vivant und Komödie in Kostüm spielen zu sehen, ach, mein Gott! — dieß überstieg die höchsten Hoffnungen ihres mütterlichen Hochmuths. Die Hofmeisterin, welche an ihren fünf Fingern herzuzählen wußte, wie es beim Serviren in vornehmen Häusern zugeht, hatte es übernommen, den Tisch zu arrangiren und die Küche zu besorgen. Die Hauptzurüstungen wurden bei Frau Norman gemacht, damit der Alte keinen Verdacht schöpfte, und um seinem Gebrumm darüber nach der Fête zuvorzukommen, ward beschlossen, daß von den nicht unbedeutenden Ausgaben auch nachher ihm nichts zu Ohren kommen dürfe; Frau Norman wollte Alles aus ihrem Beu-

tel bestreiten, und damit war dann auch die „dumme Hochzeit“ bezahlt, quittirt und vergessen.

Bei all' diesen Zurüstungen und Rathsversammlungen war Niemand glücklicher als der Regierungs-Sekretär, welcher jeden Tag Lisa ungestört in dem vordern Zimmer sehen durfte, Alles aus dem höchst natürlichen Grund der Betrachtung wegen den Feierlichkeiten und um ein passendes Sujet für das lebende Bild, sowie ein kleines Theaterstück ausfindig zu machen, von dem man ein paar hübsche Scenen einüben konnte.

Unsrer Lisa fiel nicht entfernt ein, daß sie sich doch vielleicht nicht in Beiden gleich vortrefflich ausnehmen möchte; obgleich sie zu einem schnippischen Kammerkätzchen oder etwas dergleichen einige Anlage hatte; aber nun war noch die Schwierigkeit, ein Fragment herauszufinden, welches als ein Ganzes gelten konnte. Von allen Stücken, welche sie mit einander durchgingen, wollte kein einziges passen.

Lisa machte den Vorschlag, Rosell sollte selbst eines schreiben; allein obgleich er ohne Bedenken mit Lisa eine kleine Posse vor einem bescheidnen Auditorium gespielt hätte, worauf er rechnete, so wurde er doch ganz andrer Meinung, als er bei dieser Gelegenheit erfuhr, daß es sich darum handle, vor einer großen unbekannten Gesellschaft aufzutreten.

Mit großer Delikatesse wagte er Lisa darauf aufmerksam zu machen, daß es doch vielleicht ihre neue Bekannten zu einigem Erstaunen Veranlassung geben könnte, wenn sie ein Stück auswählten, wo sie allein mit einem jungen Mann auftrat. Man konnte daraus allerlei Folgerungen ziehen, besonders ehe ihr Ruf in dem neuen geselligen Kreise festgestellt war.

„Ich meines Theils, theure Lisa,“ — wenn sie allein waren, sagte er nicht mehr Frau Laßman — „hätte das größte Vergnügen daran, was ich mir denken könnte; aber eine kluge Frau muß auch dem Schein wehren. Laß mich diese unaussprechlich kostbaren Augenblicke unbenei-

bet genießen: das gesellige Leben hat seine Regeln, welche man nicht übersehen darf." Ein Mal über das andere küßte er Lisa die Hand und setzte leise hinzu: „Durch einen allezeit tadelfreien Ruf erhalten die Frauen die größte Freiheit in ihrem Thun und Lassen."

Die Schule war gut; allein man sieht doch dabei, daß es gewissermaßen ein Glück für Lisa war, nicht in andere Hände gefallen zu seyn. Ein Mann mit weniger Weltkenntniß hätte binnen Kurzem sowohl ihren Ruf als auch alle bessern Gefühle in ihr zu Grunde gerichtet. Rosell war ein Libertin, allein nicht ohne eine gewisse Ehrenhaftigkeit, und im besagten Fall zeigte er die letztere um so mehr, als zugleich sein eigener Vortheil mit im Spiele war. Er beabsichtigte nämlich nicht allein Lisa's Courmacher zu seyn, sondern er liebte sie auch in der That so aufrichtig, daß er sich ihrer Erziehung annehmen wollte und ihr Achtung vor den äußern Formen und vor sich selbst als Weib beizubringen hoffte.

Lisa hatte sich bereits in Gedanken in einem bunten Seidenkleid, einem grünen goldgestickten Sammtleibchen, weißen Schleier und Gott weiß was noch Alles gesehen — deßhalb kostete es sie viel Ueberwindung, von diesen entzückenden Vorstellungen Abschied zu nehmen, und dieß Alles um dem einfältigen dummen Weltton sein Opfer zu bringen. Es war in der That schrecklich, allein sie konnte doch nicht umhin einzusehen, daß es Rosell besser mit ihr meinte, als sie selbst. Indessen saß sie stumm und nachdenklich da und wußte selbst nicht, was sie wollte, denn wozu war nun Alles — wenn sie sich nicht in dem bunten Seidenkleid, dem grünen Leibchen und weißen Schleier sehen lassen konnte.

„Es wird am besten seyn, wenn wir die ganze Geschichte bleiben lassen!" entgegnete sie auf eine Frage Rosells.

„Warum denn?" erwiederte der Sekretär. „Es soll ja eigentlich ein geselliger Kreis gebildet werden, das ist die Hauptsache, und nicht kleine Komödien spielen, we=

nigstens nicht mehr als eine auf ein Mal," setzte er mit einem feinen Lächeln hinzu, um Lisa's gute Laune wieder herzustellen.

„Nun, und mit dem Tableau? Halten Sie das auch für überflüssig, Herr Sekretär?"

„Nein, gewiß nicht, das muß aufgeführt werden. Aber sagen Sie doch wohl, Herr Sekretär — haben Sie mir nicht gestern versprochen, mir einen andern, freundlichern Namen zu geben!"

„Ach, das war ein Spaß von mir: wie mögen Sie sich nur einbilden, Herr Sekretär, daß ich mir eine solche Freiheit erlauben könnte! I bewahre, da wird nichts daraus und Sie dürfen glauben, Herr Sekretär, daß ich auch ohne Vorlesungen weiß, was eine Frau sich selbst schuldig ist!" Das letztere sagte sie in einem Tone, welche keinen Zweifel darüber ließ, daß die Liebe in diesem Augenblicke eine ganz untergeordnete Rolle in ihren Gedanken spielte. Das Tableau und die ihr immer noch im Kopfe spuckenden Theaterscenen, nebst dem dazu gehörigen unvergeßlichen Kostüm, beschäftigten sie ausschließlich.

„Nun, so lassen Sie uns an das Tableau denken!" begann Rosell, als er fand, daß sie für Nichts anders Sinn hatte. „Wenn Du — (erlaube wenigstens, daß ich Dein Versprechen von gestern nicht für Spaß halte) wenn Du z. B. irgend eine Gottheit vorstelltest, allenfalls Hymen, Diana, Hebe? Du passest für Alle."

„Die Madonna mit dem Kinde will ich vorstellen!" rief Lisa mit strahlenden Blicken; „ja das will ich. Das ist das schönste Tableau, was man denken kann. Ich habe es schon auf dem Theater gesehen! es gibt nichts Prächtigeres und man ist gleichsam ganz in Luft und Wolken. Ich habe eine ganze Menge Flor zu Hause, welcher trefflich dazu dienen wird."

„Aber wird sich denn dieß auch gehörig passen?" wendete Rosell ein. „Ich sollte eher meinen, etwas Anderes, allenfalls ...."

„Nichts anderes macht sich nur halb so gut," fiel

ihm Lisa in das Wort, welche der augenblicklichen Eingebung folgend, von keinem Wenn oder Aber hören wollte, sondern fest und unwiderruflich ihren Entschluß faßte, durch eine so entzückende Madonna, als nur je Menschenaugen gesehen, die ganze Gesellschaft zu bezaubern.

In Rosells Lächeln sah sie übrigens einen stärkeren Widerspruch ihres Wunsches, als Worte auszudrücken vermochten, deßhalb setzte sie ganz erzürnt hinzu: „Ich möchte doch wohl wissen, was sonst paßte, und was ich denn vorstellen soll! Es ist just so, wie ich sage: ich will und muß eine Madonna seyn! Morgen Vormittag komme ich her und da werden wir sehen, wie es sich ausnimmt. Inzwischen will ich mich zu Hause auf das Kostüm besinnen, ich bin gewiß, daß es herrlich glücken muß. Sie kommen doch wohl, Herr Sekretär?“

„Der Herr Sekretär wird nicht kommen!“ erwiederte Rosell scherzhaft.

„Du kommst aber!“ versetzte Lisa erröthend und gab ihrem Anbeter einen Schlag mit dem Handschuh.

„Warum nicht?“ dachte Rosell. „Hier, vor mir kann sie meinetwegen die Madonna spielen, so oft sie will!“ Sein Herz klopfte dabei so heftig, daß er kaum seine Aufregung bemeistern konnte, als die Hofmeisterin, welche im anstoßenden Zimmer saß, hereintrat, um auch ihr Schärflein zu der Berathschlagung beizutragen.

Nach einer Weile empfahl sich der Sekretär; nachdem Lisa noch mit Muhme Malla über Eins oder das Andre übereingekommen war, ging sie nach Hause, um den Alten mit der angenehmen Nachricht zu überraschen, daß sie, trotz den gestiegenen Marktpreisen einen wundervollen Kalbsschlegel fast um den halben Preis erhandelt habe.

„Finde ich mich nicht nach und nach in die Haushaltung, Papachen?“ schmeichelte Lisa ihm das erste Mal mit diesem Namen und lehnte sich mit ihren blühenden Wangen an den graugesprenkelten Backenbart des Alten.

„Ja, ja, das geht mit jedem Tag besser, es wäre

Sünde, wenn man anders sagen wollte; — und hätten wir nur die dummen Visiten nicht gemacht, so wäre Alles schön und gut! Aber so lebe ich nun in steter Furcht, die ganze Klerisei möchte ein Mal an einem schönen Tage daherkommen — und da wollen sie Alle Etwas — des Doktors Soupé war kein Nasenwasser!"

„Na, gar zu oft werden wir sie nicht bei uns haben, liebes Männchen! Wenn ihnen dann ein Butterbrod mit kaltem Fleisch und eine Tasse Thee nicht genügt, so mögen sie es in Gottes Namen bleiben lassen! Es hängt ja immer von uns ab, ob und wenn wir sie haben wollen. Deßhalb verlangte ich auch schon lange nicht in das Theater, und in der vergangenen Woche habe ich mir ganze drei Thaler darauf hin gespart, wenn sie allenfalls kommen sollten. Du siehst, ich denke auch in die Zukunft, und sorge dafür, daß Du Dich nicht wegen der Unkosten zu beunruhigen brauchst."

Höchlich vergnügt, daß Lisa täglich mehr Haushaltungsgenie entwickelte, ein Verdienst, das der Kammerer mit Stolz als sein Werk betrachtete, ließ sich der gute Mann von der schmeichelnden Sirene völlig in den Schlaf lullen. Während der Alte seine Mittagsruhe hielt, welche nach Lisa's Berechnung heute länger als sonst dauern müßte, denn sie aßen eine Stunde früher als gewöhnlich — sie hatte nämlich die Uhr vorgestellt, aber schnell wieder zurückgerichtet, als es auf St. Jakob vier Uhr schlug, damit ihr Pfiff nicht an den Tag käme — während also, wie gesagt, der Alte schlief, kramte sie den weißen Seidenflor aus, ebenfalls ein Theil der verborgenen Schätze des Triangels. Und nun ging es vor dem Spiegel an ein Probiren und Drapiren in allen möglichen phantastischen Façonen; denn da sie sich natürlich nicht mehr ganz genau zu erinnern wußte, wie es auf dem Theater gewesen war, so konnte sie es wohl nach eigenem Belieben einrichten, wenn es nur mit Geschmack geschah und hauptsächlich gehörigen Effekt machte.

Nachdem Lisa diese beiden Erfordernisse herausgefunden und den Effekt durch das Aufknüpfen des Haares, welches sie frei um die Schultern flattern ließ, bedeutend unterstützt hatte, wurde zu besonderer Erhöhung des Eindrucks ein Kranz von weißen Rosen mit silbernen Aehren hervorgeholt, in welchem sie nur Ein Mal auf dem Ball geglänzt, worüber damals der Notarius vor Entzücken fast außer sich gewesen.

„Der Notarius — ja, wahrhaftig, der soll auch eingeladen werden!“ und nun schwebten Lisas bewegliche Gedanken plötzlich von der Madonna, dem Flor und dem weißen Rosenkranz auf den abscheulichen Notarius hinüber. Ja, er sollte sie in ihrer Pracht sehen und sprachlos vor Erstaunen werden! Aber nicht genug damit, er sollte auch sehen, wie der Regierungs-Sekretär und der Lieutenant, welchen sie höchst fein und artig durch Frau T . . . . hatte einladen lassen, weil ihr Mann so großes Gefallen an ihm finde — er sollte sehen, wie diese beiden jungen Herren sich ordentlich darum schlagen würden, an ihrer Seite zu seyn. Und dann sollte er die Pracht ihrer Staatszimmer bewundern, worin die Wirthin sich mit so großer Anmuth bewegte, — es war nur ewig Schade, daß sie nicht sagen konnte: mein Salon. Allein dieser war leider, wie wir wissen, etwas klein davon gekommen, und man mußte froh seyn, wenigstens sagen zu können: „Ich hoffe, die Mäntel und Hüte der Herrschaften sollen nicht erfrieren, denn im ‚Vorzimmer‘ ist den ganzen Tag Feuer. Aergerlich war es aber auf jeden Fall, daß der Tisch im Schlafzimmer gedeckt werden mußte, und die junge Frau legte sich das heilige Gelübde ab, daß ihr, so wahr sie das Leben habe — das nächste Jahr ein Saal her müsse, in welchem man sich doch wenigstens umdrehen könne.

Dies mußte freilich jetzt der Zeit anheim gestellt werden — aber für den Augenblick galt es, sich zu sputen, zu schneidern und zu nähen, um all' die Herrlichkeiten fertig zu kriegen, denn der Geburtstag nahte mit

starken Schritten, und alle Gäste waren, unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit, bereits zu der großen Ueberraschung eingeladen.

Eilftes Kapitel.

Probe von den Tableau vivant, an welcher Napoleon, eine junge Frau, ein dritter Regierungs-Secretär und endlich ein bejahrter Mann Theil nehmen.

Am nächsten Vormittag ging Lisa unter dem gewöhnlichen Vorwand ihres Ausgangs auf dem Heumarkt oder an den Kornhafen, zu ihrer Mutter, wo die Probe statt haben sollte. Nun begab es sich, daß Frau Norman gerade im Laden und Muhme Neta in der Küche mit Geleekochen beschäftigt war; deßhalb fand sich kein anderer Rath, als daß sie allein mit Rosell seyn mußte, was Lisa vielleicht für kein besonderes Unglück hielt.

Der Regierungs-Sekretär wartete bereits in dem äußern Zimmer.

„Mein Kostüm ist in Ordnung," rief ihm Lisa vergnügt entgegen. „Ich will einmal sehen, was Sie dazu sagen, Herr Sekretär. Ich denke, es kleidet mich gut. Aber nun hören Sie, wie wir es machen; ich gehe in das vordere Kämmerchen und ziehe mich an; wenn ich fertig bin, mache ich die Thüre auf, dann kommen Sie schnell und helfen mir die schönste und beste Stellung wählen — das werde ich natürlich selbst thun, allein Sie halten mir den Spiegel, Herr Sekretär."

„Hat denn heute Frau Laßman keinen einzigen Gedanken, der nicht auf das Fest Bezug hat?" sagte Rosell, ein wenig beleidigt, sich so ganz und gar auf die Seite gesetzt zu sehen. Es war ihm vorgekommen, als hätten sowohl die Proben, als auch die vorhergehenden Besprechungen darüber nur ebenso viele glückliche Ver-

anlassungen geben sollen, um einander ungestört zu sehen; allein nun sah er wohl ein, daß Lisa daran am wenigsten gedacht hatte, wenigstens so lange sie sich noch nicht im Madonnenkostüm gezeigt und die dazu gehörige Huldigung angenommen.

„An was Anderes soll ich denn denken, als an das, was ich jetzt gerade vor habe?“ erwiederte Lisa lachend; „ich dachte doch, dies wäre das natürlichste! Da muß man mehr Zeit dazu haben, wenn man sich mit — mit . . .“ Unbedachtsam, wie sie oft war, hatte sie mehr gesprochen, als sie gesollt hätte, und da sie nicht schnell genug sich herauszuwickeln vermochte, schwieg sie verlegen ganz still.

„Sey doch so gut und sprich aus,“ fiel Rosell ein — „oder vielleicht kann ich es thun. Man muß mehr Zeit dazu haben, wenn man zum Exempel, in Ermangelung einer andern interessanten Zerstreuung, sich beschäftigen will mit — einem Liebhaber.“

„Was!“ platzte Lisa mit dem glücklichst nachgemachten Erstaunen heraus, „einen Liebhaber — das muß ich sagen! Sie, Herr Sekretär, deklariren sich für meinen Liebhaber? Na, dies ist wahrhaft offenherzig und dreist genug, darauf war ich in der That nicht gefaßt! Ich hatte geglaubt, eine Frau müsse auf Etwas mehr als nur auf den ‚Schein‘ sehen?“ — und nun nahm Lisa eine Miene und ein Benehmen an, welches Rosell ganz wirr im Kopf machte.

„Warum bist Du auch so hold und reizend, Du Zauberin, daß man wahnsinnig werden möchte!“ — Und Lisa, welche jetzt triumphirte — der Triumph, angebetet zu seyn, war das vorherrschende Gefühl in ihr — entriß dem bezauberten Rosell ihre Hand.

„So nimmst Du mich doch wenigstens zu Deinem Sklaven an?“

„Ach ja, das läßt sich allenfalls hören; aber komm mir nie wieder und rede so abgeschmackt von einem Liebhaber! Nun genug von dergleichen! Ich muß mich

beeilen, damit ich zu Mittag heim komme, sonst könnte man aller Wunder was denken.“

Und mit ein paar Sprüngen war Lisa in dem nächsten Zimmer.

Das Umkleiden ging äußerst schnell; denn Rosells Ungeduld sie zu sehen, war kaum größer, als ihre eigene, sich sehen zu lassen. Es war ein Glück, daß der Kammerer heute Morgen so sehr beschäftigt war, daß sie Muße genug hatte, die Kunst einzuüben, die nach eigener Phantasie zurecht gemachten Madonnenkleider anzupassen. Es war kaum eine Viertelstunde vorüber, als Rosell den Befehl erhielt, die Thüre zu öffnen. Er ließ sich dies nicht zwei Mal sagen — und nun stand Lisa auf der Schwelle, in der idealisch'sten Stellung, welche gewiß der heiligen Maria nicht im Traum eingefallen wäre. Aber auch kein Mensch, außer Lisa selbst, konnte auf den Gedanken kommen, daß hier das Bild einer Madonna zu sehen seyn sollte.

Schön war sie, mit dem fliegenden Haar, der Flordraperie und dem weißen Rosenkranz, eine Nymphe, im Begriff zu Tanze, Spiel oder Lust wegzuschweben.

„Ach, wie schön bist Du!“ rief Rosell in unwillkührlicher Bewunderung aus. „So reizend habe ich Dich nie gesehen! er vergaß ganz und gar, was sie vorstellen sollte. Das war auch ganz gut, denn wenn er in diesem Augenblick an Lisa's Absicht dachte, würde er habe lachen müssen, und dies hätte sie fürchterlich beleidigt.

„Nun, ist die Stellung so recht?“ fragte sie mit freudestrahlenden Augen und klopfendem Herz.

„Aber Herr Gott,“ rief sie heftig aus und sprang mit einem solchen Satz in die Höhe, daß die weichen Gazewolken ihres leichten Kleides sie üppig umflatterten. „Herr Gott, wo soll ich nur schnell ein Kind hernehmen — daran habe ich gar nicht gedacht!“

Rosell lächelte schalkhaft; aber Lisa riß ihm einen bronzirten Napoleon aus der Hand, welchen er vom Kamin herabgenommen hatte. Mit diesem Kleinod sprang

sie in die Kammer zurück; nachdem sie Alles wieder aufs Beste in Ordnung gebracht, trat sie hervor, mit den kleinen Napoleon auf dem Arm, — halb war er in Flor gehüllt und halb verbarg er sich unter ihre langen schwarzen Locken.

„Nimm jetzt den Spiegel und halt' ihn vor mich! Zum Feste selbst werde ich mir ein lebendes Kind zu verschaffen suchen. Ach, wie dies hübsch seyn wird! Ist es so recht?" und Lisa wandte und drehte den Heiland bald so, bald so.

„Denke um Gotteswillen an keine weitere Vorstellung als an die gegenwärtige!" sagte Rosell, außer Stand das Lachen zurückzuhalten. „Uebrigens," setzte er ernsthaft hinzu, als er sah, daß Lisa offenbar ärgerlich war, „ist dieses Tableau von zu großartiger Bedeutung, als daß man seinen Spaß damit treiben dürfte — es geht in der That nicht an!"

„Ach, nun weiß ich woher dies kommt!" sagte Lisa, welche glaubte, daß Rosells Eifersucht sich gegen den Gedanken empörte, daß mehrere Leute den Anblick genießen sollten, welcher ihn entzückte. „Kein Wort weiter — sondern komm hierher mit dem Spiegel!"

Er gehorchte, hielt den großen Spiegel vor sie hin, und in demselben sah Lisa nicht nur ihre eigene hübsche Gestalt, sie erblickte auch Rosells glühende Wangen und feurige Blicke. „Und Niemand weiter soll mich sehen?" dachte sie; „ganz Stockholm, wünsche ich, möchte mich sehen!"

In dem Augenblick ging die Seitenthüre hastig auf, und in dem verrätherischen unglücklichen Spiegel erschien, dicht neben dem feurigen, liebestrahlenden Gesicht des Liebhabers ein anderes düsteres, grimmiges. Lisa kreischte laut auf — in tausend Stücken lag Napoleon zu den Füßen der bleichen, zernichteten Madonna.

Rosell drehte sich um und wollte eilig den Spiegel weglegen, als das so plötzlich veränderte Tableau vor den Augen des erzürnten — Herrn Gemahls stand.

„Was ist dies für ein gottloser Spektakel! Lisa, Lisa! ist das der Kornhasen? Ich glaube, Du hältst heimliche Zusammenkünfte . . . Du führst mich an der Nase herum — Du hintergehst mich!"

„Herr Gott, kannst Du Deine arme Frau dergestalt erschrecken!" sagte Lisa, welche sich wieder gefaßt hatte und auf den Alten lossprang. „Nun hast Du die ganze Herrlichkeit gestört. Ich war gerade daran, ein Tableau vivant zu Deinem Geburtstag einzuüben."

„Tableau vivant! was ist das für Zeug? Zu meinem Geburtstag — das unterbleibt — will ich mir ausgebeten haben! Hörst Du, Lisa, ich will von solchem Spektakel nichts wissen, Du weißt jetzt, wonach Du Dich zu richten hast!"

„Aber, bester Herr Kammerer," fiel ihm Rosell in höchst mildem und versöhnlichem Ton in die Rede, „ist das nicht etwas zu streng, wenn es die Frau so herzlich wohl gemeint hat?"

„Und der Herr Sekretär ihr so herzlich gern hat helfen wollen!" spottete der Kammerer und warf einen wüthenden Blick auf den Sekretär.

„Ich sehe es immer für meine Pflicht, den Damen zu Diensten zu seyn: das ist die Aufgabe eines artigen Kavaliers!" entgegnete der Sekretär, welcher sich nicht so leicht verblüffen ließ.

„Aber ich muß bitten, und zwar ganz nachdrücklich, daß Sie die Güte haben, sich mit Ihren Artigkeiten, wenigstens was meine Frau betrifft — in keine Unkosten zu versetzen! Ich werde schon selbst dafür sorgen; und obgleich sie so kindisch und thöricht ist, solche Narrenstreiche hier aufzustellen, so soll es wenigstens nicht mit meinem Willen geschehen!"

„Das steht in Ihrem Belieben, Herr Kammerer," erwiederte Rosell gleichgültig. „Ohnehin wird Frau Laßman alle Lust verloren haben, in irgend einem Tableau aufzutreten."

„Ja, das weiß Gott!" versetzte Lisa halb weinend.

„Es ist recht garstig von Dir, lieber Alter, daß Du mir die Freude so zu nichte gemacht hast! Ich wollte die Madonna machen, und Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie hübsch es sich ausnahm, als ich das Kind so in dem Arm hielt, gerade wie eine junge Mutter. Aber Du willst das nicht sehen — ich weiß, daß Du die Kinder nicht leiden magst, daß Du sie hassest."

„Nein, nein, Herr Gott, ich hasse sie gewiß nicht!" sagte der Kammerer, der bei der Vorstellung, wie reizend Lisa mit dem Kind im Arm ausgesehen haben müsse, sich ganz erwärmt fühlte und fast in Zärtlichkeit zerfloß. „Ich hasse sie gewiß nicht, liebste Lisa, und wenn es des Herrn Wille wäre, so . . . ."

„Was schwatzest Du da?" unterbrach ihn Lisa blutroth, in ganz ärgerlichem Ton. Aber als ob ihr plötzlich ein neuer Gedanke durch den Kopf führe, lehnte sie sich schüchtern auf den Arm des Alten. „Erkennst Du nun," fuhr sie fort, „wie unartig und garstig es von Dir war, und willst Du dem Herrn Sekretär nicht Ein Wörtchen des Danks dafür sagen, daß er die Güte haben wollte, mich darin zu unterweisen?"

„Was dies betrifft," meinte der Kammerer, „so hätte ich Dich am liebsten selbst darin unterwiesen. Aber gleichviel, laß jetzt die Kindereien vergessen seyn — denn so gut auch Deine Absicht war, kann ich es doch nicht leiden, daß man mit heiligen Dingen seinen Spaß treibt."

„Na, was ist denn viel Heiliges dabei?" fragte Lisa, welche in ihrem Leben nicht auf den Gedanken gekommen war, daß die Madonna und die Jungfrau Maria eine und dieselbe Person seyen. Nach Lisa's dunkler Vorstellung war die Madonna so eine Art Gottheit, gleichbedeutend mit Venus, und eigentlich nur zur Darstellung in Tableaux vivants da. Sonst hatte sie sich nie über die heilige Bedeutung desselben den Kopf zerbrochen.

„Wo denkst Du hin, Kind!" sagte der Kammerer vorwurfsvoll. „Weißt Du in Deiner Unwissenheit nicht

einmal, daß Du die Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde vorstellen wolltest?"

„Ich hoffe, daß weder Du, noch sonst Jemand mich für so unwissend halten wird?" entgegnete Lisa mit einem Aerger, welcher ziemlich gut ihre Schaam und Verwirrung verbarg.

Sie erkannte nun, warum Rosell so sehr dagegen gewesen war, und schätzte sich glücklich, daß ein Zufall ihr zu Hülfe gekommen war, denn sonst hätte sich ohne Zweifel ihre Unkenntniß verrathen.

„Na, na," meinte der Kammerer, „ich konnte Deine Worte nicht wohl anders deuten!"

„Du bist gleich bei der Hand, meine Worte falsch zu deuten. Ich wollte nur sagen, daß es von uns nicht unheiliger seyn könne, als von Andern, die Jungfrau Maria in einem Bilde darzustellen. Aber was brauchen wir länger davon zu reden — die Sache ist einmal heraus — und alle Ueberraschung fällt weg? ich wollte, ich hätte nie daran gedacht!"

Als der Kammerer Lisa's Veränderung sah, welche er dem Kummer darüber zuschrieb, etwas gethan zu haben, was ihm unangenehm sey, verschwand bald der schlimme Eindruck, welchen der erste Anblick auf ihn gemacht hatte. Vielleicht war es auch mit dem Sekretär nicht so gefährlich, wie es aussah, aber seine Augen hatten doch einen ganz *bösen* Ausdruck gehabt — wie es der Kammerer bezeichnete — und bei Lisa — war bei ihr auch nicht Etwas, welches zu sagen schien, es sey nicht Alles so, wie es hätte seyn sollen? Der Kammerer gab sich freilich alle Mühe, seinen Verdacht zu unterdrücken; allein der Saame war einmal ausgestreut, und ließ sich nicht mehr ausreißen. Alte Ehemänner haben ohnehin große Anlage zur Eifersucht: — unser Alter beschloß in aller Heimlichkeit jeden Tritt Lisa's auszuspioniren.

„Wie traf es sich denn, daß Du gerade herkamst, lieber Mann?" fragte Lisa.

„Das ging ganz einfach: (Du siehst, daß alle heimlichen und verbotenen Wege sich selbst verrathen) ich begegnete der Magd. Kommst Du allein? fragte ich; wo ist Deine Frau? — Sie war mit mir auf dem Markt und ist jetzt zu Frau Norman gegangen. — Als ich dieß vernahm, ging ich, um zu hören, warum Du mich belogen hattest — und mein' Seel', was ich sah, war über meine Erwartung!"

„Schlag Dir's aus dem Sinne!" bat Lisa. „Es gibt viele Frauen, welche den Geburtstag ihres Mannes auf solche Weise feiern, und ich meinte es so herzlich gut. Aber ich verspreche Dir — wenn Du wieder gut seyn willst — nie mehr an so etwas zu denken."

Es schmeichelte dem Kammerer, daß Rosell Zeuge davon war, was Lisa für einen Respekt vor seiner Autorität hatte, und Lisa schmeichelte es nicht minder, dem Sekretär zu zeigen, welche Gewalt sie durch ihren feinen Takt über den Alten ausübte.

Was Rosell selbst betraf, so fand er Lisa in allen Rollen reizend; da es ihm aber doch, um die Wahrheit zu sagen, etwas widerlich war, Zeuge von den gegenseitigen Ergießungen des Ehepaars zu seyn, nahm er Abschied mit der Versicherung, daß es ihm mehr, als er ausdrücken könne, leid thue, die unschuldige Mitveranlassung zu der Unzufriedenheit des Kammerers gewesen zu seyn.

Als Lisa mit dem Alten allein war, nahm sie einen andern Ton an; sie wollte darauf sterben, daß gewiß keine Frau in der Welt eine solche Schmach für ihr Wohlwollen ausstehen müsse. Es war hart, bitter, schrecklich, sich so verkannt und gekränkt zu sehen; o sie würde gewiß keine frohe Stunde mehr haben, wenn nicht ihr Mann von ganzem Herzen erkenne, daß er ihr das himmelschreiendste Unrecht gethan habe.

Ganz überwältigt ließ der Kammerer für dießmal fünf gerade seyn. Er glaubte am Ende selbst, daß Lisa unmöglich einen solchen Lärm zu schlagen im Stande

sey, wenn sie nicht unschuldig wäre. Zuletzt wurde Friede geschlossen, das Madonnenkostüm abgelegt und Lisa ging am Arm des Alten heim, froh, daß ihre Mutter aus dem Spiel geblieben war.

Zwölftes Kapitel.

Frau Laßmans erstes Soupe mit Vor- und Nachspiel.

Die zwei folgenden Tage wagte Lisa kaum, sich zu rühren. Der Kammerer war so argwöhnisch, so krittelig und knurrig, daß man in ihm, den sonst so geduldigen Mann, gar nicht wieder erkannte. Aber Lisa fügte sich in Alles und beklagte sich kein einziges Mal, blos in der Aussicht auf den Geburtstag. Es war unumgänglich nothwendig, ihn bis dorthin bei möglichster Laune zu erhalten.

An dem Festtage selbst hatte Lisa den Kaffeetisch schönstens herausgeputzt und brachte eine prächtige Meerschaumpfeife zum Angebinde für den Herrn Gemahl. Sie hatte sie, in Erwartung bessrer Zeiten, auf Kredit genommen; bei dem Alten hieß es freilich, sie habe sie von Ersparnissen vom Haushaltungsgeld gekauft: seit ihrer Verheirathung sammelte sie daran, um ihm diese Freude zu machen — sie wußte ja, daß ihr liebes Alterchen Spaß an hübschen Pfeifen habe.

Zu all' diesem fügte Lisa einen zärtlichen, thränenvollen Blick, eine Bitte, um nur Vergebung für ihr kürzliches kindisches Betragen und einen warmen, ja fast feurigen Wunsch, daß ihr lieber Laßman noch viele Jahre erleben möge. Der Kammerer hätte ja ein Tiger seyn müssen, wenn er so vieler Zärtlichkeit zu widerstehen im Stande gewesen wäre! Er that es auch nicht: es war das erstemal seit seiner Kinderjahre, daß Jemand sich seines Geburtstags erinnerte und er fühlte eine solche Rührung über die freundliche Aufmerksamkeit seiner jun-

gen Frau, daß ihm die Augen voll Wasser standen — ganz andre Thränen freilich, als in ihren Augen glänzten!

Alles war vergessen. Der Kammerer ging sogar so weit, daß er innerlich schwor, er sey ein Narr gewesen, solchen Argwohn gegen Lisa zu fassen; denn mochte sie auch noch so viele Fehler haben, Verstellung gehörte nicht darunter.

Bald nach vier Uhr kam der Doktor, sein alter Spielgenosse, um Lisa's freundlicher Bitte zufolge den Kammerer in seiner Stube festzuhalten. Die Sache ging ganz gut; denn der Alte war ganz froh, in seinen eigenen vier Pfählen zu sitzen, wo er ungenirt seine Pfeife rauchen konnte, Lisa hatte dafür gesorgt, daß den Herren nichts abging, und unser guter Kammerer wußte und erfuhr folglich nicht, was auf der andern Seite vorging; auf dem Kronleuchter und allen Wandleuchtern wurden Lichter aufgesteckt, alle Thüren — leider waren es blos zwei — weit aufgemacht, und Lisa ging, äußerst geschmackvoll gekleidet, auf und nieder, in Erwartung ihrer Gäste und guckte zuweilen einmal in die Küche, wo die Hofmeisterin handthierte.

Frau Norman und Muhme Neta waren bereits angekommen. Als Mutter und Schwiegermutter hatte sie ihr ansehnliches Volumen in eine Sophaecke placirt, wo sie mit der feierlichsten und würdevollsten Miene der Ankunft der Uebrigen harrte.

Muhme Neta in einem großgeblümten Kattun, einem braunen Seidenshawl und einer abgelegten Haube von Schwester Dora, hatte bescheidener am Ofen Platz genommen, von wo aus sie Lisa zuweilen zunickte und ihr versicherte, wie hübsch es von „Luschie" sey, daß sie ihre Muhme nicht vergessen habe.

„So komm' um Gotteswillen doch nicht immer mit Deiner Luschie!" polterte Frau Norman heraus, und schauderte vor dem Gedanken, daß sie unter solchen Leuten in den Fall kommen könnte, sich ihrer eigenen Schwester schämen zu müssen. „Liebste beste Neta, nenne doch

Lucie nicht beim Namen, wenn Du von ihr mit Jemand sprichst, sondern sag': „Meine Schwestertochter, Frau Laßman, oder meine Nichte, die Frau Kammerer!"

Später langten die übrigen Gäste an. Die junge Wirthin benahm sich höchst anmuthig; als aber ihre neue Bekanntschaft, der Lieutenant G. — eintrat, und höflich und ehrfurchtsvoll für ihre Güte dankte, zur Feier dieses Tags auch ihn mit einer Einladung beehrt zu haben, konnte Lisa einen kleinen Seufzer nicht unterdrücken: der Gedanke an das ersehnte Tableau stand wieder vor ihr — welches Aufsehen würde sie erregt haben!

Der Regierungs-Sekretär und der Notarius waren die letzten. Nun genoß Lisa einen doppelten Triumph. Den Notarius durch ihre blendende Pracht in Verzweiflung zu stürzen, und den Sekretär zur höchsten Verwunderung zu bringen, durch einen halben Blick auf den hübschen Lieutenant, von welchem sie ihm noch keine Silbe gesagt hatte. Als Wirthin konnte sie aber dem jungen Herrn natürlich nur eine flüchtige Aufmerksamkeit schenken; sie mußte, wenn gleich ungern, ihren Platz neben dem Sopha bei den älteren Damen nehmen, und wartete mit einiger Unruhe den Ausgang ihrer Kühnheit ab — sie hatte soeben den Doktor bitten lassen, den Kammerer her zu bringen.

Der alte Held des Tags sollte mit einigen Versen bewillkommt werden, welche Rosell sich aus dem Vorrath eines Freundes zu verschaffen gewußt hatte, und nach einer kleinen Umarbeitung für sein eigenes Machwerk ausgab. Sie mußten übrigens in Ermanglung eines Sängers deklamirt werden, damit während des Vortrags der Kammerer Zeit bekam, sich zu sammeln, und zu der unvermutheten Rolle eines Wirths von einer Gesellschaft von sechszehn bis achtzehn Personen vorzubereiten.

„Was soll das bedeuten?" fragte der Kammerer, als der Doktor die Thüre halb öffnete und hinaussah.

„Eine Einladung von Deiner Frau — sie läßt uns zum Thee in das Staatszimmer rufen!"

„Thee?" wiederholte der Kammerer mit einem gewissen unangenehmen Vorgefühl irgend eines bevorstehenden Verdrusses. „Was ist denn das für ein Hin- und Herlaufen im Gang gewesen? — ich hörte es schon seit einer ganzen Stunde."

„Es wird wohl Besuch bei den Leuten seyn, welche auf der andern Seite wohnen — ich habe den Lärm auch gehört."

Der Kammerer stand auf. „Gott verhüte, daß Lisa wieder auf eine Thorheit gekommen ist!" sagte er ganz ernsthaft. „Thee trinken im Staatszimmer und ein solches Laufen! Aber das kann sie nicht gewagt haben — was meinst Du, Herr Bruder?"

„Ach nein, das ist nicht möglich, das hat sie nicht?" beruhigte ihn der Doktor. „Aber jetzt wollen wir nicht länger säumen."

In dem alten blauen Frack, den er zur Ehre des Tags angelegt hatte, ging der Kammerer mit dem Doktor über den Gang. Die Gesellschaft drinnen hielt sich ganz ruhig.

„Für was hängt dann da eine Lampe?" sagte der Kammerer und betrachtete argwöhnisch das helle Licht. Allein der Doktor ließ ihm kaum Zeit zu weiteren Grübeleien, sondern öffnete die Thüre zum Staatszimmer.

Da stand nun unser Kammerer, geblendet von dem Lichte, keines Wortes mächtig, mit zusammengekniffenem Mund und schoß grimmige Blicke auf die Gesellschaft rings umher.

Lisa wagte nicht, die Augen aufzuschlagen.

Es war ein Glück, daß der Regierungs-Sekretär mit dem Repitiren seiner Verse begann; dieß gab dem Kammerer Zeit, sich unmittelbar zu besinnen. Darauf spazierte ein großes Bret mit vollen Gläsern umher; des Alten Gesundheit wurde getrunken und er selbst so mit Händedrücken und Glückwünschen überschüttet, daß

er kaum zu sich kommen und nichts weiter sagen konnte, als unaufhörlich:

„Diener, Diener, danke gehorsamst!"

Lisa wagte sich erst zu allerletzt hervor. Sobald sie dem Alten in die Augen sah, merkte sie, daß sie zuviel gewagt hatte. Mit inniger, fast kindlicher Zärtlichkeit beugte sie sich vor ihm.

„Dank, Dank, mein Kind! Du hast mir ein großes Vergnügen bereiten wollen, eine große Ueberraschung, wie ich sehe!" sagte der Kammerer laut; aber leise wisperte er ihr in's Ohr: „Das sollst Du mir nicht umsonst gethan haben! Wenn es auch ein Soupé geben soll, so kostet mich das fünfzig Thaler, so gut wie einen Stüber!"

„Das kostet uns noch nicht einen halben Stüber," erwiederte sie eben so leise. „Die Mutter hat Alles besorgt, statt der Hochzeit. Sey nur jetzt gut und vergnügt, daß Du die Gäste nicht erschreckst und der Mutter für ihre gute Absicht nicht wehe thust!"

Obgleich sich die Züge des Kammerers bei der ersten Aeußerung, daß es nicht seinem Beutel gelte, bedeutend aufhellten, so schwebte doch noch eine kleine Wolke auf seiner Stirne; „denn," dachte er, „hab' sie einmal angefangen und wird das Ding gewöhnt, so.... „aber schnell durchfuhr ihn ein Lichtgedanke, wie er die Wirkung von Lisa's Ueberraschung unschädlich machen könne. Sobald er darüber mit sich im Reinen war, ging auch plötzlich eine Veränderung mit ihm vor, und kein Mensch, am wenigsten seine Frau, konnte begreifen, daß es ihr Alter selbst war, der so trefflich den artigen und angenehmen Wirth zu spielen wußte.

„Na, mag daran Schuld seyn, was da will, ich werde es schon noch früh genug erfahren!" dachte Lisa, und überließ sich ohne Zurückhaltung der Freude des Abends. Es war ihr etwas so Neues, so Angenehmes, die Wirthin zu machen, bald den einen, bald den andern Kavalier hinter ihrem Stuhl zu haben. Mit welch'

schalkhafter Koketterie drehte sie das Köpfchen bald rechts, bald links. Noch nie hatte sie sich so glücklich gefühlt, und gleichwohl lag ihr Glück nicht sowohl in dem Genuß der Gegenwart, als in der Hoffnung auf alle die Einladungen und Soupé's, welche dem heutigen Abend folgen würden; denn wenn der Alte einmal gehörig im Zuge war, so sollte es schon mit ihm gehen."

„Wie geht es Ihnen? Was treiben Sie, Herr Notarius?" fragte Lisa mit einer Art vornehmer Nachlässigkeit ihren frühern Liebhaber und erröthete nicht einmal bei dem Gedanken, daß er dieß einst gewesen. Die ganze Geschichte war ja ein Bagatell; außerdem war Wetterquist nunmehr eine Person, den sie, bei ihrem Einfluß auf ihren Mann, in eine sehr demüthigende Lage bringen konnte. Was sollte wohl aus dem armen Kerl werden, wenn ihr Mann ihm das Anlehen aufkündigte? Ja, da würde es schön aussehen! aber sie war zu edelmüthig, eine solche Rache zu nehmen; Kleinlichkeit lag nicht in ihrem Charakter.

„Wie geht es Ihnen? Was treiben Sie, Herr Notarius?" Lisa mußte ihre Frage wiederholen, denn Wetterquist gab das erste Mal nicht Acht darauf.

„Ich bereichere meine Erfahrung," antwortete der Notarius, mit dem steifen, abgemessenen Ton, welcher Lisa ein Dorn im Auge war.

„Es gibt doch keinen schändlicheren Kerl als der Notarius!" dachte sie, als sie zu ihrem größten Verdruß die Bemerkung machen mußte, daß er völlig gefühllos gegen ihre persönliche Eleganz war, sowie gegen ihre neue Stellung im Leben, ihre brillante Einrichtung u. dgl. m. „Ja, das ist ein wahrer Abschaum! Ich kann gar nicht begreifen, wie ich nur jemals diesen Klotz einnehmend finden konnte — aber ich hatte damals freilich noch gar zu wenig Erfahrung." Und mit einem verächtlichen Blick wandte sie sich von dem lumpigen Notarius zu dem dankbaren und aufmerksamen Lieutenant, einem jungen Mann, der sich eine erstaun-

liche Zungenfertigkeit rühmen konnte, nicht daß gerade Witz darin gewesen wäre, aber es floß ihm doch vom Munde — wie Wasser.

Lisa war ganz entzückt von seiner gebildeten und lebhaften Unterhaltung, indem Alles, was er sagte, ihre Eitelkeit auf das angenehmste kitzelte. Sie überzeugte sich heute vollkommen, daß sie in einem großen Irrthum befangen gewesen, wenn sie glaubte, es sey gegen den guten Ton, jungen Herrn Aufmerksamkeit zu erweisen. Denn gerade wie sie sich selbst einer lebhafteren anmuthigen Unterhaltung hingab, bemerkte sie, daß Frau T. — ebenso viel Spaß daran fand, dem Regierungs-Sekretär zuzuhören, welcher sie zu unterhalten strebte, und nicht minder sah sie, wie Fräulein Georgine verschiedene Angriffe auf denselben vertrackten Notarius machte, bei welchem sie übrigens kein gewaltiges Glück zu machen schien.

„Wie wird sie Leben in den Stock bringen können, wenn ich es nicht vermocht habe!" meinte Lisa, und war weit entfernt zu ahnen, daß Wetterquists Seele bei der hübschen liebenswürdigen Mathilde Lindfelt war, der Einzigen, für welche er Sinn und Gedanken hatte.

Frau Normans Gesicht strahlte vor seliger Zufriedenheit; sie saß am Spieltisch mit ihrem Schwiegersohn, dem alten Doktor und dessen Frau. Zuweilen überließ Papa Laßman theils in Folge seiner Schuldigkeit als artiger Wirth, theils auch aus einer Anwandlung von Eifersucht die Karten seinem Freund Leinwandhändler, welcher nie zu bewegen war, an dem Spiel Theil zu nehmen. Seine Frau, welche in ihrem Widerwillen gegen das Spiel noch weiter als ihr Mann ging und nie eine Karte anrührte, nahm statt dessen Muhme Netas Zunge in Anspruch; sie war eine sehr stille und ernsthafte Person, welche Lisa einzig gebeten hatte, um den Platz auszufüllen.

Auf diese Weise war die Unterhaltung so ziemlich

gleich vertheilt, und nur Will, unser ehrlicher, bescheidener Will, zu unbedeutend, um die Aufmerksamkeit der Wirthin auf sich zu ziehen, und zu schüchtern, um sich selbst vorzudrängen, ging einsam hin und her, blieb bald vor dem großen Marmorvasen bald vor dem Spiegeltisch stehen und all' die schöne nie gesuchte lebendige und leblose Umgebung konnte ihm keinen Blick der Freude entlocken.

Je später es wurde, desto öfter drehte der Kammerer voll unruhigen Verdachts seinen Kopf vom Spieltisch nach der Seite, wo Lisa saß, und jedes Mal sah er die Epauletten des Lieutenants in ihrer Nähe. „Es ist, als wenn sie der Teufel ritte, daß sie gar nicht von ihm los kommen kann!" dachte der Kammerer, dem es in der That ganz unheimlich und peinlich um's Herz wurde, als er sah, mit welch' unverkennbarem Interesse sie dem Wasserhelden zuhörte. Alle Augenblicke stand er auf; bald hatte er seine Frau dieß, bald jenes zu fragen; das letzte Mal war es indessen ein Wink, statt daß er ihr vorher nur eine Ermahnung in's Ohr geflüstert hatte.

Nur mit Widerstreben verließ Lisa ihren Platz und mußte gerade die interessanteste Wendung einer alten verbrauchten Allegorie unterbrechen.

„Was ist Dein Begehren, lieber Mann? Du hast mir so oft Etwas zu sagen, daß nothwendig unsere Gäste sich darüber verwundern werden," sagte sie, als der Kammerer sie glücklich bis hinter die Schlafkammerthüre gebracht hatte.

„Was mein Begehren ist, fragst Du, nachdem ich Dir bereits ein paar Mal in's Ohr geraunt habe, — aber Du scheinst mich nicht verstehen zu wollen!" Der Kammerer war aufgeregt, fast zornig und sprach so schnell und eifrig, das ihm beinahe die Worte zwischen den Zähnen blieben.

„Ja, was ist es denn?"

„Das ist es: Daß Du so gut seyn und Achtung

vor Dir selbst haben sollst! Bedenke, wie es noch nicht lange her ist, daß ich Dir Deine Unvorsichtigkeit mit dem Sekretär zu vergeben hatte. Nun bitte ich mir aus, daß Du Dir den windigen Lieutenant vom Leibe hältst — wage es nicht, Dich abermals neben ihn zu setzen, mein' Seel', ich leide es nicht! Du meinst vielleicht, ich sehe es nicht, wie Gefallsucht und Verliebtheit aus seinen Augen leuchten und wenn er Dich ansieht, wenn er mit honigsüßer Miene Dir sein Süßholz vorraspelt .... Ja wage nur zu lachen — lach' nur — nimm Dich in Acht, Lisa, ich bitte Dich, gib Acht auf Dich! Es ist zu viel auf ein Mal — heimliche Zusammenkünfte mit dem Einen, und der Henker weiß, was es mit dem Andern noch werden kann!"

„Das ist in der That lustig!" sagte Lisa, und biß die Zähne zusammen, um nicht in ein Gelächter auszubrechen. „Du bist, glaub' ich, gar eifersüchtig?"

„Ja, das bin ich, und habe mein' Seel', alle Ursache dazu. Nimm Dich also wohl in Acht und reize mich nicht. Wie konntest Du Dich aber nur unterstehen, den Gelbschnabel von Lieutenant herzubitten? Du bist wahrlich nicht blöde, und wollte ich ....."

Ein Geschrei und eine laute Stimme von dem Staatszimmer her unterbrach die Ehestandsscene.

„Am Ende hast Du gar noch Mehrere eingeladen?" rief der Kammerer aus und verließ seinen Platz, um nachzusehen, ob seine Vermuthung ihn nicht trüge; aber sein Erstaunen stieg auf das höchste, als er Niemand Geringeres erblickte, als den alten Ficker, welcher auf das prächtigste herausgeputzt vor ihm stand, er hatte seine besten Sonntagskleider an, wobei nur der einzige Fehler vorgegangen war, daß er die Weste verkehrt angezogen hatte und daß der Halstuchknoten hinter dem Ohr saß.

Der alte Ficker war allein zu Hause geblieben. Für ein Zwölfschillingstück, welches er vor den Falken-

augen seiner Frau in Sicherheit zu bringen gewußt, hatte er sich eine halbe Maß unverfälschten Schnaps gekauft, der die angenehme Wirkung äußerte, ihn ohne Aufschub zum Kapitän zu avanciren. In dieser lustigen Stimmung und nachdem er sich seine Freiheit möglichst zu Nutze gemacht und die Flasche bis auf den letzten Tropfen geleert hatte, beschloß er ebensowohl seiner theuern Neta als seinem Herrn Vetter Kammerer eine angenehme Ueberraschung zu bereiten. Sicher waren nur Neta's Ränke daran Schuld, daß er nicht sogleich Anfangs mitkam, allein er wollte schon seinen Schaden wieder nachholen; denn es war doch nicht mehr als Recht und billig, daß er mit bei der Visite war. Wo die Frau ist, da gehört auch ihr M — a — a — nn mit dazu!" argumentirte unser alter Ficker.

„Gehorsamer Diener, gehorsamer Diener, meine Herrschaften sammt und sonders!" sagte der ehrliche Faßbinder, verbeugte sich in großen Kreisen und schwenkte dabei so eifrig seinen Hut, daß nicht viel fehlte, er hätte die prächtigen Blumenvasen heruntergeschmissen.

Muhme Neta's Bestürzung war eben so gränzenlos, als Frau Normans Wuth vor der ganzen Gesellschaft den kupfernasigen alten Tölpel ausrufen hören zu müssen: „Guten Abend, Schwägerin, guten Abend, Schwägerin! Mein Seel', da ist's hübsch und glänzend, wie — wie — wie — ha, ha, ha! Na, guten Tag, Neta, Du hast wohl gemeint, Du seyst mich los; aber siehst Du — ich — ich — finde doch den Weg — ja, ja — ich hab' ihn gefunden — gelt?"

Bei diesen Worten war es, wo der Kammerer eintrat, Lisa fiel vor Aerger fast in Ohnmacht, als sie des alten Fickers Stimme erkannte. Das war ein schöner Beschluß ihrer Gesellschaft! was mußten ihre Gäste von einer solchen Verwandtschaft denken, von einem Verwandten der Art! Ach, daß es doch keine Freude ohne Leid gibt! Damit war es noch nicht genug, daß ihr eigner Mann sie ärgerte und lächerlich machte, nun kam

auch noch die Volleule, der Ficker — ach, da könnte Einen der Schlag rühren vor Zorn und Aerger!

Dem nüchternen Kammerer war Nichts heftiger zuwider als ein Betrunkener und noch dazu in seinem eigenen Hause. Gleichwohl mußte er sich fassen. „Mein lieber Ficker," begann er mit gedämpfter Stimme, aber scharfem Ton, „es ist ein Irrthum — machen Sie, daß Sie fortkommen!"

„Kommt Vater, kommt um Gotteswillen!" bat Will eindringlich und zog den Alten am Rockschoß.

„Was zum Teufel wollt Ihr Zwei denn von mir?" polterte Ficker und fuhr bald rechts, bald links herum. „Gehöre ich denn nicht auch zu der Verwandtschaft? Ich will doch sehen, wer mich hinauswirft. Weg, Du alter Laßman! hat Dir Deine Frau schon vielleicht soviel Sand in die Augen gestreut, daß Du nicht siehst, daß ich Kapitän bin? Und das weißt Du aus alter Zeit, daß wenn ich Kapitän bin, so — so — stehe ich auf meinem Posten, wie ein — ein — tüchtiger Kerl. — Ha, ha — Kerl! Na, Laßman, alter Kerl — bist Du denn kein so ehrlicher Kerl, daß Du einen andern ehrlichen Kerl einladen magst? — So zieh mich doch nicht so am Rock, Neta, Du reißest mir ja den Arm aus, alter Drache! — Hast Du diese Höflichkeit allenfalls von Deine Schwester gelernt? Guten Abend, Frau Schwägerin!" Ficker machte die possirlichsten Bücklinge: „haben Sie vielleicht Zahnweh, daß Sie so roth sind im Gesicht, wie ein — Feuerbrand?"

„Nein, das dauert doch zu lang!" rief Lisa aus und ging hastig auf den Alten los. „Seyd so gut," sagte sie mit einer gewissen Artigkeit, welche sie für das gerathenste hielt, um den unwillkommenen Gast zu gewinnen, — „seyd so gut und geht mit mir hinaus, ich habe Euch Etwas zu geben."

„Da hinaus? Nein, da wird nichts daraus, Du wirst wohl nicht so gut seyn, Deinem Oheim hier im Zimmer Etwas geben zu können! Na, na, ärgere Dich

nur nicht. — Wenn mir Niemand Etwas geben will, so bin ich schon selbst so frei!" Mit diesen Worten arretirte der Alte einen Aufwärter, nahm ihm seinen sämmtlichen Punsch ab und leerte ihn auf ein paar Züge.

Muhme Neta schluchzte laut und gab sich alle Mühe, ihren Ehegemahl im Guten in das äußere Zimmer zu persuadiren. Aber nie war eine Anstrengung vergeblicher, Gewalt konnte man doch nicht brauchen und auf andere Weise ließ sich offenbar Nichts mit ihm machen. Lisa war in Verzweiflung, die Gäste lachten und zuckten die Achseln, und hätte dem alten Ficker der Punsch nicht unmöglich gemacht, auf den Beinen zu stehen, so wäre wohl die Ruhe den ganzen Abend nicht wieder hergestellt worden. Als er aber nicht mehr stehen konnte, und ihm Schluchzen die Sprache versagte, gelang es endlich Will, ihn in die Küche hinaus zu schaffen, wo er auf dem Bett der Magd, welches aus dem sogenannten Vorzimmer dorthin geflüchtet worden war, bald schnarchte wie ein Bär und noch seine Kapitänschaft im Traume weiter ausmalen konnte.

Mit einigen passenden Worten entschuldigte der Kammerer die unangenehme Störung bei seinen Gästen, allein es dauerte doch eine ziemliche Weile, bevor die Unterhaltung wieder in den gewöhnlichen Gang kam. Für Lisa war der eigentliche Spaß vorüber, da sie, ihres Mannes halber, nicht länger weder mit dem Lieutenant, noch mit dem Regierungs-Sekretär kokettiren konnte. „Aber das soll mir der Alte schon entgelten," dachte sie. „Warte nur — ich will ihn so mürbe machen, daß er sich so wenig wünschen darf, als mein Pantoffel — der undankbare, alte Narr!"

Da indessen der Kammerer sah, daß sie seinem Befehl nachkam, so kehrte bald seine gute Laune zurück, und er wurde immer bessern Humors, je öfter er in Gedanken die kleine Rede wiederholte, welche er bei Tisch zu halten im Sinn hatte, womit er den Gästen

seine Herzensmeinung für die Zukunft eröffnen wollte. Er hielt aber seine Absicht durchaus geheim, es war ein kleiner, wohlausgedachter Streich, um Lisa den Daumen aufs Aug zu halten und ihr den Herrn zu zeigen. Man sieht, daß der Kammerer sich vorgenommen hatte, das Heft nicht aus der Hand zu geben.

Endlich ging es zum Abendessen. Es war ausgesucht und machte sowohl Frau Normans Gastfreiheit, als dem Küchentalent der Hofmeisterin alle Ehre. Lisa triumphirte wieder, denn Wenige konnten eine Tafel aufweisen, welche wie die ihrige auf so ausgezeichnete Art mit Porzellan, Silber und Cristall versehen war: in oberster Reihe prangten die Herrlichkeiten des Triangels, in das gehörige Licht gestellt; und wer bemerkte, wie ungleich die verschiedenen Stücke einander waren, und wie auf dem Silbergeschirr allerlei unterschiedliche Wappen und Namenzüge eingravirt waren, konnte nicht im Zweifel seyn, daß man am Tisch eines jener gesegneten Menschenfreunde saß, welche auf Pfänder leihen.

„Meine Herrschaften," erhob sich der Kammerer bei dem Nachtisch, nachdem eine neue Sorte Wein aufgestellt und seine Gesundheit getrunken worden war, „ich muß mir auf einen Augenblick Ihre Aufmerksamkeit erbitten ..." („Was, in des Himmels Namen, soll das werden," dachte Lisa, „will er wohl gar meine Gesundheit ausbringen?") „.... Meine Herrschaften" — der Kammerer hielt abermals inne, und räusperte sich einige Male sehr vernehmlich — das Gefühl, welches man jedem Beweise von Wohlwollen und Aufmerksamkeit schuldig ist, treibt mich, in Anbetracht der Ehre, einen so werthgeschätzten Kreis bei mir versammelt zu sehen, meiner theuern Schwiegermutter, der achtungswürdigen Frau Norman, meinen pflichtschuldigsten Dank für die große Artigkeit abzustatten, womit sie auf ihre Kosten, ganz und gar auf ihre Kosten, die gegenwärtige Gesellschaft zu arrangiren so gütig war. Meine verehrte Frau Schwiegermutter, welche weiß, wie fremd ich durch

vieljähriges Junggesellenleben den sogenannten geselligen Vergnügungen und deren Zerstreuungen geworden bin, — meine Schwiegermutter, welche weiß, wie ich darüber denke, hat, als einzige Ausnahme von dem stillen zurückgezogenen Leben, welches ich und meine Gattin hinfüro zu führen beabsichtigen, mich an meinem Geburtstage mit einer angenehmen Ueberraschung zu beehren gedacht. Ich fühle mich deßhalb gedrungen, ihr mit aller Wärme für die erzeigte Ehre, welche auf sie selbst zurückfällt, meinen Dank abzustatten; denn ich bin es meiner theueren Frau Schwiegermutter schuldig, hier öffentlich auszusprechen, daß wir ohne diese, für mich in der That große Ueberraschung, nie in den Fall gekommen wären, diesen geachteten Kreis, welchen sie eingeladen hat, bei uns zu sehen. Ich hoffe deßhalb, meine Herrschaften, Sie werden sich mit mir vereinigen und ein Glas auf die Gesundheit meiner Frau Schwiegermutter trinken!"

Frau Norman, deren Eitelkeit durch diese Auszeichnung auf das Höchste geschmeichelt war, platzte schon vor Hochmuth. Allein Lisa merkte wohl, was der Alte mit seiner Rede im Schilde führte, und was noch schlimmer war, sämmtliche Gäste merkten es auch, denn ein Lächeln ganz eigener Art flog über Aller Lippen.

„Er bringt mich um's Leben — kein Mensch kommt jetzt mehr zu mir!" dachte die unglückliche junge Frau, — denn wo sie hinblickte, begegnete sie demselben Lächeln.

Das Abendessen war vorüber, die Gäste fort, der alte Ficker heimgeschoben, die Lichter niedergebrannt und im Zimmer lag Alles unter einander.

Lisa stand weinend am Kamin.

„Ja, ja, laß nur das Maul hängen!" sagte der Kammerer, während er, ein Licht um das andere auslöschend, hin und her fegte; „häng nur das Maul — Du hast es Dir selbst zuzuschreiben! Nun wissen sie doch, Gottlob, Alle, daß ich das Gelaufe ein für alle Mal nicht haben will. Und Du kannst Dich darauf

verlassen, daß ich meine Augen nicht umsonst habe und mich nicht mehr mit Deinen Ränken und Schwänken hinter's Licht führen lassen werde! Aber Du läßt mich hier Alles allein thun — stell' die Stühle in Ordnung, das ist gescheidter, als da zu stehen und die Hände in den Schooß zu legen .... Hast Du auch nach dem, was abgetragen worden, gesehen? Wenn die Ueberbleibsel nicht aufgehoben sind, so frißt sie die Magd, oder versteckt sie. Es war noch eine ganze Flasche Portwein übrig — noch nicht angerührt — in der Madeiraflasche waren auch noch wenigstens drei Gläser, auch eine ganze Platte mit Braten und noch vielerlei Sonstiges."

„Das wird, hoffe ich, wohl der Mutter gehören!" entgegnete Lisa schnippisch. „Knickere Du an Deinem Eigenthum — ich denke, Du lässest es wahrlich nicht daran fehlen!"

„Da sie aber die tolle Visite hier für mich gehalten hat, so gehört auch mir, was übrig bleibt. Nun ist's fertig; jetzt geh' ins Bett — ich will selbst nachsehen, wie es draußen steht."

„Du wirst so gut seyn und mir aus der Küche bleiben!" versetzte Lisa in rauhem Ton. „Ich bin die Frau im Hause und weiß, was mir zukommt." Sie eilte in die Küche; die Hofmeisterin hatte aber bereits Alles aufgehoben, was der Kammerer mit Vergnügen bemerkte, welcher, trotz Lisas Verbot, dennoch seine Nase hineinstecken mußte.

„Komm jetzt und geh' zu Bett."

Lisa ging, ohne ihn einer Antwort zu würdigen in, das Staatszimmer zurück, wo sie sich noch Etwas zu schaffen machte.

„Komm herein, Lisa; es ist Zeit, ins Bett zu gehen, es ist schon zwei Uhr — ich verspreche Dir aber, dies soll der erste und letzte Spektakel dieser Art hier gewesen seyn! Vorwärts! komm herein!"

„Ich mag nicht — ich lege mich nicht zu Bett!"

„Sey vernünftig, Lisa! Bring mich nicht noch mehr auf, als Du bereits schon gethan hast!“

„Ich will nicht vernünftig seyn, und frage nichts darnach, ob Du aufgebracht bist oder gar überläufst! Du hast es nicht besser verdient, da Du mich so behandelst.“

„Lisa, Lisa!“

„Ja, ja, Lisa, Lisa — so? Vielleicht soll ich gar nicht einmal so viel freien Willen haben, daß ich zu Bett gehen kann oder nicht, je nachdem es mir beliebt? Ja, das gefiele mir noch! — und jetzt lege ich mich erst nicht!“

„Meinetwegen — wie Du willst! Aber Licht werde ich Dir nicht dalassen; das Haus will ich Deiner Laune halber nicht aufs Spiel setzen . . .“

„Du wirst mir doch hoffentlich das Licht nicht nehmen? — Laß es stehen, sag' ich!“

„Nein, mein' Seel', das geschieht nicht!“ sagte der Kammerer, faßte neue Courage, riß seiner zornigen Ehehälfte den Leuchter aus der Hand, und zog die Schlafkammerthüre hinter sich zu.

Nun stand Lisa einsam im Finstern. Sie liebte die Dunkelheit nicht, denn ihre Einbildungskraft bevölkerte sie, seit ihrer Jugend, mit einer Menge unkörperlicher Wesen. Um nicht allein zu seyn, blieb ihr nichts übrig, als ihm in die Schlafkammer nachzugehen, wo sie sich auf den Sopha warf.

Der Alte legte sich in das Bett und löschte das Licht aus. So lange sich sein Blut noch in aufgeregter Wallung befand, hatte er Muth genug, Lisa Widerpart zu halten; allein als er sich gesammelt hatte und sich ihm der Gedanke aufdrängte: „Es ist ein Mal geschehen und eigentlich meinte sie es von Anfang an gut, ich bin doch wohl zu streng gewesen — da lautete ihm Lisa's unterdrücktes Schluchzen vom Sopha her ganz anders in die Ohren. Kaum hatte er sich seinen immer weicher werdenden Gefühlen eine Viertelstunde lang überlassen,

so stand er auf, warf den Schlafrock um und tappte nach dem Sopha.

„Lisa, mein Schatz! Gott verzeihe mir's, daß ich Dich in meiner Heftigkeit weinen gemacht habe! Wir wollen Alles vergessen — sey wieder gut: — es soll nicht mehr geschehen!"

„Ich ersticke fast," flüsterte sie matt, „es ist mir gräßlich, gräßlich übel."

„Herr Gott, mein Engel, Du erschreckst mich! — zieh' Dich nur aus — dann wird Dir schon besser werden. So, liebe Lisa, stütze Dich auf mich! Wie konnt' ich nur ein solcher Barbar seyn — und so mit Dir umgehen! Willst Du morgen in's Theater gehen, Kind — soll ich selbst mit Dir gehen?"

„Morgen, lieber Mann," schluchzte Lisa, „liege ich noch im Bett, oder gar im Grab!"

So schlimm wurde es aber nicht. Der Kammerer war so glücklich, daß ein neuer Friedenstraktat abgeschlossen ward — aber er kam dem armen Mann theuer zu stehen.

Dreizehntes Kapitel.

Während Frau Laßman sich auf Fensterparade beschränken muß, macht ihr früherer Liebhaber Fräulein Mathilden auf den Unterschied zwischen einem Sprachlehrer und einem Freunde aufmerksam.

Der erste Winter vom Ehestandsleben des Kammerers war vorüber. Zuverlässig hatte der häusliche Thermometer nicht immer mit dem harmonirt, welcher im Fenster hing, denn wenn dieser auch zwanzig Grad Kälte andeutete, so fand doch der Kammerer häufig, daß der erstere eben so viel Grad Hitze zeigte. Dessen ungeachtet ging es aber ziemlich ordentlich: noch war unser Kammerer, wenigstens hielt er sich dafür, Herr in seinem Hause, und obgleich ihm Lisa tüchtig warm machte, so

gab es doch gewisse Punkte, wobei all' ihre List und Ueberredungsgabe sie im Stiche ließen. Das eben beschriebene Soupé hatte kein zweites zur Folge gehabt, und trotz aller Versuche und Pfiffe von ihrer Seite waren doch die Augen des Alten so scharf, daß sie nur selten zu einem flüchtigen Tête à Tête mit dem Regierungs-Sekretär Gelegenheit fand. In der Kirche, bei einem Morgengang nach dem Kornhafen, oder hie und da im Theater waren die einzigen Orte, wo es ihr zuweilen noch gelang.

Aber auch diese Zusammenkünfte wurden immer seltener, denn der Kammerer examinirte jedes Mal die Magd, ob die Frau unterwegs nach dem Markte mit Niemand zusammen gewesen, und da Jungfer Karoline nicht die Gabe der Schweigsamkeit besaß, so wurde bald auch dieser Ausweg abgeschnitten, indem der Kammerer alle Einkäufe selbst besorgte, weil es für seine liebe Lisa nach gerade zu kalt zu werden begann, als daß er sie hätte so früh ausgehen lassen dürfen. Endlich ward der Alte so mißtrauisch, daß er sich nicht einmal mehr in seine Abendgesellschaft wagte. Er wurde Tag für Tag von einer fieberhaften Angst geplagt, denn sein Falkenauge entdeckte nicht selten die schlanken Gestalten des Regierungs-Sekretärs oder des Lieutenants unter Lisa's Fenstern.

Was den Letztern betraf, so war es mit ihm nur eine kleine Fensterpoussage; trotz ihres nähern Verhältnisses zu Rosell, machte sich indessen Lisa nicht das geringste Gewissen daraus, dieselbe durch feinere Koketterie zu unterhalten.

Es machte Lisa unbeschreiblich viel Spaß, wenn sie die Angst des Alten sah, welcher jetzt, statt wie früher seine Zinsen zu berechnen und in seinen Büchern zu blättern, den lieben ganzen Tag an dem Reflexionsspiegel saß, welchen er sich eigens dazu angeschafft hatte. Da nun Lisa keinen freien Spaß mehr hatte und ihm keinen andern Verdruß zu machen vermochte, so sparte sie we-

nigstens ihre freundlichen Grüße nicht. Der Kammerer schnitt die schrecklichsten Gesichter dazu und wohl hundert Mal, wenn er den Lieutenant oder den Sekretär die Straße herabkommen sah, suchte er Lisa durch einen schicklichen Vorwand vom Fenster zu locken. Aber Lisa, welche wohl merkte, was er im Sinn hatte, blieb stockstill sitzen und ließ sich bewundern. Es schnitt dem Kammerer durch das Herz, wenn er mit ansehen mußte, was für feurige Blicke und bedeutungsvolle Grüße an seiner Nase vorüber seiner Frau zuflogen.

„Ich werde Dir Jalousieläden machen lassen!“ sagte er eines Tages, als es dem Frühjahr zuging. Die Vorfenster waren bereits weggenommen und Lisa saß nicht selten am offenen Fenster.

„Jalousieläden? nein, dafür danke ich — ich habe Jalousie genug im Hause selbst!“ meinte Lisa laut lachend.

„Thue ich denn nicht Alles, was Du billigerweise von mir verlangen kannst, liebe Lisa!“ fragte der Alte melancholisch, und glaubte durch eine Berufung an ihr Rechtsgefühl den besten Beweis zu führen. „Gibt es Einen Wunsch, welchen ich Dir nicht erfülle. Du brauchst ja nur mit dem Finger zu deuten, so thue ich Dir Deinen Willen. Ich ruinire mich ja offenbar, um Dir bei dem kleinsten Wink gefällig zu seyn.“

„Ja, das ist wahr! — was meinst Du denn, daß es mir helfen könnte, wenn ich auch alles Erdenkliche ersönne — wo ich hier eingesperrt sitzen muß, wie ein Vogel in seinem Käficht?“

„Aber, liebste, beste Lisa, bist Du nicht zwei Mal im vergangenen Winter Schlitten gefahren — bist Du nicht im Conzert gewesen, und Gott weiß wie oft im Theater?“

„Ach ja, das ist bald zusammengerechnet! Aber ich klage nicht darüber; noch viel schlimmer ist es, wenn ich nur die Nase zur Thüre hinausstecke, so hängst Du oder die Magd mir am Rock. Nicht einmal ausgehen darf ich, wenn ich will.“

„Nicht ausgehen, wenn Du willst? ja, das glaub' ich wohl — Du wärst im Stande und kämst gar nicht wieder heim! Und die verdammten Windbeutel, welche immer hinter Dir her sind, und liebäugeln und scherwenzeln — Ach, liebste Lisa, daß ich so Etwas erleben mußte! —"

„Nun, was hast Du denn so gewaltig Merkwürdiges erleben müssen? Ich werde doch wahrhaftig noch die Leute grüßen dürfen!"

„Ja, liebes Kind, allein so wie es einer sittsamen Frau zukommt. Aber wie grüßest Du sie? O, das ist ein Gedreh und ein Gewende und ein Gezier, daß ich mich ordentlich schäme, wenn ich es nur ansehen muß. Im Anfang war es ganz anders; da warst Du so lieb und so zärtlich gegen mich — nun kümmerst Du Dich keinen Pfifferling mehr darum, ob Du mir das Leben angenehm machst oder verbitterst."

„Kümmerst Du Dich denn vielleicht bei mir darum? Darf ich denn auch nur Einen Christenmenschen zu mir bitten?"

„Du weißt, Lisa, daß ich in gewissen Punkten meinen eigenen Kopf habe: ich will aus meinem Hause keinen solch' modernen Tummelplatz für allen Saus und Braus gemacht sehen. Ich bin ein alter Mann und will leben, wie es sich für mich paßt."

„Nun, was will ich denn Anderes: ich will auch leben, wie es sich für meine Jugend paßt. Ich habe Dir schon ein Mal gesagt, daß ich bei dieser Lebensart noch die Schwindsucht kriegen werde!"

Unter solchen kleinen, häufig sich erneuernden Dissidien verfloß das Frühjahr. Um diese Zeit ereignete es sich, daß ein anderes Paar in unserer Erzählung ebenfalls einen Kampf hatte — freilich ganz anderer Art — nämlich unser platonischer Notarius und seine Angebetete.

Man mußte das Phlegma der Baronin Lindfelt haben, um blind zu seyn fur das, was sich so zu sagen

unter ihren Augen zutrug. In Bezug auf unsern Wetterquist gehörte wirklich kein großer Scharfblick dazu, um an seinem schüchteren Aussehen und seiner immer etwas steifen zurückgezogenen Haltung seine stufenweise sich steigernde Leidenschaft zu erkennen, welche nahe daran war, alle Schranken der Vernunft zu durchbrechen. In ihm tobte ein wildes Feuer — allein zu gleicher Zeit bewahrte ihn auch wieder sein Stolz und ersetzte den Mangel besserer Motive. Er verlor sich in kühnen Träumen, kühner als je zuvor; aber es blieb auch bei dem Träumen, und trotz seiner ungeheuern Eigenliebe würde er es für etwas aller Ehre Widerstreitendes gehalten haben, wenn er ihr seine Gefühle hätte entdecken wollen — ihr; einem adelichen Fräulein — versteht sich, so lange er selbst nicht bessere Aussichten hatte. Mit aller Kraft verbarg er deßhalb, was in der Tiefe seiner Seele vorging.

Allein diese Verstellung oder Selbstbeherrschung hatte Mathilde bei weitem nicht, und deßhalb war es sehr zu verwundern, daß ihre Mutter nie bemerkte, welch' warmer Schimmer jedes Mal ihre Wangen übergoß, so oft der Notarius eintrat, daß sie niemals den unsichern Ton in ihrer Stimme, die auffallende jungfräuliche Blödigkeit beachtete, mit welcher sie möglichst lang den Augenblick zu verzögern trachtete, wo sie an dem kleinen Tisch Platz nehmen mußte, an welchem sie in täglichem Streit mit ihren Gefühlen und in der lebhaftesten Furcht, ihre Mutter oder ihr Geliebter möchten verrathen, was in ihr vorging, — wie auf der Folterbank saß.

„In der nächsten Woche reisen wir nach Dagstaholm," sagte eines Tages die Baronin gleichgültig, als der Notarius im Begriff war, sich zu verabschieden. „Aber auf den Winter, — wenn Sie Ihre Lektionen fortsetzen wollen, Herr Notarius — bitte ich, Mathilden wieder dieselben Stunden in der Woche zu widmen!"

Wetterquist verbeugte sich und äußerte halblaut, wie dankbar er für dieses Vertrauen sey, allein er müsse

fürchten, daß er im nächsten Winter schwerlich mehr in Stockholm seyn werde.

Mathilde schlug den Ausweg ein, dessen sich Mädchen gewöhnlich bedienen, um ihre Verlegenheit zu verbergen; sie bückte sich, um ihr Taschentuch aufzuheben, welches sie absichtlich hatte fallen lassen.

„Nicht in Stockholm?“ wiederholte die Baronin. „Wohin wollen Sie denn gehen, Herr Notarius?“

„Ich habe mir vorgenommen, während des Sommers bei einem Gerichte zu praktiziren und wenn ich ein Mal in dem rührigen Geschäftsleben bin, so werde ich wohl auch längere Zeit darin aushalten.“

„Bei einem Gericht praktiziren?“ wiederholte die gnädige Frau; „da scheinen Sie sich also in die praktische Carrière werfen — Assessor werden zu wollen?“

„Ja, ich hoffe, es soll sich mit der Zeit machen.“

„Dazu wünsche ich Ihnen alles mögliche Glück; es wird mich jederzeit sehr freuen, wenn ich höre, daß es Ihnen wohl geht! Da es aber vielleicht das letzte Mal ist, daß wir beisammen seyn werden, so haben Sie die Güte und essen nächsten Sonntag bei uns — wir sind ganz unter uns.“

Mit einem Herzen voll vor Freude und Sorge begab sich unser Notarius nach Hause. Er sollte mehrere Stunden mit Mathilden zusammen seyn, Gast bei der Mutter seiner Geliebten — allein mit diesem Tag ging auch sein Glücksstern unter! Wie dunkel und lang, wie kalt und dornig schien ihm in diesem Augenblick, wo jede freundliche Täuschung schwinden mußte, der Weg, den er vor sich hatte.

Die baldige Trennung, die nackte Wirklichkeit öffnete ihm die Augen — was hoffte, was träumte er? — wie weit konnte er dann kommen, ohne Gönner, ohne Freunde, ohne alle Verwandtschaft und Verbindung? Hatte er wohl Kraft genug, alle Hindernisse zu überwinden und sich empor zu schwingen? Heute zum ersten Mal lautete die Antwort auf seine Fragen sehr zweifelhaft: die Eigen-

liebe war heute in Bezug auf seine eigene Kraft weniger blind als sonst. Er war eigentlich zwiefach unglücklich — denn mit der Geliebten ging ihm auch zugleich die bisherige süße Täuschung verloren.

So viel indessen stand fest: Stockholm wollte er verlassen; er wollte sich durch Brauchbarkeit auszeichnen, durch Geschicklichkeit und Fleiß die Gunst seiner Vorgesetzten gewinnen, um dann zu weiterer Beförderung empfohlen zu werden und vielleicht über kurz oder lang dessen Richterstelle selbst zu erhalten. Wenn dieß auch nicht sogleich glückte, so war er doch schon Mathilden näher, wenn er nur ein Mal auf der ersten Stufe zur Richterwürde stand. Und in ein Paar Jahren war es leicht möglich, daß er selbst eine Stelle erhielt, oder doch wenigstens seinem Prinzipal adjungirt werden konnte.

Man sieht aus diesen Spekulationen, daß der Notarius mit seinen Prätentionen etwas weiter herabgestiegen war; allein es war auch um so weniger unwahrscheinlich, daß er zum Ziel gelangen konnte. Wir sind es der Gerechtigkeit schuldig, anzuerkennen, daß er in gewissen prosaischen Augenblicken sogar einiges Bedenken darüber hatte, ob ihm überhaupt jemals eine Richterstelle im Garten wachsen werde. In solchen Stunden sank sein Muth tief unter Null — da verließen ihn seine schöne Phantasien sammt und sonders, da klagte er über seine Armuth, über die Ungerechtigkeit des Schicksals, über alle Täuschungen, die er je erfahren, und vor Allem über den Mackel, welcher auf seinem Namen haftete.

Mathilde hatte nur Einen Gedanken: daß sie ihren allzu interessanten Lehrer nie wiedersehen sollte. Entweder liebte er sie nicht, da er selbst den Anlaß suchte, sich zu entfernen, oder er sah ein, daß ihre Liebe keine Hoffnung hatte, sondern verdammt war, unter der Asche zu glimmen, bis sie endlich erstickte und auslöschte.

„Wie glücklich ist doch ein einfaches Bauernmädchen im Vergleich zu einem armen Fräulein!“ dachte Mathilde.

„Sie kann nach dem Wunsch ihres Herzens heirathen und nach Herzenslust Sauermilch und Kartoffeln, Brei und Haferbrod essen! — Wenn aber ein Mädchen bessern Standes sich vermählen soll — was wird da nicht Alles gefordert! Woher sollte der arme, unvermögende Wetterquist dieß Alles nehmen? Wie gerne wollte ich mit ihm ohne allen den Tand, wenn er mich nur liebte, in einem Dachkämmerchen leben! Ich wollte fröhlichen Herzens mit ihm arbeiten und mich plagen, und wenn wir nur so viel hätten, um uns satt essen zu können, wären wir sicher glücklicher, als meine reiche, vornehme Tante mit ihrem Grafen auf dem prächtigen Dagstaholm. Was ist es doch etwas Dummes um die Formen in der Welt — wie wollte ich mein Geschick segnen, wenn ich ein Bauernmädchen wäre!“

Wie so viele Andere pries und beneidete Mathilde einen Zustand, den sie nicht kannte. Hätte sie einen Blick in die vielen leidenden Herzen werfen können, welche auch unter dem groben Wollenmieder schlagen, hätte sie gewußt, daß auch der Bauernstand seine Aristokratie hat, und daß die Tochter des Landmanns eben so oft, vielleicht noch öfter einem Vertrag als Opfer dahingegeben wird, zuweilen nur um zwei Aecker zu einem zu machen, oder einen Erbschaftsstreit zu schlichten. Nicht selten macht auch hier die Romantik ihre Rechte häufiger geltend, als in dem feineren Leben, und auch in der niederen Klasse kommt es vor, daß Liebende den Tod der Trennung von dem geliebten Gegenstande vorziehen; und wenn darin auch vielleicht ein Vorwurf für die Moralität liegen könnte, so ist es jedenfalls ein Beweis, daß ihre Gefühle tiefer und stärker sind — eine nothwendige Folge davon, daß diese in ihnen mehr verschlossen leben und selten oder wohl nie durch das Treiben der Außenwelt in Anspruch genommen und dadurch abgenutzt werden. Der Blumenduft der Sprache ist ihnen unbekannt: und mag man sagen was man will von dem Glück, ausdrücken zu können, was man fühlt — dieses eitle Erge=

ben in allen Arten von poetischen und unpoetischen Formen ist und bleibt am Ende doch nichts weiter, als eine Gewohnheit wie alle anderen. Gleich einem mächtigen Waldstrom braust die Liebe durch die Fibern des Herzens, so lange sie keinen Ausweg findet; — gib ihr aber Worte — so wird die einengende Sprache nach und nach ihre Kraft mindern; in dem stillstehenden lauen Wasser, welches zurückbleibt, erblickt die Liebe bald ihr eigenes gähnendes Bild und keine Spur der brausenden Wogen, welche vorher dahintanzten, ist mehr auf der ruhigen Fläche zu gewahren. Der Bauer drückt seinem Mädchen die Hand und nickt ihr zu, er dreht sich mit ihr im ländlichen Tanz und Beide haben nur Augen für einander, keines von ihnen kennt oder vermißt die süße giftige Gabe des Wortes. „Liebste Britte“ — „lieber Olte“ ist ihr zärtlichster Ausdruck, und doch sind Beide der größten Aufopferung fähig, der mächtigsten unter allen — sie können mit und für einander sterben. —

Aber wir kommen zu weit von unserm Text ab.

Am Sonntag fand sich der Notarius gegen Mittag ein, um die Hochfeier seiner Liebe zu begehen. Die Baronin war äußerst gnädig, Mathilde dagegen stumm und unruhig; sie war nicht im Stande, länger als ein paar Minuten still zu sitzen. Das Essen selbst war bald vorüber, unmittelbar darauf kam der Kaffee und dann zog sich die Baronin in ihr Kabinet zurück, um ein wenig zu ruhen. Die jungen Leute blieben im Speisezimmer.

Mathilde hatte sich gewisse Rechnung auf eine Erklärung gemacht und auf alle möglichen Antworten vorbereitet, womit sie ihm einen schwachen Wink von ihren eigenen Gefühlen geben, aber zugleich auch merken lassen wollte, daß in ihrer gegenwärtigen Lage von irgend einer Hoffnung kaum die Rede seyn könne.

Sie hätte sich aber alles Kopfzerbrechen darüber ersparen können. Wetterquist hatte sich fest vorgenommen, sie in keine solche peinliche Verlegenheit zu setzen; außer-

dem fürchtete er auch, eine derartige Erklärung möchte gerade dazu dienen, eine Kluft zwischen ihnen zu befestigen, wogegen jetzt noch, wie er wohl sah und fühlte, ein heimliches, aber darum nicht minder starkes Band zwischen ihren Herzen bestand. Während der letzten Tage hatte er Gelegenheit gehabt, sich vollständig davon zu überzeugen, daß Mathilde seine Neigung theilte — was bedurfte es weiter? Was hätte sie ihm für ein Gegengelübde ablegen können, welches sie nicht, durch die Macht der Umstände gezwungen, vielleicht brechen mußte? Besser kein Gelübde, als ein halbes! Liebte sie ihn wie er sie, so wartete sie auf ihn und blieb ihm treu; sie mußte innerlich erkennen und that dieß auch gewiß, daß er eben so zartfühlend als edel handelte, wenn sein Schweigen ihr ein peinliches Erröthen ersparte.

Um die Wahrheit zu sagen, so erröthete unser Notarius selbst bei dem Gedanken, daß sich Fräulein Mathilde Lindfelt durch die Liebe so weit hinreißen lassen könnte — wenn es bis zu einer solchen Erklärung kommen sollte — um sich mit ihrem Sprachlehrer zu verloben; und ihr Ruf war ihm doch wahrlich zu theuer, als daß er sie nicht unter allen Umständen vor einer solchen Uebereilung hätte bewahren mögen. Der Hochmuth bringt oft wunderliche Dinge zur Welt! Die Baronin konnte ganz ruhig schlafen — und that es auch.

„Liegt Dagstaholm in einer hübschen Gegend?“ fragte der Notarius und setzte sich wenigstens sechs Schritte weit entfernt von Mathilden auf einen Stuhl.

„Ja, es ist sehr hübsch dort und viele Nachbarschaft.“

„Angenehm?“

„O ja, so so!“

„Dann werden Sie wohl Stockholm leicht vergessen, mein Fräulein?“

„O, Stockholm allerdings: ich habe so wenig von den Freuden der Hauptstadt genossen, daß ich sie nicht sehr vermissen werde.“

„Und die englischen Lektionen werden Sie durch Privatstudien ersetzen?“

„Das glaube ich kaum,“ erwiederte Mathilde langsam.

„Fräulein Mathilde“ .... seine aufgeregten Gefühle wogten heftig auf und nieder: er wollte gern Etwas sagen, eine feine Andeutung machen — allein wie sollte er passende Worte finden, reich und doch auch wieder delikat genug — nicht zu wenig und nicht zu viel — „Fräulein Mathilde .... wie glücklich würde mich oft der Gedanke machen, wenn ich hoffen dürfte, nicht als Sprachlehrer — dieses Amt hat nun ein Ende — sondern als Freund, mit welchem Sie so oft Ihre Gedanken ausgetauscht haben, in Ihrem Andenken freundlich fortzuleben.“

„Wenn Ihnen dieser Glaube das geringste Vergnügen macht,“ versetzte Mathilde mit ihrer sanften, schönen Stimme — „so gebe ich Ihnen die Versicherung, daß ich meinen Lehrer nie vergessen werde.“

„Ich bitte, denken Sie nie mehr an mich in dieser Eigenschaft! Ich ... ich habe ... soll ich es Ihnen bekennen? ... einen großen Fehler ... ich leide an einem unbezwinglichen Stolz. Fräulein Mathilde von Lindfelt und ihr Sprachlehrer stehen auf einem viel zu ungleichen Standpunkt; ich wollte ... wenn es möglich wäre ... aber wahrhaftig, ich weiß nicht, was ich spreche!“ Er sprang von seinem Sitze auf und ging einige Mal im Zimmer hin und her.

Mathilde verstand ihn; nun wußte sie, daß der Stolz ihm die Lippen versiegelte; ein liebendes Mädchen mußte diesen Stolz edel und hochsinnig finden. Es lag etwas höchst Romantisches in seinem Benehmen. Die mächtige Sprache der Augen verrieth, was der Mund verschwieg, und glücklich, als hätten sie den ersten Kuß ausgetauscht, schieden sie nach ein paar Stunden, um sich lange, vielleicht nie wieder zu sehen.

Einige Tage nachher sah man die Fenster der kleinen

Wohnung am Kornhafen mit Kreide überstrichen. Glücklicherweise war unser Notarius wieder auf der schwindelnden Höhe seiner Hoffnungen, sonst hätte er leicht auf den sentimentalen Unglücksgedanken kommen können, in den weißen Scheiben, vor welchen er oft verweilte, das Todtenkleid seiner Liebe zu erblicken.

Allein unser Wetterquist schwebte in den Aethergefilden der Hoffnung.

Vierzehntes Kapitel.

Der Kammerer wird in April geschickt. Zugleich macht er eine große Entdeckung, welche ihm am Ende Geld kostet.

„Was hast Du hier, Lisa?“ fragte der Kammerer eines Tags. Er war schnell in das Zimmer getreten und sah seine Frau über ein Papier gebeugt, welches zur Hälfte durch ihre Schürze bedeckt war. „Was liest Du, mein Kind?“

„Was ich lese — soll ich auch für das, was ich lese, Rede stehen? Wenn Du es also doch wissen willst — ein altes Lied ist es.“

„Ein altes Lied? O, laß es mich sehen!“

„Nein, daraus wird Nichts, — gerade weil Du immer so neugierig und mißtrauisch bist!“ Lisa faltete das Papier rasch zusammen, welches ganz einem Briefe ähnlich sah und steckte es in ihre Schürzentasche.

„Du verbirgst es vor mir, — es war ein Brief,“ sagte der Kammerer mit zitternder Stimme und drohend aufgehobenem Finger, „ein heimlicher Liebesbrief? Wenn es nichts als ein Notenblatt gewesen wäre, hättest Du es nicht so schnell auf die Seite gebracht.“

Der alte eifersüchtige Mann gerieth in tödtliche Angst; da er aber Lisa am Gesicht ansah, daß sie fest entschlossen war, ihm den Willen nicht zu thun, durchflog ihn der Gedanke, ihr durch List den Rang abzu-

laufen, denn er sah nun offenbar, daß sie auf Schleichwegen ging.

Der Kammerer seufzte schmerzlich und tief; kaum dreiviertel Jahre verheirathet, und wie schrecklich schon seine Hoffnung auf eine glückliche Häuslichkeit getäuscht! Wohl war ihm Lisa, gerade durch die unendliche Angst, in welcher er für sie schwebte, noch theurer als vorher, war er ja doch bereits so schwach, daß er ihr Alles that, was sie nur wollte; war er nicht in seiner Thorheit so weit gegangen (und darüber seufzte der Kammerer noch heimlich, denn es kam ihm, rund herausgesagt, als eine sündige Schwachheit vor), daß er am ersten Mai zehn Thaler Banko für einen Miethwagen bezahlt hatte! Aber Lisa hatte ihm die Wahl gelassen zwischen einer Ausfahrt oder einem Spaziergang mit ihrer Mutter und einigen Bekannten. „Der Himmel bewahre uns vor solchen Bekanntschaften!“ dachte der Kammerer, und wie sehr es ihm auch zuwider war, mit einer solchen Menge von Leuten zusammen zu seyn, sah er doch, daß er sich nicht losmachen könne. Wie konnte man aber die Augen überall haben? Wie leicht konnte es geschehen, daß sie ihm im Gedränge aus dem Gesicht kam — und was konnte da nicht alles für Unheil passiren! Bei zwei so schlimmen Dingen hatte der Kammerer nach langer und vielfacher Ueberlegung endlich die Wahl getroffen, lieber den Beutel als das Herz daran zu wagen. Allein nur wer es gesehen, kann einen Begriff davon haben, welch' klägliche Figur unser ehrlicher Kammerer machte, als er zu der in ausgesuchter Toilette strahlenden Lisa in den Wagen stieg. In dem bouteillegrünen Ueberrock und dem drei Jahre alten Sonntagshut saß er mit niedergeschlagenen Augen und getraute sich kaum aufzusehen. Der Alte scheute sich in der That, am ersten Mai unter der ganzen schönen Welt herumzukutschiren. Der arme Kammerer hatte nicht Nein zu sagen gewagt, obgleich es ihm vorkam, als ob es Jedermann der Niedergeschlagenheit, mit welcher er dasaß, ansehen müßte, daß er

lediglich als Wächter seiner jungen Frau im Dienste war, welche, freundlich links und rechts grüßend, in ihrer lebhaften und hochfahrenden Einbildungskraft nicht viel Geringeres zu repräsentiren sich schmeichelte, als Ihro königlichen Hoheiten selbst.

Aber jetzt waren jene ersten Maitagssorgen vor neuen Bekümmernissen vergessen und der Kammerer erinnerte sich jener merkwürdigen Begebenheit nur noch als eines Beweises an die fast unglaublichen Opfer, welche er seiner Lisa schon gebracht — und wofür er wenigstens einige Dankbarkeit verdient zu haben glaubte, — allein sie gerirte sich ohne weiteres, als ob Alles so wäre, wie es nur immer seyn könnte und als ob er noch Gott für das Glück danken müßte, eine so liebenswürdige Frau zu haben.

„Das weiß der liebe Gott, welche Qual und Sorge es für einen alten Mann ist, eine junge, hübsche, gefallsüchtige Frau zu haben!" dachte der Kammerer und doch war der Zeitpunkt noch nicht gekommen, wo er den ganzen Umfang des Wagspiels ermessen konnte, welches er mit seiner Verheirathung getrieben hatte.

Den Tag darauf, nachdem sich der kleine Vorfall mit dem Brief ereignet hatte, war der Kammerer mit seiner Frau zu Leinwandhändlers eingeladen. Lisa ging gegen ihre Gewohnheit voraus. Sobald der Kammerer allein war, suchte er unverweilt nach Lisa's Schrankschlüssel, welchen sie, gleich andern unachtsamen Weibern, nicht am besten verwahrt hatte. Mit diesem Talisman öffnete er die oberste Schublade, wo sie ihre Kleinigkeiten aufzuheben pflegte. Der Kammerer kramte unter allen den Bandrollen, Handschuhen, Blonden und Shäwlchen, — aber es wollte kein Papier zum Vorschein kommen.

„Ein Brief war es — der Kuckuck soll mich holen, wenn es kein Brief war!" murmelte er vor sich hin. „Irgendwo hat sie ihn versteckt — ich muß die Schublade herausziehen."

Das Manoeuvre wurde mit Erfolg belohnt: ein

Papierstreifen stack zwischen dem Holz. Dem Kammerer versagte fast der Athem; in wahnsinniger Aufregung warf er sich auf den unglücklichen Fund. „Ha, da ist es! ja, ja, hab' ich mir's doch meiner Seele gedacht! Ein Brief — richtig ein Brief! Unseliges, verblendetes Weib, unglückliches Kind! Ist dieß der Lohn für all' meine Zärtlichkeit und Nachgiebigkeit?" Im Nu hatte er die Brille auf der Nase; seine Hände zitterten, daß er kaum das Papier festhalten konnte — er riß es auseinander und las:

„Angebetete!

(„Den Teufel magst Du anbeten, Du Hund!" lautete der Commentar des Kammerers.) „Ich bin bezaubert (.... „das glaub' ich mein' Seel' wohl!"...) über die selige Aussicht, Dich den siebenten zu sehen (.... „Am Freitag," rechnete der Alte nach, „das ist Morgen! Aa, ha, da wollen wir dem Herrn doch zuvorkommen"....) Welch' entzückende Stunden haben wir unter dem verschwiegenen Schattendunkel des Hopfengartens verlebt, (.... ha, was ein Schuft! — und welch' verdammtes Weib, sich so verstellen zu können! Aber wart', ich kann mich auch verstellen! Morgen will ich ihr schon die Maske herunterreißen!...) und wie viele haben wir noch zu hoffen! (.... „da soll schon dafür gesorgt werden!"....) Lebewohl bis dahin! Ich küsse Dir die Hand und erwarte mit der sehnlichsten Ungeduld den sechsten Glockenschlag, Nachmittag den siebenten.

In Eile, den 5. Juli. Dein W — t."

„So?" rief der Kammerer ganz niedergeschmettert aus, „hat sie mehr als Einen?" Er war so gewiß, Rosell's Namen unter dem Brief zu finden, daß er gar nicht früher nach der Unterschrift gesehen hatte, als jetzt, wo er, außer sich vor Eifersucht und Zorn, zu Ende war. „W—t" dachte er. „Das heißt Wetterquist! Ich erinnere mich jetzt ganz genau, daß ich, lange vor meiner Verheirathung von einer Liebschaft hörte, welche sie mit dem Notarius gehabt. Nun wird mir Alles klar. Sie

that mit dem Regierungs-Sekretär und dem Lieutenant nur so, um mich auf die falsche Fährte zu leiten, und während ich mich in meiner Einfalt an der Nase herumführen lasse, treibt sie ihr Spiel mit dem alten Liebhaber und zerrt nicht allein mich, sondern auch noch den Dritten und Vierten am Narrenseile umher. „Welch' ein Höllenabgrund ist doch das Herz eines leichtsinnigen Weibes! Laßman, Laßman, Du bist ein großer Narr gewesen!" Sein Haupt sank auf die Brust nieder — in seinem Innern war es kalt und öde; — er ermannte sich jedoch — er wollte ruhig scheinen, um Lisa ganz zu vernichten.

Der Irrthum des Alten ist deßhalb sehr erklärlich, weil das Datum des Briefs gerade zufällig paßte und keine Jahrzahl darauf stand.

Lisa war sehr verwundert, als ihr Mann um acht Uhr Abends sich noch nicht einfand, und eilte nach Hause, herzlich froh von Leinwandhändlers los zu kommen, wo sie keine angenehme Gesellschaft antraf, welche der von Tag zu Tag pretensiöser werdenden jungen Frau angestanden hätte.

Der Kammerer dachte sich einen Plan aus, wie er um so besser seine Absicht erreichen könne; er lag schon im Bett, hatte Leibschmerzen und Gott weiß, was ihm Alles noch fehlte.

Mit einem grimmigen, fast an Wuth gränzenden Gefühl sah er Lisa sich seinem Bett nähern und vernahm, wie sie durchaus ohne Verstellung, mit aufrichtigem Erstaunen beklagte, daß er so schnell krank geworden sey.

„Ha, was eine listige Schlange!" dachte er; „wart' nur, morgen sollst Du mir nicht aus dem Garn hüpfen!" Er that sich aber Gewalt an, um in ihr keinen Verdacht zu erregen und stellte sich so freundlich, wie möglich. Lisa entdeckte gleichwohl in seinen Augen Etwas, welches sie sich nicht zu enträthseln wußte; den Brief, welchen sie gestern bekommen, hatte sie noch bei sich; — darin war sie also ganz sicher.

Am andern Tag befand sich der Kammerer natürlich noch viel schlimmer. Lisa war den ganzen Morgen auf den Beinen, bald brachte sie Salben, bald warme Servietten, und dgl. — nicht ein einziges Mal kam sie an das Fenster. Wäre der Kammerer in der That krank und ohne sein gewöhnliches Mißtrauen gewesen, so hätte er Lisa bei ihrer zärtlichen Sorgfalt ohne Zweifel in ihrer alten Glorie erblickt. Aber jetzt war dieß leider nicht so: Der Kammerer wußte, was er wußte, und je weiter der Tag vorrückte, desto mürrischer und unleidiger wurde er. Seine Aufregung und sein Zorn wuchsen, während eine Stunde um die andre verlief, ohne daß Lisa ein Wort vom Ausgehen erwähnte, oder auch nur das geringste Anzeichen dazu gegeben hätte.

„Sollte sie vielleicht," dachte der Alte, „so viel Schaamgefühl besitzen, sollte ihr noch so viel Zartgefühl geblieben seyn, daß sie um meinetwillen zu Hause bliebe? Ich muß sie ein Mal auf die Probe stellen."

„Es ist Dir nicht gut, mein Kind," begann er mit verstellter Zärtlichkeit, „so den ganzen lieben langen Tag in der warmen Stube zu sitzen. Es ist mir jetzt besser — nimm Deine Arbeit, liebe Lisa und geh' auf ein Stündchen zu Deiner Mutter!"

Ein Freudestrahl leuchtete aus Lisa's Augen; — sie ahnte nicht, daß es das Schmeicheln der Katze war.

„Es wäre Unrecht, Dich allein zu lassen," sagte sie mit einer Art von Selbstvorwurf über die Freude, welche sie bei der unerwarteten Erlaubniß empfand.

„Laß Dich dieß nicht anfechten, mein Kind; Du mußt Dich auch wieder etwas erholen — Du hast mich den ganzen Tag so freundlich und sorgsam gepflegt."

„Du bist zu gut, lieber Mann!" Damit küßte Lisa flüchtig den Alten auf die Stirne und eilte hinweg, um sich anzukleiden und fort zu kommen; es wäre ja Unrecht gewesen, seinen Willen nicht zu thun, und in der Schlafstube war es in der That auch schrecklich dumpfig und heiß.

„Angebissen!" triumphirte der Kammerer, als Lisa kaum aus dem Hause war, sprang er mit beiden Füßen aus dem Bett und warf den Schlafrock über: er hatte sich nie kräftiger gefühlt. Es war noch nicht fünf Uhr. Lisa war also sicher zuerst nach dem Hause ihrer Mutter gegangen — dieß war, was der Alte gerade wollte, um das verbrecherische Paar im Hopfengarten in Flagranti zu ertappen. Sobald unser Kammerer den wohlbekannten grünen Oberrock angethan hatte, begab er sich, mit grimmiger Miene, sein spanisches Rohr in der Hand, die Straße hinab nach dem Hopfengarten. Bei seiner Ankunft fragte er den Portier, ob nicht ein junger Herr, so und so aussehend, hineingegangen sey, — worauf er eine verneinende Antwort erhielt. „Aber ein junges Frauenzimmer in einem rothen Seidenhut und schwarzem Sonnenschirm?" Abermals Nein.

„Gut," dachte der Kammerer und sah nach der Uhr; es fehlten noch einige Minuten zu sechs. „Da habe ich einen Vorsprung; ich will mich in die Rotunde auf die Lauer stellen."

Wer je den Hopfengarten besucht hat, weiß, daß die Rotunde der Hauptallee gegenüber liegt, an deren Anfang sich der Eingang zu diesem Promenadeplatz befindet. Ohne darauf Acht zu geben, daß er dadurch die Aufmerksamkeit erregen mußte, stellte er sich hinter eine der Säulen auf den Posten und so oft die Thüre aufging, fuhr er mit einem Schauder zurück, welcher andeutete, wie ergriffen er war. Allein er spähte vergebens; es verging eine Viertelstunde nach der andern und weder ein Notarius noch eine pflichtvergessene Frau ward sichtbar. „Der Kerl an der Thüre hat es sicherlich nicht recht gewußt; vielleicht waren sie vor mir da, und liebeln und schnäbeln sich jetzt im dunkelsten schattigsten Gebüsche!"

Von dieser grimmigen Vorstellung überwältigt trat der Alte hastig aus der Rotunde, schlich sachte und vorsichtig vorwärts, das spanische Rohr in den gefreuzten Händen auf den Rücken haltend, horchte mit gespanntem

Ohre nach allen Weltgegenden, die eine Allee hinauf, die andere hinab. Jeden Hügel, jeden Busch durchspähte er mit ängstlichen Blicken. Eitle Mühe! er wartete bis neun Uhr — Niemand erschien.

„Die haben Lunten gerochen," sagte der arme Kammerer, welcher am Ende keinen gesunden Gedanken mehr fassen konnte. „Rache muß ich haben, an der Nase laß ich mich nicht länger herumführen! Der Notarius, der Schurke, soll mir's wohl entgelten, und der Lisa will ich's auch eintränken — warte nur!" Und der Kammerer, der routinirte Geschäftsmann, vergaß zum ersten Mal in seinem Leben den Verfalltag eines Wechsels, denn er erinnerte sich nicht, daß Wetterquists Revers noch ein paar Monate zu laufen hatte. Er dachte an Nichts als an den Schimpf, den er sich von ihm zugefügt glaubte. Mit großen Schritten eilte der Alte nach der Kirchstraße, fand richtig den Weg zu der Dachkammer, drei Treppen hoch und pochte heftig an der Thüre.

Der Notarius hatte den ganzen Nachmittag zu Hause gesessen und baute ein Luftschloß um das andre. Er war nämlich so glücklich gewesen, in Folge einer gelungenen Berechnung durch die Rekommandation eines Gönners, welchen er sich bei dem Hofgerichte erworben, von dem Distriktsrichter des Bezirks, zu welchem Dagstaholm gehörte, als Gehülfe angenommen zu werden, und dachte eben darüber nach, wie er einige kleine aber kitzeliche Schuldposten bezahlen könne, als z. B. die letzte Vierteljahrsmiethe, Wäscherin, Flickerin u. s. w., das Reisegeld nicht zu vergessen; denn obgleich ihm sein ehemaliger Vormund das Geld dazu schon vorher ein Mal gegeben hatte, war es für die Bestreitung verschiedener unumgänglich nothwendiger Artikel drauf gegangen — und unser Notarius saß trocken. Da er aber binnen zehen Tagen an seinem Bestimmungsort seyn mußte, so machte es ihm keine geringe Sorge. In diesem Wirwar von freudigen und traurigen Gedanken störte ihn das heftige Pochen des Kammerers.

Wetterquist öffnete und fragte mit einem gewissen unbehaglichen Gefühl, welches er bei dem unvermutheten Anblick des alten Laßman nicht unterdrücken konnte, was ihm das Vergnügen eines so seltenen Besuchs verschaffe.

„Vergnügen?“ wiederholte der Kammerer gereizt. „Ja, ja, ich kann mein' Seel' glauben, daß es Ihnen ein Vergnügen ist! Aber rund heraus, Herr, wenn Sie mir meine Forderung nicht bis Morgen früh neun Uhr bezahlen, so laß ich den Herrn in den Schuldthurm setzen, — ja, ja, sehen Sie mich an wie Sie wollen — in den Schuldthurm!“

„Das werden Sie wohl bleiben lassen, mein Herr Kammerer,“ entgegnete Wetterquist kalt, „ich habe noch zwei Monate Zeit, ehe Sie mich mahnen dürfen.“

Der Kammerer fuhr mit der Hand über die Augen, er erinnerte sich jetzt, daß er in seiner Verwirrung Wetterquists Schuldschein mit einem andern, in demselben Betrag, verwechselt hatte, der heute verfallen war. Aber gerade der Umstand, daß ihn dieser Zufall nicht allein hinderte, Rache an dem Notarius zu nehmen, sondern daß er diesem auch Anlaß gegeben, sich über ihn lustig zu machen, verdoppelte seinen Aerger. Der Kammerer, sonst von Natur sanftmüthig und gesetzt, war jetzt, vom Teufel der Eifersucht besessen, ein ganz andrer Mann als sonst. In seinen Adern tobte eine völlige Berserkerwuth.

„Sie sind ein Schuft — ein Schurke, Herr,“ platzte er heraus und schlug mit seinem spanischen Rohr auf den Tisch — „ein ganz gemeiner Schuft!“

„Wenn ich nicht Achtung vor Ihren grauen Haaren hätte,“ erwiederte Wetterquist mit hochrothen Wangen, „so dürfen Sie überzeugt seyn, daß ich eine so grobe Beleidigung mit einer Spedition die Treppe hinab bezahlen würde. Jetzt ersuche ich Sie aber, mich in Ruhe zu lassen, denn es sieht nicht aus, als ob es der Mühe werth wäre, mir eine Erklärung auszubitten.“

„So? Sie wagen es auch noch, mir Trotz zu bieten

und den Beleidigten zu spielen!“ rief der Kammerer und riß die Weste auf, um sich Luft zu schaffen. „Aber wissen Sie, ich kenne Ihre niedrigen Kunstgriffe, Herr! Hat der Mann, welchen Sie an der Nase herumgeführt und seine Frau zu heimlichen, strafbaren Zusammenkünften verführt haben, vielleicht nicht das Recht, Sie einen Elenden, einen Schurken zu nennen? Ja, ja, — Sie erbleichen und zittern!“

„Ob ich erbleiche oder zittere,“ entgegnete Wetterquist, „schreiben Sie dieß meiner Verwunderung zu, welche eben so groß ist, als mein Aerger über diese so grobe wie unverdiente Beschuldigung.“

„Schämen Sie sich, Herr!“ erwiederte der Kammerer mit Verachtung und Abscheu, „schämen Sie sich, Ihre schlechte Sache noch vertheidigen zu wollen! Glauben Sie, daß ich umherlaufe wie ein Narr — glauben Sie, daß ein Mann in meinen Jahren, mit meiner Erfahrung, nicht Schwarz auf Weiß hat, ehe er einen Andern einen Schurken nennt? Verstehen Sie mich jetzt?“

„Ich verstehe kein Wort; allein ich muß glauben und zugleich sehr beklagen, daß Ihr sonst so klarer Kopf an einer höchst bedauerlichen Sinnesverwirrung leidet.“

„Na, das geht doch zu weit!“ schrie der Alte mit einem Blick, welcher bewies, daß er eine solche Frechheit gar nicht im Bereich der Möglichkeit geglaubt hatte. „So läugnen Sie denn Ihre eigne Handschrift, wenn Sie können, und dann sagen Sie mir, warum Sie heute Abend nicht zu dem bestellten Rendezvous gekommen sind.“

Mit der lebhaftesten Neugierde griff der Notarius nach dem Billet, welches ihm der Kammerer vor die Füße schleuderte; kaum hatte er einen Blick darauf geworfen, so brach er in ein unhöfliches, für den Ehemann höchst verletzendes Lachen aus. „Das ist ja schon vor einem Jahr geschrieben, kurz vorher, ehe ich mit Mamsell Norman brach, welche damals noch keine Ahnung von dem Glück hatte, Frau Laßman zu werden. Um Sie übrigens völlig zu beruhigen, mein vortrefflichster

Herr Kammerer, werde ich Ihnen den Brief zeigen, auf welchen Ihr gefundenes Billet die Antwort ist, und der hoffentlich eine Jahrzahl trägt."

Der Notarius öffnete ein Fach in seinem Schreibtische, blätterte in einer Menge vergilbten Briefe, und fand endlich den gesuchten, welcher gegen die gewöhnliche Regel mit Jahreszahl und Datum prangte.

Der Kammerer stand wie zu Boden geschmettert. „Also war dieß nicht der rechte Brief!" sagte er mit veränderter Stimme. Er sprach langsam und sein Ton hatte etwas so Bitteres und Schmerzliches, daß es Wetterquist in der That leid um den alten Mann that.

„Nicht der rechte?" wiederholte er. „Was habe ich nun gewonnen? — Daß sie mich auslacht. — Herr Notarius," der Kammerer bemühte sich sichtbar, in Ton und Wesen Fassung zu erringen, „verzeihen Sie einem alten Mann, der sich von Tag zu Tag tiefer in das Netz eines listigen Weibes verstrickt sieht. Verlange ich wohl zu viel, Herr Notarius, wenn ich Sie ersuche, über diesen Vorfall Stillschweigen zu beobachten? Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, wie sehr mich das Bekanntwerden dieser Geschichte bloßstellen müßte, wenn sie, sicherlich mit allerlei lächerlichen und gemeinen Zusätzen begleitet, in den Mund der Leute käme."

Unserm Wetterquist, den man sonst gerade nicht sehr erfinderisch nennen konnte, hüpfte bei diesen Worten das Herz. Sicher war es die Liebe, welcher er es zu danken hatte, daß ihm auf einmal die Augen aufgingen über den Vortheil, den er aus diesem Zufall ziehen könne.

„Mein bester Herr Kammerer," begann er sehr höflich, „ich könnte ja nicht auf den Namen eines Ehrenmannes Anspruch machen, wenn ich mich in einer so kitzelichen Affaire nicht zum äußersten Stillschweigen verbunden achtete. Auf der andern Seite bin ich indessen auch überzeugt, daß Sie mir einen kleinen Dienst nicht versagen werden, dessen Begehren in diesem Augen=

blick zwar als undelikat erscheinen könnte, wenn mich nicht der Umstand zur Aufrichtigkeit nöthigte, daß meine Abreise in die Provinz, wo ich den Sommer über bei einem auswärtigen Distriktsgerichte zuzubringen gedenke, unwiderruflich festgesetzt ist. Ein kleines Anlehen von sechzig Reichsthalern Banco soll der Güte, welche Sie mir schon früher erwiesen haben, die Krone aufsetzen."

Der alte Laßman seufzte vernehmlich und kratzte sich hinter den Ohren; aber bei dem Gedanken an Lisa's Gelächter und an den Triumph ihres Liebhabers — denn nun konnte kein andrer Mensch als Rosell den Brief geschrieben haben — fühlte er sich überwunden. „Kommen Sie morgen um zwölf Uhr zu mir," sagte er zu Wetterquist; „aber vergessen Sie nicht, wenn ich jemals auch nur eine Silbe von der Geschichte hören muß, so ..."

„Ich verstehe!" fiel ihm der Notarius in's Wort. „Seyen Sie außer Sorgen — ich werde meinen Vortheil besser in Acht zu nehmen wissen."

Sehen wir jetzt, wie Lisa ihre Muße anwandte, welche ihr von dem zärtlichen Herrn Gemahl selbst aufgedrungen worden war. Ach, wenn der Kammerer gewußt hätte, welch' schlimmen Streich er sich selbst spielte, so wäre der Denkzettel, den er dadurch erhielt, doppelt schrecklich gewesen!

Lisa hatte, wie wir wissen, in der That einen Brief erhalten. Es war der erste, den sie von Rosell bekam, dessen Gefühle durch den ewigen Zwang nicht minder als durch Lisa's koketten Kaltsinn auf den höchsten Grad gestiegen waren. In diesem Briefe beschwor er sie, ihm nur ein einziges Mal eine ungestörte Unterredung im Thiergarten zu gönnen und schlug dazu den nämlichen Tag vor, wo der Kammerer nach dem Hopfengarten auf Kundschaft ausging. „Ein Mal," schloß er, „wird es doch wohl, vorausgesetzt, daß Dein Wille dabei ist, möglich seyn, Dich der Aufmerksamkeit Dei-

nes alten Drachen zu entziehen. Das ganze Frühjahr über ist mir ja nichts weiter zu Theil geworden, als ein paar kurze Worte und hie und da ein Gruß, dessen Glück ich noch dazu mit dem Herrn Lieutenant theilen mußte. Lisa, ich bitte, ich beschwöre Dich, laß mich nicht vergeblich warten! Wenn Du Dich am Schiffswerder übersetzen läßt, so können wir uns nicht verfehlen; ich werde von neun Uhr an dort seyn, und meine Augen bei mir haben."

Lisa wollte und wollte nicht. Sie wollte, weil sie nach so ewig langer Zeit sich wieder nach einer kleinen Liebesscene sehnte; denn was kann eine Fensterpantomime für großes Vergnügen machen, wenn man liebt? Sie bildete sich nämlich ein, den Sekretär Rosell innig und heftig zu lieben; sie wußte nicht, daß ihr flüchtiges Herz gar nicht zu lieben vermochte, und daß jedes ihrer Gefühle seinen Grund in ihrer Eigenliebe hatte und sich nur auf ihr eigenes Ich bezog . . . Andrerseits wollte sie wieder nicht — und zwar aus demselben Grund, aus welchem der Fuchs die Weintrauben sauer fand. — Trotz all' ihrer List sah Lisa dennoch keinen Ausweg, sich der verbotenen Frucht zu nahen. Wie war es möglich, sich von dem Alten wegzustehlen, da er nicht nur zu Hause unaufhörlich um sie herum spionirte, sondern auch, wenn sie nur vor die Thüre ging, ihr beständig auf dem Nacken saß. Den Kopf voll von Gedanken für und gegen dieses wichtige Vorhaben, war sie froh, einen Vorwand zu haben, um bei Leinwandhändlers los zu kommen, wo sie nicht einen Augenblick Ruhe zum Nachdenken hatte. Nach ihrer Nachhausekunft fand sie alle Hände voll zu thun, denn der Kammerer war unpäßlich — unpäßlich und unleidlich dazu.

Lisa zeigte sich, wie jedes Mal, wenn ihr Mann unwohl war, schrecklich unruhig und vergaß für den Augenblick Alles außer ihm (die Ursache ihrer übergroßen Zärtlichkeit wird man darin finden, daß der Alte sein Testament noch nicht gemacht hatte) — und schien

nur für ihn Augen und Ohren zu haben. Sie getraute sich nicht einmal durch das Fenster zu sehen — auszugehen zu wollen, kam ihr noch weniger in den Sinn.

Wie aber manchmal die Umstände wunderlich zusammentreffen: der Kammerer mußte sie selbst dazu veranlassen, und da er es ja selbst that, außerdem auch die Gelegenheit so vortrefflich war, daß sie nie wieder besser kommen konnte, so wäre es doch auf jeden Fall — dachte Lisa — eine wahre Thorheit, wenn sie sich dieselbe nicht zu Nutzen machte! Sie kleidete sich stets mit viel Sorgfalt und Geschmack, heute war aber die Toilette darauf berechnet, dem Sekretär den Kopf total zu verrücken. Nachdem sie den Alten zum Abschied geküßt und ihm gute Ruhe gewünscht hatte, eilte sie hinweg, um vor der Hand, zum Schein, einen kurzen Besuch bei ihrer Mutter zu machen. Hier blieb sie aber kaum einen Augenblick, so daß sie nicht einmal den Hut ablegte, und eilte dann weiter; eine halbe Stunde später, in demselben Momente, wo die Thüre zum Hopfengarten hinter dem Kammerer zufiel, sprang sie am Thiergarten an's Land, wo sie am Arm ihres glücklichen Liebhabers bald völlig vergaß, daß auf der Welt ein so widerwärtiges Thier lebte, wie ein eifersüchtiger Ehemann. Lisa getraute sich nicht länger als bis acht Uhr auszubleiben und als der Kammerer heim kam, war sie schon ausgekleidet. Sie schwebte in der größten Unruhe; denn sie fürchtete, der Alte habe blos das Bett verlassen, um zu sehen, ob sie bei ihrer Mutter sey, und was hatte sie zu erwarten, wenn er dort hörte, daß sie kaum ein paar Minuten da gewesen war? Lisa betrog sich nicht. Der Kammerer war in der That vorher bei Frau Norman. Diese sah ihrem Schwiegersohne an, daß nicht Alles in Richtigkeit seyn müsse, und da sie auch nicht wußte, daß er im Vorbeigehen von Muhme Malla, welche in der Trödelbude war, erfahren hatte, Lisa habe sich nicht einmal so viel

Zeit genommen, um niederzusitzen, — so glaubte sie ihre Sache recht gut zu machen, indem sie sagte, ohne Zweifel würden Beide einander verfehlt haben, denn es sey noch gar nicht lange her, daß Lisa weggegangen.

„Sie widersprechen einander — es wird immer schlimmer," dachte der Kammerer, nahm schnell Abschied und stand bald vor seiner Frau, welcher dabei nicht ganz wohl um's Herz war.

„Wo bist Du den ganzen Nachmittag gewesen?" fragte der Alte und nahm eine strenge Richtermiene an. „Ich erlaubte Dir zu Deiner Mutter zu gehen, Du hast aber dort ja kaum Platz genommen."

„Wie bist Du denn auf einmal so frisch und munter geworden?" Lisa antwortete mit einer andern Frage, um sich ein wenig Zeit zur Fassung zu gewinnen.

„Ich bin es geworden, weil ich gar nicht krank war! Ich habe mich nur so gestellt, um Dich auf die Probe zu setzen — und Du hast meiner Erwartung völlig entsprochen."

„Was ist dieß für ein Ton?" rief Lisa aus, welche entschlossen war, den Stiel umzuwenden. „Ist dieß die Art, wie man mit seiner Frau spricht? Ich muß Dich bitten, höflicher zu seyn und Dich zu erinnern, daß ich nicht im Sinn habe, mich als Deine Sklavin behandeln zu lassen!! Meine Mutter hatte Geschäfte, deßhalb hielt ich mich dort nicht auf, und da es mir gefiel, einmal wieder frische Luft zu schöpfen, ließ ich mich nach dem Thiergarten übersetzen."

„Dabei hattest Du wohl noch einen besondern Grund! O, Du listige Schlange, meinst Du, ich hätte den Brief nicht gesehen?"

„Dein Mißtrauen ist so lächerlich, daß es nur mein Mitleid erregt," entgegnete Lisa stolz; „aber das sage ich Dir, wenn Du in dieser Art fortfährst, so bist Du selbst Schuld, wenn ich mich auf allerlei Auswege legen muß, auf welche ich sonst nicht gekommen wäre. Sey doch, um des Himmels willen, nur vernünftig und

laß mich in Frieden mit Deinen alten Eifersuchtsgrillen — sonst könnte es wahrlich, wie gesagt, einmal dahin kommen, daß Du Dich im Ernst über das beklagen müßtest, was Du bis jetzt nur in Deiner Einbildung siehst!"

Mit dieser Erklärung brach Lisa das Gespräch ab — und was auch der Alte weiter sagen mochte — sie setzte Allem ein hartnäckiges Stillschweigen entgegen.

Ehe der Schlaf seinem Kummer ein Ziel setzte, war des Kammerers letzter Gedanke: „Ich will schon Mittel und Wege finden, ihren Intriguen ein Ende zu machen — ich muß Etwas ausdenken."

Fünfzehntes Kapitel.

Lisa wird entführt. Der Kammerer findet einen Gehilfen zu ihrer Bekehrung.

In der folgenden Woche hatte der Kammerer eine Menge Geschäfte; er lief beständig aus und ein, hin und her. Lisa sah wohl, daß ihm irgend ein Plan im Kopf herumging; — aber was es eigentlich war, ließ sie sich nicht träumen. Sie sollte es indessen bald erfahren.

„Mein Schatz," sagte er eines Tags äußerst freundlich, „ich habe Dir eine Ueberraschung bereitet. Wir verlassen die Stadt auf ein paar Monate; Du brauchst übrigens nur das Allernothwendigste mitzunehmen, denn ich habe eine völlig eingerichtete Sommerwohnung gemiethet. Morgen Mittag um zwölf Uhr reisen wir ab — der Kutscher ist bereits bestellt."

„Du scherzest wohl?" versetzte Lisa, welche unmöglich glauben konnte, daß es dem Alten Ernst sey.

„Nein, mein Schatz, das thue ich nicht! Du siehst ja, daß halb Stockholm auf's Land hinausfliegt und da ich Deine Schwachheit für Mode und feinen

Ton kenne, so habe ich mir die Freude gemacht, Dir in aller Stille diese Ueberraschung zu bereiten."

„Ein solcher Sommeraufenthalt ist gewiß höchst angenehm und ganz über alle meine Erwartung; allein da der bedeutende Kostenaufwand im direkten Widerspruch mit Deinem gewöhnlichen strengen Sparsystem steht, so kann ich nicht anders glauben, als daß irgend Etwas dahinter steckt."

„Und warum denn dieß, beste Lisa? Habe ich mir nicht stets ein Geschäft daraus gemacht, Deine Wünsche zu errathen und sie nach Vermögen zu erfüllen? Und was Dich anbetrifft, so sollst Du bald selbst urtheilen — mach' Dich nur zu rechter Zeit fertig, daß der Kutscher nicht warten muß!"

„Sag' wenigstens, wie weit ist es von der Stadt entfernt? Kann man zu Wasser hinkommen?"

„Nein, das kann man nicht gerade sagen; aber das Dampfboot geht jeden Tag nahe daran vorbei. Du wirst schon sehen — überlaß Alles mir und der Ueberraschung!"

„Wie viel Zimmer sind es?"

„Nimm mir Hemden genug mit, Liebe!"

„Sind sie hoch und freundlich?"

„Vergiß meine Strümpfe und Unterleibchen nicht!"

„Hell und luftig?"

„Besorg' mir ja den Schlafrock!"

„Du bist doch unerträglich mit Deinen Strümpfen, Unterleibchen und Schlafröcken! Kannst Du mir denn nicht antworten, wenn ich mich um die Zimmer erkundige?"

„Ich sagte ja, Du sollst selbst sehen! Mach' nur Alles hübsch in Ordnung und nimm keinen unnöthigen Krieskrams mit!"

Lisa wußte nicht, was sie dazu sagen sollte; mochte es indessen seyn, wie es wollte, jedenfalls war es sehr hübsch, sich dem guten Ton anzuschließen und einen Sommerausflug auf das Land zu machen. Sie beeilte

sich deßhalb, das Unentbehrlichste zu ihrer Toilette einzupacken, und mit dem Schlag halb ein Uhr fuhr unser Ehepaar zum Thor hinaus: — der Kammerer mit heimlichem Triumph im Herzen, Lisa äußerst neugierig und nicht wenig stolz darauf, nach ihrer Sommerwohnung zu reisen, und zugleich unbeschreiblich glücklich in dem Gedanken, in welche Verwirrung und in welchen Schmerz ihre plötzliche Abreise den königlichen Sekretär stürzen müsse. Sie sah ihn im Geist, wie er in verzweifelter Unruhe Jedermann anpackte und nach ihr fragte. Dieß war so interessant, daß sie gerade deßhalb sich auf kein Mittel besonnen hatte, um ihm die unvermuthete Ursache ihrer Entfernung mitzutheilen. Die ganze Reise glich einer Entführung und sie selbst bei diesem Abenteuer der Prinzessin in dem Feenmährchen, welche vom Drachen fortgeschleppt und bewacht wurde, bis der verblendete Liebhaber, Gott weiß, in was für einer wunderbaren Gestalt, zu ihrer Befreiung herbeieilte.

„Sind wir denn nicht bald am Ziele?" fragte Lisa, als abermals umgespannt wurde.

„Ja wohl — hier geht es von der Straße ab."

Von jetzt an ging es über einen schmalen Feldweg, Berg auf Berg ab, durch eine hübsche waldige Gegend. Lisa begann es ein wenig bang um's Herz zu werden, allein sie wollte dem Alten nicht den Spaß machen, es merken zu lassen. Endlich hielten sie vor einem niedern rothangestrichenen Gitterzaun, welcher einen hübschen geräumigen Hof einschloß.

„Also hier ist's — hier also?" fragte Lisa, als sie das kleine rothbraune Wohnhaus, mit seinen anspruchslosen Fenstern und einem vorspringenden Dachkammerfenster mit noch kleineren Scheiben erblickte.

„Ja, mein Schatz!" erwiederte der Kammerer und half ihr aus dem Wagen. „Ist es hier nicht ganz frisch und angenehm? Du hast Dich so oft zu Hause über die dumpfe Luft beklagt — hier kannst Du Dich entschädigen."

„Hast Du denn aber nicht gesagt, unsere Wohnung liege mehr am Strande und das Dampfboot fahre vorüber?“

„Ja, eine halbe Meile oder etwas darüber; das ist nicht so gar weit, sollte ich meinen.“

Lisa gab keine Antwort; als sie aber in den Hof trat und dort eine ehrbare Bauernfrau erblickte, welche Garn zum Trocknen aufhängte, sich aber eilfertig näherte und unter sittsamen Knixen die Herrschaften willkommen hieß, wandte sich Lisa an ihren Mann und fragte ihn leise: „Was sind denn dieß, in Jesu Namen, für Leute, bei denen wir wohnen sollen?“

„Dieß ist die Frau vom Hause,“ entgegnete der Kammerer laut. „Guten Abend, liebe Mutter Lena! Du mußt wissen, Lisa, daß Mutter Lena und ich alte Bekannte sind. Als ich noch Reisen zu machen pflegte, habe ich manche Nacht in der hübschen Kammer oben zugebracht — Du sollst sehen, wie köstlich es sich darin schläft.“

Lisa gab abermals keine Antwort, weil ihr die Stimme vor Aerger versagte, und dieses Gefühl verringerte sich auch keineswegs, als sie nach dem Beispiel und der Aufforderung ihres Mannes die Spitzen ihrer Handschuhe in die freundlich dargebotene Hand der Mutter Lena legen mußte.

„Ja, das ist ein schöner Sommeraufenthalt!“ dachte die junge Frau. Die Stube, in welcher ein paar ungeheure Webstühle prangten, war übrigens geräumig und sauber, von hier aus ging es durch die Küche, die enge, steile Treppe hinauf. Mutter Lena öffnete eine Thüre, und die Reisenden standen vor einer ziemlich großen hübschen Dachstube. Lisa lief es eiskalt den Rücken hinunter, als ihr erster Blick auf ein kolossales zweischläfriges Himmelbett mit gelbrothen baumwollenen Umhängen fiel — dann betrachtete sie die blauangestrichenen Stühle, den marmorirten Tisch, den glänzend-gebohnten Schrank von

Fichtenholz nebst einigen anderen Möbeln von gleicher Beschaffenheit.

„Ist es möglich? — hier soll ich wohnen?“ seufzte sie innerlich. Es war ihr, als spüre sie bereits Kopfweh, als sie sah, daß der frischgescheuerte Boden mit Tannenzweigen bestreut, und Fenster und Ofen mit Levkoien, Pfingstnelken und Flieder in das ganze Zimmer, in des Kammerers Augen ein Eden von Annehmlichkeit, ein wahrer Lustgarten, kam Lisa wie ein Grab vor. Was war dies für eine dumme Wohnung! nur ein Zimmer — und der einzige Weg, der dahin führte, ging noch überdieß durch die Küche!

Der Kammerer bestellte das Abendessen. Dickmilch, frische Butter, Käse und Brod. Während Mutter Lena mit diesem Traktement beschäftigt war, ergriff er Lisa bei der Hand, führte sie an das Fenster und fragte: „Ist dieß nicht eine herrliche Aussicht — kannst Du Dir eine schönere wünschen? Hier auf der Seite ein hoher Tannenwald, dort links ein kleiner See mit einer Insel, und geradeaus die schönsten Aecker und Wiesen.“

Ärgerlich entzog ihm Lisa die Hand. „Was kümmern mich Deine Wälder, Seen und Aecker, wenn ich in einer solchen Wüstenei leben soll?“

„Wüstenei! Ich verstehe Dich gar nicht. Das ist ja ein wahres Paradies und die Leute sind so brav und ehrlich und meinen es so gut mit uns! Ich bin mit Mutter Lena schon bekannt gewesen, als sie noch ein junges Mädchen war; jetzt ist sie Wittwe und Besitzerin dieses hübschen Geschäfts. Meine Mutter hatte immer allerlei Händel mit ihren Aeltern, und als ich noch ein . . . . .“

„Um Gottes willen, verschone mich!“ bat Lisa; „ich kann und mag Nichts weiter hören — und wenn Du mich ein Bischen lieb hast, so kehren wir morgen nach der Stadt zurück.“

„Nein, mein Schatz — ich habe das Zimmer auf

drei Monate gemiethet — und auch nicht Einen Pfennig habe ich im Sinn umsonst auszugeben."

Lisa sank auf einen Stuhl. „Drei Monate! Mein Gott, was ein fürchterlicher Gedanke!"

Drei Monate — eine wahre Ewigkeit, sollte sie an diesem abgelegenen Ort verseufzen! Das war schrecklich! wie bereute sie jetzt Roßell, nichts von ihrer Reise gesagt zu haben! Sie konnte vor Langeweile sterben, bis es ihm gelang, ihre Spur aufzufinden und zu ihrem Trost herbeizufliegen! Vielleicht kam er auch gar nicht auf ihre Spur; und bei einer Trennung von drei ganzen Monaten war es keineswegs unmöglich — die Herren sind ja ohnedieß Alle wie die Schmetterlinge — daß er sich von einer Andern trösten ließ!

„Du gehst wahrlich mit mir um, daß Du es vor Gott nicht verantworten kannst!" schluchzte Lisa laut und machte so ihrer Empfindung gewaltsam Luft. „Das kannst Du nimmermehr verantworten und nichts reut mich in meinem ganzen Leben mehr, als daß ich so dumm war, einen alten eifersüchtigen Narren, wie Dich, zu heirathen."

Der Kammerer ging auf und nieder; er hatte seine Pfeife angezündet und hüllte das Zimmer bald in dichte Rauchwolken.

Lisa hustete. „Willst Du mich mit Deinem Dampf ersticken? Man kann ja nicht einmal ein Fenster öffnen. Ach, welch' ein schändliches Loch — ich bin gewiß des Todes, wenn ich noch länger hier bleiben muß!"

Der Kammerer schwieg hartnäckig und rauchte wie ein Kamin; er wollte den ersten Sturm vorüber gehen lassen.

„Was soll ich denn hier außen machen? Keine Gesellschaft, kein Leben, keine Luft! So antworte doch! Mit wem, in aller Welt, kann ich denn umgehen?"

„Mit der Natur," entgegnete der Kammerer in aller Ruhe; „außerdem Lisa — rechnest Du denn meine Gesellschaft für Nichts?"

„Deine Gesellschaft? — da ist es auch der Mühe

werth! Deine Gesellschaft habe ich zu Hause mehr als genug; um diese gehörig zu genießen, brauche ich wohl nicht erst eine Reise zu machen!“

„Allein wir müssen eine Reise machen, damit ich Deine Gesellschaft genießen kann — in der Stadt hast Du nach Anderm zu sehen.“

„Meinst Du denn wirklich, ich sollte nur allein nach Dir sehen?“

„Wenigstens werden sich hieher keine jungen Herren verirren, um Dich ich Deiner Ruhe zu stören.“

„So, bist Du dessen so gewiß?“ spottete Lisa in einem ganz eigenen schnippischen Tone — der dem Kammerer nothwendig tief in's Herz dringen mußte.

„Mindestens hoffe ich es; solltest Du aber wirklich so .... so ....“ der Kammerer brach ab, denn man hörte die gewichtigen Fußtritte der Mutter Lena die Treppe herauf. Dießmal kam ihre Tochter mit, welche dienstfertig fragte, ob die Madame Etwas zu befehlen habe.

Allein Lisa fand an Nichts Geschmack — nicht einmal schlafen konnte sie, denn um das Maß ihres Verdrusses voll zu machen, umschwärmten sie ganze Heere von Fliegen und Schnaken.

Als der arme Kammerer am andern Morgen erwachte, überströmte ihn ein völliges Duschbad von Thränen der unglücklichen Lisa; allein er nahm sich vor, geduldig zu seyn, gleich Hiob, denn er hatte nun seinen Schatz in Sicherheit — vorausgesetzt, daß nicht der böse Feind selbst sein Spiel trieb.

Um die tödtliche Einförmigkeit, welche Lisa bereits zwei Tage ertragen hatte, ohne übrigens an Leib oder Leben irgend Schaden zu leiden, wenigstens in Etwas zu unterbrechen, beschloß sie am Sonntag mit dem Alten in die Kirche zu gehen. Möglicherweise konnte es Rosell eingefallen seyn, seine Zuflucht dahin zu nehmen, um ihr zu begnen, wenn er von ihrer Abwesenheit in jenem fürchterlichen Neste glücklicherweise sollte gehört haben — jedenfalls konnte man vielleicht Jemand Anders

dort treffen. Um diesen Jemand zu erspähen, ließ Lisa ihre Augen in der ganzen Kirche umherspazieren; allein kein Mensch, das heißt solche, welche sie darunter verstand, nämlich elegante Frauenzimmer, hübsche feine Herren, welche sich hie und da auf dem Lande aufhalten — war zu erblicken. Um endlich doch Etwas zu haben, wonach sie blicken konnte, sah sie auf den Geistlichen, dessen Losgedonner auf die Sünden und Laster der eiteln Welt sie gewaltig langweilten; je länger sie ihn betrachtete, desto mehr überzeugte sie sich, daß er außerhalb seiner Kirche ein ganz hübscher netter Mensch seyn müsse.

„Hörst Du, liebe Frau, was dieß ein trefflicher Gottesmann ist?“ fragte der Kammerer; „wie schön er predigt.“

„Gar nicht übel,“ erwiederte sie leise.

Nach dem Gottesdienst begegneten sie dem gewaltigen Kanzelredner auf dem Kirchhofe, und da der Kammerer bereits schon in Gedanken mit der Vorstellung umging, daß ein solcher Gebenedeiter durch seine strengen Lehren ihm in Bezug auf gewisse häusliche Mißliebigkeiten von Nutzen seyn möchte — so überwand er seinen Widerwillen gegen neue Bekanntschaften, knüpfte mit dem Herrn Magister ein Gespräch an, und schloß mit der Bemerkung, daß der Pfarrhof zunächst an Bråvik stoße, wo er sich für diesen Sommer eingerichtet habe.

Es lag etwas sehr Kaltes in der Art, wie der junge Geistliche für die junge Artigkeit dankte. Lisa schien er gar nicht zu bemerken; und zu der Langeweile und dem Aerger, welche sie schon vorher hatte, mußte sie nun auch noch den Montag, Dienstag und Mittwoch vorübergehen sehen, ohne daß es dem unerträglichen Pfarrer beliebte, sich einzufinden und ihr die Zeit zu vertreiben. Während der ganzen Zeit setzte sie dem Kammerer mit Bitten und Thränen zu, und plagte ihn mit Launen aller Art. Allein er kannte den Vortheil, den ihm die gegenwärtige Lage der Dinge in die Hand gab, und so leid es ihm auch that, seiner theuern Lisa wehe zu thun, so froh war er

darüber, daß kein Anderer sie sehen konnte. Für diese Freude wollte er Manches leiden, und mußte es auch. Lisa ließ es keineswegs daran fehlen.

Endlich an einem Freitagnachmittage, nachdem Lisa schon zum zehnten Male ihrem Mann versichert hatte, daß sie alle Anzeichen einer ernsthaften Krankheit verspüre, welche sicherlich zum Ausbruche kommen würde, wenn nicht bald ihre Arrest aufhörte, schien sich etwas Schwarzes an dem äußersten Saum des Waldes zu bewegen, und Lisa, welche gerade am Fenster stand, sah mit ahnendem Vorgefühl, daß eine, wenn auch noch so geringe Zerstreuung sich im Anmarsch befinde.

„Sieh da, der Pfarrer,“ sagte sie und zog sich schnell zurück, den Spiegel um Rath zu fragen, ob vielleicht eine Aenderung in der Toilette nöthig seyn möchte, allein die Zeit war zu kurz und der Gast bereits vor der Thüre — außerdem hatte er ja gegen alle weltliche Eitelkeit gepredigt. Lisa nahm eine höchst ernsthafte Miene an und setzte sich mit ihrer Arbeit auf den kleinen Sopha.

Es klopfte; der Kammerer öffnete die Thüre und hieß den Herrn Magister hoch willkommen in seinem geringen Hause.

Magister S— war ein langer, magerer Mann, mit dunklem Teint, schwarzen Augen, welche wie die einer Schlange glänzten, und deren Ausdruck, hauptsächlich in der Nähe, etwas Eisiges und Unheimliches hatte, was er aber je nach Umständen allzeit zu motiviren wußte. Auf der Kanzel war sein Blick drohend, blitzend, vernichtend, so lange er gegen die Sündigkeit der Welt und ihre schrecklichen Folgen eiferte; allein sobald seine Stimme von dem Donner des Gerichts in den Ton des Friedens überging, wenn er von Buße und Reue sprach, da wurde der Ausdruck seiner Augen so glänzend, so lieblich und mild, daß man glauben konnte, er wolle die ganze schluchzende Zuhörerschaft an seine Brust drücken. Die Beifallsäußerungen des Volks gaben sich aber auch dann durch eine Art von Geheul kund; es

war kein Weinen mehr, es war eine an Wahnsinn grän=
zende Zerknirschung, welche weit mehr dem Prediger als
dem Wesen galt, zu dem er seine Gemeinde wahrschein=
lich zu erheben gedachte.

In seinem Privatleben war Magister S— als ein
exemplarischer Mann bekannt. Er genoß keine geistigen
Getränke und sprach viel und höchst salbungsvoll über
die Branntweinpest. Er tadelte im Allgemeinen fast
alles Gedruckte, außer den Zeitungen, die ganze Roman=
literatur verdammte er zur Hölle und eiferte gewaltig
dagegen, daß junge Leute sich mit etwas so Schändlichem
befassen könnten. Mit all diesem vereinte er ein strenges
Nachjagen nach den Forderungen der Sittsamkeit, und
nur ein einziges Mal soll ein junges Bauernmädchen
durch den wunderbaren Einfluß seiner Augen mehr er=
schreckt und unglücklicherweise mehr bezaubert gewesen
seyn, als sie es durch irgend eines weltlichen Mannes
Angriff auf ihre rothen Lippen gewesen wäre.

So war der Magister S— und mit diesen wunder=
baren Augen maß er jetzt die junge Frau, welche auf=
stand und mit einem einzigen Blick bemerkte, daß die
Kleidung des Herrn Magisters sich für einen so strengen
Mann, durch ungewöhnliche Feinheit und Zierlichkeit, wo
nicht gar durch eine gewisse versteckte Eleganz auszeich=
nete. Das dunkelbraune Haar, obgleich weder natürlich
noch künstlich gelockt, war mit geistlicher Koketterie über
der Stirne gescheitelt und hing mit seiner gewissen
leichten Anmuth zu beiden Seiten über die dem Anschein
nach etwas verlebten Wangen nieder. Ueber die einge=
griffenen Lippen flog zuweilen Etwas wie ein Lächeln,
allein Lisa war dessen nicht gewiß, denn im nächsten Mo=
ment hatte sich der Zug in einen kalten Ernst verwan=
delt und die weißen Zähne bissen in die eingeklemmte
Unterlippe.

Lisa hatte nie ein so eigenthümliches Gefühl gehabt
als jetzt unter dem Einflusse dieses Lächelns und dieser
Augen sie beschlich. Sie verbeugte sich mit einer gewissen

Unterwürfigkeit, welche dem Kammerer nicht entging und der sich durchaus in seiner Hoffnung bestärkt fand, daß Magister S— ganz der Mann sey, die schlummernden Gefühle in Lisa zu wecken.

„Meine vielen Geschäfte," entschuldigte der Magister mit einer tiefen, sanften und geschmeidigen Stimme, „haben mich bisher gehindert, Ihrer gütigen Einladung Folge zu leisten."

„Wir schätzen uns um so glücklicher, daß Sie uns heute die Ehre schenken," versetzte der Kammerer fast andächtig gestimmt bei dem Gedanken, in diesem Manne den Richter seines künftigen Glücks und Friedens zu erblicken, Lisa's Retter — —

Nach einem flüchtigen Neigen des Kopfes, welches eine eigenthümliche Mischung von Demuth und Stolz enthielt, wandte sich der junge Geistliche zu Lisa, welche noch nicht die Lippen zu öffnen gewagt hatte, mit der Frage, ob es ihr nicht angenehm sey den Lärm und die Unruhe der Stadt hinter sich zu wissen und die einfachen Schönheiten der Natur zu genießen.

„Ach," fiel der Kammerer ein, „ich habe sie noch nicht zur Thüre hinaus bringen können, außer am letzten Sonntag, wo sie in der Kirche war, und doch rede ich ihr immer zu. „Geh' doch nur ein Wenig aus, sage ich beständig, es ist Dir gewiß besser! Die Natur ist hier so schön, daß es Einem in der Seele wohl thut, im Freien zu seyn."

„Sie vermissen also wohl die Stadt?" sagte der Magister in einem so sanften Ton, daß Lisa unwillkürlich die Augen zu ihm aufschlagen mußte.

„Was für Augen!" dachte sie, „es ist mir; als ob er mich durch und durch sehen könnte! Ich bin in der Stadt geboren und erzogen," erwiederte sie nach kurzem Zaudern, „und Gewohnheit ist ja die andre Natur."

„Das wäre sehr bedauerlich, Madam," versetzte Magister S— „wenn die Gewohnheit so viel Macht über den Menschen zu gewinnen vermöchte, um eine andre Na-

tur zu werden! Wenn man schlimme und thörichte Gewohnheit hat, sollte man sich denselben ohne weitern Kampf überlassen in der Meinung, daß sie sich doch nicht ändern oder unterdrücken lassen, blos weil man sich ihnen seit langer Zeit hingegeben hat?"

Lisa saß stumm da und heftete die Augen auf ihre Arbeit.

„Was ein Glück von Gott," dachte der Kammerer, „daß ich hieher gekommen bin! Der Herr selbst hat mir den Entschluß eingegeben. Sie ist schon gerührt, meiner Seele, und er hat kaum zehn Worte geredet."

„Ich spreche natürlich nur im Allgemeinen," fuhr der Magister fort; „aber bedaure daß Frau Laßman die Schönheiten verschmäht, welche nicht die Kunst, sondern die Natur geschaffen hat: sie sind Gottes Werk. Er offenbart sich im kleinsten Stäubchen und in der Natur," fügte der junge Geistliche mit einer leichten Bewegung der Augenlieder hinzu, „spricht er am stärksten zu dem Menschenherz."

„Es giebt ganz hübsche Partien hier," erwiederte Lisa, und wußte in ihrer Verlegenheit nicht, was sie eigentlich sagen sollte; „ich will in Zukunft mehr ausgehen — es war auch bisher immer so heiß."

„Morgens und Abends herrscht die behaglichste und erfrischendste Kühle; ich bin überzeugt, daß sie sich durch Ihre Spaziergänge an Körper und Geist erhoben fühlen werden."

Man sieht, unser neuer Bekannter gehörte nicht zu den Pietisten; sonst hätte er sich wohl strenger vernehmen lassen. Im Gegentheil — er wollte für einen Mann gelten, welcher in seiner Person den salbungsvollen Religionslehrer und den gebildeten Weltmann vereinigte, jedoch so, daß diese Eigenschaft niemals jene verdrängte. Er sprach weder im Kanzelton noch mit Schwärmerei — und doch weckte er gar leicht die letztere.

Für dieß Mal war sein Besuch nur kurz: allein er erneuerte ihn bald wieder.

Lisa verschmähte es nicht mehr, in den lauen schönen Sommerabenden einen Spaziergang längs des Strands zu machen; der Kammerer, welcher nicht immer gleiche Lust zu einer Promenade hatte, ließ seine junge Frau gern unter der Obhut des Magisters, wenn sie, wie dieß häufig der Zufall wollte, ihm begegneten — und von Tag zu Tag dauerten die Ausflüge länger. Was der Gottesmann dabei zu Lisa sprach, meldete sie just nicht Wort für Wort ihrem Laßman, allein ihre Umwandlung lag am Tage, denn sie fand nicht allein, daß es sich in dieser Wüste recht gut leben lasse, sondern redete auch kein Wort mehr vom Heimreisen, und der Kammerer, entzückt und glücklich, wie in den ersten Sonnentagen seines Ehestandes, sah mit wirklicher Bangigkeit der Zeit entgegen, wo er dieses segensreiche Asyl verlassen sollte, wo Lisa nach und nach zu ihrer Pflicht zurückgekehrt war, wo sie sich ein Geschäft daraus machte, alle seine Wünsche zu errathen, um sie zu erfüllen, noch ehe er sie aussprach.

„Wir haben dem Magister S— sehr viel zu danken, liebe Feau,“ sagte der Kammerer eines Morgens, alls Lisa später als gewöhnlich von ihrem Spaziergang nach Hause kam; „bist Du heute mit ihm zusammen gewesen?“

„Nein,“ antwortete Lisa, „er kann doch nicht jedes Mal dabei seyn, wenn ich ausgehe!“ Sie erröthete, aber wandte sich weg und riß ein paar Grashalme aus, um den Verdruß zu verbergen, welchen ihr sein Ausbleiben verursacht hatte.

„Wir werden ihn wohl sehr vermissen,“ fuhr der Alte fort; „er hat eine große Veränderung in Dir hervorgebracht, liebste Lisa.“

Lisa antwortete mit einem halben Seufzer; sie fühlte, daß es so war. Seine Unterhaltung hatte, besonders wenn sie allein waren, einen verführerischen Reiz, einen feurigen Flug. Was er sagte, verstand sie nicht, dieß

war auch um so weniger zu verwundern, da es eine Menge Sophistereien enthielt, eher geeignet die Zuhörerin zu verwirren als aufzuklären. Aber es klang so schön — dachte Lisa — und er bediente sich dabei so deutlicher Bilder. Er ergriff nicht selten in Gedanken ihre Hand und drückte sie mit einer Bewegung, mit einer Wärme, dergleichen Lisa noch nicht vorgekommen war und wobei er sie mit seinen zauberhaften Augen anblickte, welche ihr bis ins Herz drangen und sie wechselsweise bald mit Schauder, bald mit Entzücken erfüllten.

Rosell's Bild trat immer mehr in den Hintergrund und es beschlich sie zuweilen der heimliche Wunsch, daß es ihm nicht gelingen möge, ihre auf ein Mal so interessant gewordne Einöde auszuspüren.

Sechszehntes Kapitel.

Der Kammerer kommt dem Herrn Pastor hinter die Schliche — und erfährt von Lisa eine außerordentliche Neuigkeit.

Von seiner freiwilligen Blindheit eingeschläfert, befand sich unser Kammerer in einer Art angenehmer Betäubung. Er ruhte von seinen vorigen Kämpfen aus und die Ruhe war ihm so süß, so wohlthuend, daß er sich gar nicht irre machen ließ, besonders da ihn im täglichen Leben nichts an Lisa's frühern Leichtsinn, nichts an ihre früheren Launen erinnerte.

Eines Morgens aber ließen Hitze und die Fliegen den guten Alten nicht mehr einschlafen, nachdem ihn Lisa aufgeweckt hatte, welche wie gewöhnlich früh aufgestanden war, um den ihrer Gesundheit so zuträglichen Morgenspaziergang vorzunehmen. „Ich will sie ein Mal überraschen," dachte der Greis, „und zeigen, daß ich mir auch den Schlaf abbrechen kann, um die Natur zu genießen."

Gesagt, gethan, der Kammerer stand auf und kleidete sich rasch an.

„Wo wird sie aber hingegangen seyn? Es ist einfältig, daß ich sie nicht gefragt habe,“ sagte er vor sich selbst; aber der Instinkt sagte ihm, daß sie wohl das schattige Birkenwäldchen gewählt haben möchte, an dessen Rand sich ein Pfad nach dem See hinabschlängelte.

Unmittelbar vor dem Hofe begegnete ihm der Hirtenjunge. „Hast Du meine Frau nicht gesehen?“ fragte er.

„Heute noch nicht; aber gewöhnlich sind sie mit einander drüben am Wald, sie und der Pastor;“ dabei verzog der Junge den Mund bis an die Ohren und sah gewaltig pfiffig aus.

„Was will der Tölpel damit sagen?“ dachte der Kammerer und troß seines unbegränzten Vertrauens in den Mann Gottes, bemächtigte sich seiner ein Anflug früherer Unruhe. Wäre es möglich, daß mich Lisa abermals betröge, gerade wo ich mich am sichersten glaubte — nein — das kann nicht seyn. —“

Indessen hatte sich doch die Eifersucht wieder bei dem Alten eingenistet. Zitternd von böser Ahnung folgte er den Wendungen des Waldpfades, allein es währte lange, allzulange für seine fieberhafte Ungeduld, bis er einen Schimmer von Lisa's Morgenüberrock gewahrte.

Endlich war er aber doch so glücklich und nicht genug damit, der Kammerer hatte noch die weitere Befriedigung, einen Schimmer von des Pastors schwarzem Rock zu erblicken, und da sie auf ihrem Gange ihm gerade entgegen kamen, verbarg sich der Alte hinter einen Busch, von wo aus er mit seinen scharfen und weittragenden Augen Alles deutlich sehen konnte. Anfangs sah er nichts weiter, es war aber doch eine Vertraulichkeit, welche er nie zuvor bemerkt hatte, daß Lisa sich auf den Arm des Pastors stützte. „Nun,“ sagte er, „das ist etwas Menschliches — Schlimmes ist nichts dabei.“ Aber jetzt beugte sich der Magister vor, faßte ihre Hand,

welche auf seinem Arm lag und führte sie mehrere Male mit leidenschaftlicher Heftigkeit an die Lippen. —

Der Kammerer zitterte an allen Gliedern. Ob wohl Lisa ihre Hand zurückzog? Nein — Dem alten Manne wollte das Herz zersprengen — Lisa ließ sich Alles gern gefallen; — und als sie ein Mal den gesenkten Blick vom Boden erhob, dünkte es ihm, als blitzten ihre Augen gleich Sternen.

„Ja," sagte der junge Geistliche, als sie näher an das Versteck heran kamen, „so groß und schön ist die Bestimmung des Weibes! Sie ist der bessre Theil des Menschengeschlechts; deßhalb muß auch ihr holdes frommes Herz, das Heiligthum keuscher Liebe, eine wohlthuende Wärme um sich verbreiten, ein lieblich strahlendes Feuer, welches sanft erwärmt, ohne in wilde Flamme auszubrechen. Wahrlich ihr Loos auf Erden, wo sie ein Bild sind der ewigen Liebe, ist ein schönes!" Und abermals, aber kühner als zuvor, ergriff der gefährliche Lehrmeister Lisa's beide Hände; sie blieb stehen und ließ seine begehrlichen Blicke sich fast festsaugen an ihrer Gestalt.

Lisa schien sich ihm instinktmäßig zu entziehen, allein er hielt sie doch so weit zurück, daß er mit einer blitzschnellen Wendung seinen Arm um ihre Hüfte schlang.

Daß der Kammerer in diesem kritischen Moment schwieg, kam daher, weil ihm buchstäblich die Zunge den Dienst versagte. Mit Mühe gelang es ihm, sich mit dem Kopf aus dem Gebüsch herauszuarbeiten, in welchem er wie ein Widder mit den Hörnern fest stack — er gab einen unartikulirten Ton von sich, der indessen stark genug war, ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Lisa und ihr Begleiter standen ihm sehr nahe; sie drehten sich hastig um und waren Beide wie vom Blitze getroffen, denn des Kammerers Antlitz deutete auf nichts Gutes.

Lisa sprang im Nu zu ihm in sein Versteck.

„Um des Himmels Willen, was soll das? — ist Etwas vorgefallen? — was ist's mit Dir, lieber Mann?" Sie faßte seine Hand und vergaß ganz und gar, was so

eben mit dem Magister passirt war. Es kam so häufig vor, daß dieser ihre Hand ergriff, daß sie nicht ein Mal daran dachte, daß es Etwas bedeutete und ebenso vergaß sie, daß er es gewagt hatte, wiewohl nur auf einen Augenblick, sie mit dem Arm zu umschlingen.

Der Magister selbst, welcher sich auf seine kühne Fassung verließ und in der Ungewißheit, was der Alte gesehen haben könnte, näherte sich mit der studirten Theilnahme, welche gewisse Personen so leicht anzunehmen wissen.

Der Kammerer war wieder so weit zu sich gekommen, daß er Lisa von sich stoßen konnte; sprach aber noch nicht, denn er war keines Wortes mächtig. Nach einigen mißglückten Versuchen, seiner Stimme Festigkeit zu geben, begann er endlich mit zitterndem ironischem Ton: „Der Herr Magister gehen doch zu weit mit Ihren Inspirationen! Ich verabscheue es, bei einem Mann des göttlichen Worts so schwarze Heuchelei vorauszusetzen — allein meine eignen Augen haben mir den Beweis davon geliefert. Gehen Sie, mein Herr — und wagen Sie nie wieder mir unter die Augen zu kommen!"

„Was soll dieß für eine Sprache seyn?" entgegnete der Magister mit zusammengezogenen Augbraunen. „Soll die Beschuldigung etwa mir gelten, Herr Kammerer? Sie setzen mich in Erstaunen!"

„Sie mich deßgleichen," erwiederte der Kammerer; „ich erstaune über Ihre Unverschämtheit. Ich...."

„Zähmen Sie Ihre Zunge," versetzte der Magister, machte eine abwehrende Handbewegung und entfernte sich mit würdevollen, aber ziemlich langen Schritten.

Obgleich Lisa keinen richtigen Begriff von der Größe der Gefahr hatte, vor welcher ihres Mannes gestörter Schlaf sie bewahrte, als er ihrer Bekanntschaft mit einem Manne ein Ziel setzte, der in allen Verführungskünsten so bewandert war, daß der Regierungs-Sekretär im Vergleich mit ihm, ein Neuling, ein wahres Kind genannt werden konnte, so diente ihr diese kleine Episode dennoch

zum Nutzen. Von nun an warnte sie stets eine heimliche Stimme vor dieser mystischen Sprachweise, welche eine so mächtige Wirkung auf sie auszuüben vermochte. Sie glaubte nicht, daß sie in den räthselhaften Wundermann verliebt war: aber so viel schien ihr doch, daß er im Stande gewesen wäre, ihre Gefühle von ihrem Liebhaber abwendig zu machen. — Diesen Titel behielt sie für Rosell immer bei, den er, nach seinem langen Stillschweigen zu urtheilen, übrigens nach Verdienst zu schätzen wußte.

Das Schwierigste war aber jetzt noch übrig — den Alten zu besänftigen — Dieser blickte sie kalt und streng an, und schien zu erwarten, daß sie sich vor ihm in den Staub niederwerfen sollte. Allein Lisa wollte ihm für die Zukunft dieses Uebergewicht nicht einräumen, sie war zu klug dazu. Außerdem hatte sie sich ja auch nicht so schrecklich vergangen, daß es der Mühe werth war, die bußfertige Magdalena zu spielen.

„Nun, warum siehst Du mich so an?“ Mit diesen Worten begann sie die Unterhandlung. „Kann ich dafür, wenn er zudringlich ist? Kann ich dafür, daß er mir begegnet, wenn ich ausgehe? Hab' ich vielleicht hierher reisen wollen? Ist der Vorschlag von mir gekommen, diese Morgenspaziergänge in's Grüne zu machen? Bist Du nicht allein an Allem Schuld?“

Diese Vorwürfe machten heftigen Eindruck auf den Kammerer. „Mein Gott,“ rief er in einem Ton, welcher zugleich von völliger Rathlosigkeit und von bitterem Schmerz zeugte, und jede andre Frau als eine von Lisa's Charakter vernichtet hätte, „wohin soll ich sie bringen? Es ist ihre Lust, mir Gram und Sorge zu bereiten! Lisa, Lisa, hast Du so gelobt, Deine Pflichten zu erfüllen, als Du mir Deine Hand reichtest?“

„Als ich Dir meine Hand reichte, war ich entschlossen, eine brave Hausfrau zu werden — bin ich das vielleicht nicht? Hast Du Dich über mich zu beklagen? Halte ich nicht ordentlich Haus?“

Der Kammerer dachte, damit sey es so und so; aber das war das Geringste. „Hat nicht eine Hausfrau noch andere Pflichten zu erfüllen, als nur ordentlich Haus zu halten? Soll sie ihren Mann nicht lieben und ehren, und ihm treu seyn?“

„Na, Du mein himmlischer Vater! wenn ich Dich nicht geehrt habe, dann weiß ich wahrhaftig nicht...! Ich habe ja gesessen wie ein Wachsbild unter einer Glasglocke; und was die Treue betrifft, so wirst Du doch wahrhaftig nicht so schamlos seyn, mich der Untreue anklagen zu wollen? Ach, Du mein Gott! was muß ich nicht Alles leiden!“ Damit brach Lisa in Schluchzen und einen Strom von Thränen aus, warf sich auf das Gras nieder und wand sich in der Verzweiflung wie ein Wurm. Sie war über alle Beschreibung beschimpft und beleidigt, und wollte Gott zum Zeugen nehmen, daß es nie eine treuere Gattin gegeben habe.

„Und dieß, schämst Du Dich nicht, mir's in's Gesicht zu sagen,“ entgegnete der Kammerer rauh, „nachdem Du Dir eben noch von dem Pfaffen die Hand hast küssen und Dich um den Leib fassen lassen?“

„Dafür kann ich doch nichts — ich habe es ja nicht gethan — und ist das wohl Untreue zu nennen, wenn ein Mann mir die Hände küßt? Du bist verrückt: Du weißt gar nicht, wie treulos andere Weiber seyn können, Du siehst gar nicht ein, was Du an mir hast.“

„Na, Lisa, so schrei' doch nicht so fürchterlich! Es ist schon eine Untreue von einer Frau, sage ich, einen andern Mann nur so anzusehen, wie Du den Pfarrer angesehen hast!“

„Nun ja, da haben wir's! Nun soll ich Niemand mehr ansehen dürfen, am Ende soll ich wohl gar blind, taub und stumm seyn. Ja, ja, es war ein gescheidter Streich von mir, einen alten Junggesellen zu heirathen, — das habe ich nun von meiner Leichtgläubigkeit!“ Damit weinte Lisa immer heftiger.

Der Kammerer wußte sich nicht zu rathen noch zu

helfen. So wie Lisa die Sache zu drehen wußte, war er stets Derjenige, welcher gefehlt hatte; und vielleicht hatte sie darin auch so unrecht nicht. Der Pfarrer war ihm mit einem Wort ein solcher Abscheu, daß er es gar nicht auszudrücken vermochte. Lisa hatte freilich eigentlich nur aus Unvorsichtigkeit und Jugend gefehlt, — und wer Anders, als er selbst hatte sie in diese Gefahr geführt?

In Folge dieser Gedankenreihe ging dem Kammerer ein neues Licht auf. „Lisa,“ begann er nach kurzem Nachdenken, „ich will Dir verzeihen, aber unter einer Bedingung, daß Du Dich in Zukunft vor solchen bösen Händeln in Acht nimmst. Der Schein war sehr gegen Dich, mein Kind, aber ich will mit Gottes Hülfe glauben, daß Du unschuldig bist.“

„Ja, das soll Gott wissen!“ versetzte Lisa, trocknete die Augen und ließ die glänzenden Sterne mit ihrer frühern Klarheit auf dem Alten ruhen. „Ich bin unschuldig, und weit entfernt, daß ich um Verzeihung bitte, solltest im Gegentheil Du es thun.“

„Ach nein, das wäre doch zu viel! Ich bin zwar sehr fügsam, aber etwas so Unsinniges mußt Du denn doch nicht verlangen! Dich soll ich um Vergebung bitten, weil ....“

„Ja, allerdings deßhalb, daß Du so ruhig dastehst und zuguckst, wie sich Deine Frau eine solche Beleidigung gefallen lassen muß. Weißt Du, was ein anderer Mann gethan haben würde, wenn er seine Frau einer solchen Zudringlichkeit ausgesetzt gesehen hätte, wie der Herr Magister sich gegen mich zu erlauben beliebt hat? Im Moment wäre er hervorgesprungen und hätte dem Herrn, wie er es verdiente, ein's auf's Dach gegeben! Aber Du bist alt, mein armes Männchen, und weißt freilich nicht, wie man sich in solchen Fällen gerirt! Ich will weiter nichts sagen, aber ein Mann mit rascherem Blut, dem mehr an der Ehre seiner Frau gelegen wäre, hätte ihn ohne Umstände für diesen Schimpf herausgefordert.“

Der Kammerer biß sich in die Lippen; er wurde aber seiner Lisa nicht böse über ihre schnippischen Sarkasmen, bot ihr freundlich den Arm und führte sie nach Hause.

„Nun, Männchen," sagte Lisa, als sie auf ihrem Zimmer angekommen waren," bleiben wir nun noch länger hier?"

„Nein, mein Schatz! Ehe ich Dich länger den Blicken des listigen Pfaffen blosstelle, führe ich Dich lieber nach Hause."

„In mein Käficht?"

„In Dein Käficht!" wiederholte der Kammerer. „Du hast jetzt so viel frische Luft genossen, liebe Frau, daß Du für den ganzen Sommer genug haben kannst — und noch für den Winter dazu."

„Gott, was für ein Leben!" dachte Lisa. „Ja, da danke ich! Aber warte nur, Alterchen, habe nur erst Dein Testament gemacht, dann — will ich Dir schon den Meister zeigen!"

Der Gedanke an das Testament und die damit in Verbindung stehenden unzähligen Vortheile hatten für Lisa etwas höchst Liebliches und ging ihr beständig im Kopfe herum. Was konnte sie jetzt in diesem Meere vor Langeweile und Oede, in Ermanglung eines Liebhabers wohl Bessres thun, als eine andre Art von Intrigue spielen — eine kleine Intrigue zu Gunsten des Testaments? — Außerdem war der Alte jetzt gerade in der richtigen Stimmung; er mußte fühlen, daß er ihr einigen Ersatz für den Schimpf schuldig, welcher ihr zugefügt worden war. Da sich aber nicht annehmen ließ, daß er das Dokument so direkt als einen Akt der Schadloshaltung aufsetzen würde, so mußte man auf eine andre Weise an ihn zu kommen suchen. Die Macht der Thränen, der Bitten und der Krankheit hatte sie bei anderen minder wichtigen Gelegenheiten bereits erprobt — diese Mittel waren verbraucht — für dießmal mußte

etwas Neues, etwas tüchtig Ueberraschendes ausgesonnen werden.

Nach dem Abendessen, als der Kammerer sich mit der Pfeife in das offene Fenster legte, trat Lisa zu ihm, nahm ihn bei der Hand und setzte sich ohne ein Wort neben ihn.

„Belästigt Dich mein Rauch, liebe Lisa?" Der Alte fühlte sich durch ihr zärtliches Benehmen so gerührt, daß er aus purer Dankbarkeit von seinem angenehmsten Genuß abstehen wollte.

„Nein, rauche Du nur, lieber Mann!"

„Es kommt mir vor, als sähest Du verdrießlich aus, mein Kind."

„Nein, verdrießlich gewiß nicht; es wäre auch undankbar von mir, denn Du bist ja heute so gütig gegen mich gewesen."

„Aber ich sehe doch, daß Dir irgend etwas ist — Du bist doch nicht unwohl?"

„O nein, aber..."

„Was dann aber? Du machst mich unruhig — sag' es heraus!"

„Es ist etwas Anderes."

„Etwas anderes, mein Kind?"

„Ja etwas sehr Sonderbares."

„Was, in des Himmels Namen, kann dieß denn seyn?"

„Ich weiß es nicht."

„Du weißt es nicht?"

„Nein, ich weiß es in der That nicht; allein es ist mir seit einiger Zeit so sonderbar zu Muthe — ich bin so verstimmt — hast Du es nicht auch bemerkt?"

„Nein, nicht im geringsten; es dünkt mir im Gegentheil, Du sprichst viel langsamer als sonst."

„Ja, in der allerletzten Zeit vielleicht; aber vor unsrer Hieherreise —"

„Ja, das weiß Gott, da warst Du eigensinnig genug — aber das liegt in Deinem Charakter."

„Nein, lieber Mann, das glaube ich nicht."

„So kommt es vielleicht von einer falschen Erziehung?"

„Ach nein — ich bin ja doch in der ersten Zeit unsrer Verheirathung nicht so gewesen."

„Das ist freilich wahr; leider hat es bedeutend zugenommen."

„Ja, das ist's gerade, was ich sagen will; und ich glaube, daß es einen andern Grund hat."

„Was für einen denn? Ich begreife Dich nicht."

„Du bist auch schrecklich bornirt! Hast Du nie gehört, daß junge Frauen aus andern Ursachen launig seyn können, als in Folge ihrer Gemüthsart oder ihrer Erziehung?"

„Was meinst Du damit?" rief der Kammerer aus. Er sprang auf und seine Augen leuchteten vor Entzücken und Stolz. „Wenn ich Dich recht verstehe, Kind, so sey in Gottesnamen so launig und eigensinnig, wie Du willst! Ich kann mich damit trösten, daß es auch wieder ein Ende nehmen wird."

„Und sonst findest Du keinen Grund zur Freude darin?" fragte Lisa vorwurfsvoll.

„Allerdings gewiß! — obgleich der Himmel am besten weiß, welchen Werth ich auf den Hausfrieden setze — aber das ist ein wunderbares Glück, ein großer Segen! Bist Du auch wirklich sicher, daß es kein Irrthum ist?"

„Nein, ich glaube nicht, daß ich mich täusche. Freilich ist dieß immer noch keine Gewißheit. Inzwischen müssen wir aber äußerst vorsichtig seyn! Nimm Dich vor Allem in Acht, daß Du nicht wieder auf Deine alten Sprünge geräthst, und wenn Dir ja solche dumme Ideen kommen, so halt' ein wenig an Dich und erzürne mich nicht; denn Du weißt, daß so etwas sehr schlimme Folgen haben kann."

„Ja, mein Schatz, ja; ich will geduldig seyn, wie ein Lamm. Glaubst Du denn aber, daß es noch schlimmer mit Dir werden kann, als bisher?"

„Das kann ich nicht wissen. Ich selbst will es gewiß nicht; — allein das ist eine Sache, wofür man nicht kann. Uebrigens habe ich gehört, daß für einen solchen Zustand nichts schlimmer sey, als wenn man einen heimlichen Gram hat."

„Mag wohl seyn; es ist sehr natürlich, daß man sich immer munter und frisch erhalten muß; Du hast aber, Gottlob, keinen Grund zu Sorge oder Kummer."

„Das weißt Du nicht, was mir auf dem Herzen liegt. Glaubst Du, ich hätte so oft den Wald gesucht, und wäre so früh am Morgen zum Seestrand gewandelt, wenn mich nicht eine stille Schwermuth dazu getrieben?"

„Du wirst melancholisch?"

„Ja, ich bin es, und in höherm Grade als Du einsiehst; allein ich habe mir Gewalt angethan, damit Du es nicht merken solltest. Gleichwohl muß ich nach dem Vorfall von heute Morgen gestehen, daß es meine Kräfte übersteigt. Ich wünsche um unser Beider willen, daß die Ursache meiner heimlichen Schwermuth aufhören möchte, und der heutige Vorfall hoffentlich keine Folgen haben wird, welche Du schmerzlich und leider zu spät bereuen könntest."

Der Kammerer wurde kreideweiß im Gesicht; die Pfeife hatte er bei der Wichtigkeit des zu verhandelnden Gegenstands bereits früher weggelegt. „Rede ohne Umschweife," sagte er mit bebender Stimme; „was ist es denn — ist es etwas, was Bezug auf mich hat?"

„Ganz und gar auf Dich. Du hast kein Vertrauen zu mir, das schmerzt mich; und ich habe schon oft zu mir gesagt: „Wenn Laßman mir ein offnes Vertrauen schenkte, so könnte ich ihm auch zeigen, daß ich desselben werth wäre und würde mich aus freiem Willen in seine Wünsche fügen. Aber so, wo er dieß nicht thut, sondern mich allezeit wie ein unverständiges Kind behandelt, werde ich eigensinnig und mache ihm oft mehr Verdruß, als ich sollte."

„Sagst Du wirklich so zu Dir, liebste Lisa? Gott

weiß es, das ist schön und brav von Dir! Aber in welcher Beziehung hast Du Dich denn über Mangel an Vertrauen von meiner Seite zu beklagen — allenfalls ausgenommen, daß ich ein wenig eifersüchtig bin?"

„Das ist vielleicht das Geringste, dieß beweist doch noch, daß Du mich liebst; aber zeugt das auch von Liebe, daß im Fall der Herr Dich über Nacht von meiner Seite nähme, Du für mich und meine Zukunft auch nicht im Mindesten gesorgt hast? Ich müßte vielleicht darben."

„Nein, liebe Lisa, soweit kann es nie kommen, wenn der Herr, wie Du glaubst, Dich mit Leibesfrucht gesegnet hat; denn, siehst Du, wenn es so ist, so erbt das Kind, und Du bekommst Deinen Pflichttheil."

Dies kam Lisa gewaltig in die Quere. Was hatte sie jetzt von all' ihrer List? — nur um so tiefer hatte sie sich verstrickt. Da sich der Alte jetzt mit so lieblichen Hoffnungen trug, hatte er ja nicht einmal das Recht, ein Testament zu ihren Gunsten zu machen, und das wollte sie doch; denn Lisa wußte am besten, was sie für Vortheil davon haben würde.

Nach einer kurzen Pause, während welcher sie sich die Sache weiter überlegte, versetzte sie: „Ich verstehe mich nicht auf dergleichen Geschichten, lieber Mann — aber im Falle das Kind sterben sollte, da wäre ich ja wieder ebenso schlimm daran."

„Nein, mein Engel, dann beerbtest Du das Kind."

„Ja, das ist wohl gut; aber ich kann eben doch meiner Unruhe nicht Herr werden. Unaufhörlich verfolgt mich der Gedanke, daß ich arm und hungernd in einem Dachstübchen verkümmern muß, wenn Du stürbest, ohne mich in Deinem letzten Willen bedacht zu haben. Könntest Du denn nicht, zu meiner Beruhigung, Dein Testament aufsetzen, und zwar so, daß, wenn wir keinen Erben haben, Dein ganzes nachgelassenes Vermögen an Deine Gattin fiele? Siehst Du, liebes Laßmännchen, dann konnte ich ruhig seyn, mag es auch gehen wie es

will, daran könnte ich sehen, daß ich Deine Achtung und Dein Vertrauen besitze; aber in der steten Angst, in welcher ich jetzt lebe, kann ich für Nichts stehen. Es ist mir immer, als flüsterte mir eine innere Stimme zu, es sey ein Unglück im Anzug."

Der Kammerer war völlig rathlos; er war nicht der Mann, welcher sich zu übereilen pflegte. Er hatte wohl im Anfange daran gedacht, Lisa zu seiner Testamentserbin einzusetzen; allein ihr Betragen hatte häufig auch wieder andere Gedanken in ihm erzeugt. Freilich war es jetzt ein ganz anderer Kasus. Hatte ihre Vermuthung Grund, so wäre es Unrecht gewesen, ihre Bitte zu versagen. Außerdem war sie in ihrem neuen Zustande so interessant, und der Alte so glücklich und zerfloß fast in lauter Hoffnung, daß er große Mühe hatte, sich in einer so kitzlichen Lage von der nöthigen Vorsicht leiten zu lassen.

„Liebste Lisa," sagte er zärtlich, „ich will mir die Sache überlegen, wenn wir nach Hause kommen."

„Nein, das darf nicht daheim geschehen," entgegnete Lisa unruhig; „hier auf derselben Stelle, wo Du mir das Versprechen gegeben hast — denn ich sehe es in der That so an — hier mußt Du auch Dein Wort lösen, sonst habe ich keinen Augenblick mehr Ruhe."

„Aber, liebes Kind, wie denkst Du nur immer an meinen Tod? Ich bin ja ganz frisch und gesund! Von so Etwas muß man nicht so viel reden — Du wartest wohl darauf, daß ich bald unter dem Boden liegen soll?"

„Nun, das ist wunderlich," versetzte Lisa mit schnell veränderter Stimme und schmiegte sich dicht an den Alten an; „ist es vielleicht nicht gerade meine eigene Todesahnung, welche diese Unruhe in mir veranlaßt? Es ist auch einerlei mit dem Testamente: Gib Dein Vermögen, wem Du willst; mir ahnt, daß ich mich Deiner Güte doch nicht lange werde zu erfreuen haben. Ich fühle mich so niedergeschlagen und verdüstert, daß ich mich selbst nicht mehr kenne."

Sey ruhig, Kind; schlag' Dir die schwarzen Gedanken aus dem Sinn! Morgen früh, wenn Du aufgestanden bist, soll bei dem Frühstück Etwas auf Deinem Tische liegen, was Dich überzeugen wird, daß ich es gut mit Dir meine."

Vergnügt ging Lisa zu Bett. Die Ungeduld ließ sie kein Auge schließen.

Sie sah dem Alten ein paar Stunden lang zu, wie er bald umherging, bald sich niedersetzte, bald wieder aufstand; am Ende ging er auch zu Bett. Allein bei guter Zeit war er wieder auf den Beinen und das Herz hüpfte Lisa vor Freude, als sie sah, wie er aus seiner Reiseschatulle Schreibmaterialien hervorholte. Zwei gute Stunden verflossen, ehe er mit dem Aufsatz fertig war; dann ging er aus, um, wie Lisa richtig schloß, die Zeugen unterschreiben zu lassen.

Endlich kam er zurück und weckte seine Frau. Lisa wünschte ihm lächelnd und mit einem Kuß guten Morgen, was dem Kammerer so wohl that, daß er, trotz der Bangigkeit, welche nach vollbrachtem Entschluß über ihn kam, sich dennoch bis in den siebenten Himmel erhoben fühlte. In drei Minuten war Lisa angezogen, ebenso schnell das Zimmer aufgeräumt; der Kaffee kam, und während die junge Frau auf die Seite ging, um Zwieback zu holen, legte der Kammerer das wichtige Dokument unter ihren Teller. Und Lisa — wie zärtlich und hingebend, wie überfließend von Dankbarkeit lehnte sie sich, mit dem Testament in der Hand, an die Brust ihres Mannes!

„Du wirst meine Güte nicht mißbrauchen; nicht wahr, mein Kind?" sagte der Alte mit großer Rührung.

„Nein, gewiß nicht, nie werde ich dies thun, nie werde ich vergessen, wie lieb Du bist!"

Am nämlichen Tage reisten sie nach Stockholm zurück.

Von den Hoffnungen des Alten war Nichts weiter zu hören. Er merkte bald, daß es Lisa nicht gerne hatte, wenn man sie daran erinnerte. Der Kammerer schwieg;

sie war ja so sanft und nachgiebig. Aber Lisa dachte bei allem dem: „Wenn Rosell nicht bald kommt — so sterbe ich vor Langeweile bei der Zärtlichkeit des Alten."

Siebenzehntes Kapitel.

Der Held der Geschichte von der Fischerstochter. Wetterquists Luftschlösser fangen an ein besseres Fundament zu bekommen.

In dem achteckichten Kabinet, welches die Reihe prachtvoller Gemächer in dem Hauptgebäude des großen Herrensitzes Dagstaholm schloß, saßen die Damen um einen kleinen Arbeitstisch vor der offenen Glasthüre, welche zu dem Balkon führte. Auf dem Tische stand ein Fruchtkorb, aus welchem Mathilde Lindfelt eine purpurrothe Birne nach der andern holte, sie mit einem silbernen Messerchen schälte und bald ihrer Tante, bald ihrer Mutter auf der Spitze desselben präsentirte.

„Ist diese nicht gut, liebe Tante?" fragte Mathilde, legte die unberührte Frucht auf die Seite und bot ihr eine andere.

Die Gräfin L—, eine Dame von noblem Aussehen und weit mehr „hochgeborner" Grazie als ihre Schwester, die Baronin, legte ihre Hand sachte auf Mathildens Schulter und richtete dann ihre Augen mit sehr ernsthaftem Ausdruck auf den Grafen, welcher in halbliegender Stellung auf einer Chaise longue in einen Brief starrte, den er, wie die Gräfin wohl gesehen, nicht aus der Hand gelegt hatte seit er ihn geöffnet, bereits eine volle halbe Stunde. Der Brief schien indessen gar nicht sehr lang zu seyn — zwei kleine Blätter lagen darin.

Nach einem Stillschweigen von ein paar Minuten wagte die Gräfin die Frage: „Du hast wohl eine unangenehme Nachricht erhalten, lieber Mann?" Man hörte es an dem Ton ihrer Stimme, daß sie die Unterbrechung selbst für eine Dreistigkeit hielt, und daß sie

sich dieselbe nur aus Sorge für ihren Gatten erlaubt hatte.

„Nein! warum?“ erwiederte der Graf ziemlich rauh. „Es ist ein Geschäftsbrief.“

Die Gräfin sagte Nichts; aber sie kannte ihren Mann, dessen Gesicht sie längst studirt hatte, zu gut, um nicht zu wissen, daß seine Gleichgültigkeit einzig in der Gewohnheit des Weltmanns, seine Gefühle zu verbergen, ihren Grund hatte. Etwas Wichtiges mußte der Brief enthalten, davon war sie überzeugt, und das warme Mutterherz, welches nur Einen geliebten Sohn besaß, der jetzt ferne war, fürchtete unaufhörlich, daß diesem, Gott weiß was für etwas Schlimmes, möchte zugestoßen seyn.

„Ist heute kein Brief von Leopold gekommen?“ sagte sie, um sich jedenfalls darüber sicher zu stellen.

„Wozu auch! Du denkst an nichts Anderes, als an Deinen Leopold und immer wieder an Deinen Leopold!“ Damit stand der Graf auf, nahm seine Papiere zusammen und ging.

Mathilde, welche eine Thräne im Auge der Tante zittern sah, beugte sich zu ihr nieder und küßte ihre Hand; sie fühlte sich gedrungen, womöglich den unangenehmen Eindruck zu verwischen, welchen die undelikate Antwort des Grafen auf die Tante gemacht haben mußte. Die Baronin hatte Nichts gemerkt: sie war zu sehr mit dem Ausstechen des Musters zu einer Perlstickerei beschäftigt.

Auf seinem Zimmer angekommen, warf sich der Graf in einen Lehnstuhl; den Brief hielt er zusammengedrückt in der einen Hand, mit der andern bedeckte er das Gesicht, auf welchem stürmische Aufregung zu lesen stand. So blieb er den ganzen Abend sitzen. Bei der Abendtafel erschien er nicht, und als er am andern Morgen in das Frühstückzimmer trat, schrack die Gräfin vor seinem unstäten Blick zurück. Sie sah, daß, trotz aller

Anstrengung, welche er machte, sein Gesicht abwesend war, so daß er sie kaum hörte; die zärtliche, aufmerksame Gattin hätte in den Augen, welche sie so sehr liebte und zugleich fürchtete, lieber Zorn oder sogar Gram gelesen, als dies schreckliche Etwas, welches sie sich weder zu erklären noch zu begreifen vermochte.

Am Abende desselben Tags saßen die Damen an dem Fenster im Salon, wo gewöhnlich der Thee getrunken wurde, als ein Wagen mit zwei Herren in den Hof fuhr.

„Es kommen Fremde, liebe Tante!" sagte Mathilde; allein es lag nicht die geringste Freude in ihrem Ton. Auf dem Lande macht sonst jungen Mädchen ein Besuch großes Vergnügen; allein Mathilde, die ihren Verlust mit von Stockholm hergebracht hatte, sehnte sich nach keiner Unterbrechung ihrer Einsamkeit, welche ihr erlaubte, sich fast ausschließlich mit der Erinnerung zu beschäftigen.

„Es ist mir nicht lieb, daß heute Jemand kommt," versetzte die Gräfin etwas ängstlich; „ich fürchte, Ernst ist heute nicht sehr aufgelegt. Aber ich sehe, es ist unser Amtmann; er hat wohl Geschäfte in Lennartsby; da pflegt er stets auch hieher zu kommen. Es ist ein lieber freundlicher Greis; Ernst und ich halten viel auf ihn."

„Aber wer ist denn bei ihm?" fragte Mathilde mit heftigem Herzklopfen und traute kaum ihren Augen.

„Ich weiß nicht; wahrscheinlich ein Assessor oder Notarius; in der Regel bringt der Alte einen von seinen jungen Leuten mit. Aber, Mathilde, willst Du so gut seyn, Ernst sagen, daß der Amtmann hier ist!"

Mathilde war herzlich froh, daß sie einen Vorwand hatte, das Zimmer zu verlassen; denn als der junge Mann sich umdrehte, hatte sie ganz deutlich ein Gesicht gesehen, welches ihr zu lebhaft in der Erinnerung war, als daß sie es hätte verkennen sollen. „Mein Gott, wie kommt er hieher!" Sie erinnerte sich übrigens sogleich,

daß er ihr früher seinen Entschluß mitgetheilt hatte, sich zu einem Amte zu begeben und sein Glück prieß, welches ihn gerade in den Gerichtsbezirk führe, in welchem das für ihn jetzt zehnfach theure Dagstaholm lag.

Vor dem ersten Wiedersehen hatte Mathilde jedoch große Angst. „Sollte wohl die Tante Etwas merken?" fragte sie sich; „und sollte Wetterquist sich nicht vielleicht verrathen? Er wird immer gleich so roth!" Mathilde vergaß, wie oft sie selbst zu erröthen pflegte. Aber all' diese Sorgen mußten der Freude weichen, den ganzen Sommer in der Nähe des Geliebten zu leben. So oft konnte er allerdings wahrscheinlich nicht nach Dagstaholm kommen; aber man hatte ja die Kirche, den Pfarrhof und sonstige Orte, wo es hie und da Gelegenheit gab, sich zu treffen.

Einige kleine Verschönerungen in der Toilette konnte sich Mathilde indessen nicht versagen, und nachdem sie wohl überlegt hatte, daß sie durchaus nicht blöde und verlegen erscheinen dürfe, sondern den Notarius als einen alten Bekannten aus der Hauptstadt empfangen und begrüßen müsse, kehrte sie in den Salon zurück. Allein schon bei dem ersten Blick, welcher sie aus den Augen des Notarius traf, war es ganz und gar vorbei mit der Sicherheit, welche sie so leicht annehmen zu können sich einbildete. Sie verbeugte sich, ohne zu wissen vor wem, ohne ein Auge aufzuschlagen, schlich dann ganz verlegen an ihren vorigen Platz am Fenster und fühlte sich sehr glücklich, unten im Hofe irgend einen Gegenstand zu finden, auf den sie hinabblicken konnte.

Die Gräfin sprach mit dem Amtmann und präsentirte ihm ihre Nichte. „Der Herr Notarius ist ja ein alter Bekannter von Dir?" sagte sie und sah etwas verwundert auf Mathilden, welche sich dessen gar nicht erinnern zu wollen schien.

„Mathilde, siehst Du denn Deinen frühern Lehrer nicht?" fragte die Baronin in fast strengem Tone. Die

ehrliche, herzensgute Baronin glaubte, Mathildens Verwirrung einem kleinen Anflug von Hochmuth zuschreiben zu müssen.

„O ja — Mama!“ erwiederte das Mädchen, welches vor seiner eigenen Blödigkeit erschrack und stand auf, um Wetterquist noch ein Mal leicht zu grüßen. Dieser erkundigte sich mit erkünstelter Unbefangenheit, wie dem Fräulein die Landluft in dem schönen Dagstaholm bekomme.

Ehe Mathilde antworten konnte, trat der Graf in's Zimmer. In seinen Bewegungen, die sonst sehr ruhig, kalt und abgemessen waren, lag jetzt eine gewisse Heftigkeit, unter welcher er eine kaum gedämpfte Unruhe verbergen zu wollen schien. Sehr höflich grüßte er den Amtmann, einen würdigen Greis, mit so hübsch gescheitelten silbergrauen Haaren, daß ein Stutzer ihn darum beneidet hätte. Die Gräfin fürchtete, der Graf möchte ihn mit der gleichgültigen Höflichkeit behandeln, welche er, seinen Gästen gegenüber, nicht selten anzunehmen pflegte, wenn er sich nicht bei guter Laune befand, und war deßhalb nicht wenig überrascht, als sie sah, wie sehr sie sich geirrt hatte; aber ihr Erstaunen erreichte den höchsten Grad, als sie bemerkte, wie er mit einem Wohlwollen, welches er nicht leicht gegen Fremde zeigte, dem Notarius die Hand reichte und ihn willkommen hieß.

„Ach, wie liebenswürdig kann mein Ernst seyn,“ dachte die sanfte Gräfin, „wenn er seine Gäste so empfangen will.“ Plötzlich erröthete sie heftig: die erstaunliche Aehnlichkeit des jungen Notars mit ihrem Gemahl konnte ihr nicht entgehen. Diese lag nicht allein in den Gesichtszügen, sondern auch in der Uebereinstimmung der ganzen Haltung, und hauptsächlich einer auffallenden Gleichartigkeit gewisser Bewegungen und Gesten. Und als sie in demselben Augenblick den Amtmann des Notarius Namen nennen hörte, auf welchen sie vorher nicht Acht gegeben hatte, so erinnerte sie sich plötzlich, daß sie

vor langer Zeit gehört, die geschiedene Gattin des Baron Henning H—, deren Abentheuer ihr hinlänglich bekannt waren, habe in zweiter Ehe einen Rathsherrn Wetterquist geheirathet.

Diese unwillkührliche Entdeckung versetzte die Gräfin in eine Aufregung, welche sie nur schwer ganz zu beherrschen im Stande war. Sie wußte wohl, daß mit dem Grafen von einer so kitzlichen Sache nicht zu sprechen war, allein sie nahm sich vor, ihn auszuforschen, und kam bald zu dem Resultat, daß der geheimnißvolle Brief im Zusammenhang mit einer alten Erinnerung stand, welche der Graf nicht gerne zurückrief, die aber dennoch eine Wirkung auf ihn machte, woraus die Gräfin viel Hoffnung schöpfte, hauptsächlich daß ihr Gemahl selbst etwas Näheres über den Notarius wissen müsse. Alles dieses konnte nun freilich auch bloße Einbildung seyn, — aber gleichviel, wenn ein Frauenzimmer ein Mal Etwas im Kopfe hat, absonderlich wenn es ein wenig an das Romantische gränzt, so läßt es sich nicht leicht davon abbringen. Indessen gelobte sich die Gräfin das strengste Stillschweigen — sie war eine Dame von viel Weltton und Delikatesse.

Was Wetterquist empfand, als er Dagstaholm betrat, läßt sich nicht leicht sagen, noch weniger, was bei dem freundlichen Empfang von Seiten des Grafen in ihm vorging. Er mußte sich zur Seite wenden, um einige Selbstbeherrschung zu gewinnen, allein er konnte nicht verhindern, daß das Blut von seinen Wangen wich und daß ihm die Stimme versagte, als er auf die Frage antworten sollte, welche der Amtmann zufällig an ihn richtete.

Alle diese Zeichen eines gewaltsam aufgeregten Innern entgingen dem scharfen Auge der Gräfin nicht; ihr Herz sprach für den jungen Mann, welcher so einsam und hilflos in der Welt dastand.

„Wie sonderbar sich der Notarius gibt!" flüsterte

die Baronin Lindfelt ihrer Schwester in das Ohr. „So ist er jedes Mal, wenn er meinen Schwager sieht.“

„Hat er ihn denn schon früher gesehen?“ fragte die Gräfin eben so leise.

„Ein Mal, am Fenster, bei uns zu Stockholm, und da blieb er mitten auf der Straße stehen — wirklich höchst sonderbar!“

Die Gräfin wünschte ein allgemeines Gespräch in Gang zu bringen und gab deßhalb keine Antwort auf die Anmerkung der Baronin; sie hatte indessen wohl vernommen, was jene sagte, und fand darin einen weiteren Beweis für ihre Vermuthung.

Nach und nach legte sich der Sturm der Elemente in Wetterquists Busen; er konnte jetzt auf die an ihn gerichteten Fragen antworten, wagte es sogar einen Stuhl zu nehmen und sich an Mathildens Seite zu setzen. Die Aufmerksamkeit, mit welcher er sich behandelt sah, schmeichelte ihm nicht nur, sondern weckte auch seine Hoffnung und gab ihm Etwas von der Sicherheit, welche er bisher nur in seinen Träumen besessen; dagegen schien er jetzt der Verwirklichung seiner Träume näher zu seyn, deßhalb erhob er auch seinen Blick zu Mathilde, welche ihrerseits, mehr beruhigt durch die Art, womit er von ihren Angehörigen behandelt wurde, sich mit weniger Zurückhaltung der Lust überließ, ihn zu hören und ihm zu antworten.

Bei dem Abschied bat der Graf unseren Wetterquist, seinen Besuch bald zu wiederholen; dem Amtmann hatte er gelegentlich einiges Schmeichelhafte über das artige und anspruchslose Benehmen des jungen Mannes gesagt. „Man trifft dergleichen so selten,“ setzte er hinzu, „daß man sich in der That für ihn interessiren muß.“ Von meiner Schwägerin, deren Tochter Mathilde er Unterricht gab, habe ich vernommen, daß er sehr arm, aber sehr geschickt seyn soll. Wenn er sich im Geschäft gut anläßt, so soll es mir Vergnügen ma-

chen, zu seinem weiteren Fortkommen Etwas beitragen zu können.“

Der Amtmann war ganz verwundert, bei dem Grafen eine solche Theilnahme für einen seiner Gehilfen zu finden; da er aber selbst Zuneigung zu Wetterquist hatte, so wünschte er aufrichtig, daß der Graf sich seiner Zeit ein Mal seines Versprechens wieder erinnern möchte.

So verfloß ein Monat, während dessen Mathilde und Wetterquist einander öfter sahen; denn dieser benützte die Einladung fleißig und ließ sich jede Woche ein Mal zu Dagstoholm sehen. Er war allezeit willkommen und Roland schien Etwas gegen seine Aufmerksamkeit für Mathilden zu haben. Allein diese Aufmerksamkeit beschränkte sich auf die zarteste Huldigung, über deren wahren Grund indessen eine Person, welche mehr Scharfblick besaß als die Baronin, sich nicht täuschte. Es war die Gräfin; sie erkannte das Verhältniß recht wohl; aber da ihr Gemahl die Sache passiren ließ, so schwieg sie auch.

Gegen den Herbst hin wurde Wetterquist, zu seiner großen Freude, wahrscheinlich durch Mitwirkung des Grafen beauftragt, das erste Mal unabhängig selbst Gericht zu halten. Wie klopfte ihm das Herz bei dieser wichtigen Verhandlung, welche ihm der erste Schritt zu dem Ziele schien, das er längst im Auge hatte! Als er sich nach diesem großen Ereigniß das erste Mal wieder auf Dagstaholm vorfand — geschmeichelt durch einige Worte des Lobes aus dem Munde des Amtmannes erhoben durch sein eigenes Bewußtseyn, durch die Güte des Grafen, und hauptsächlich durch seinen nie schlummernden Stolz, seinen nie ruhenden Ehrgeiz — als er mit dem neuen Titel Distriktsrichter begrüßt ward und Mathildens schöne Augen ihm Glück zu wünschen schienen, da schwindelte ihm der Kopf, das Herz war ihm so voll und verrieth sich dergestalt, daß die Baronin, welche bisher völlig blind gewesen, am Abende zu ihrer Schwester sagte: „Liebe Julie, hast Du heute nicht et-

was ganz Eigenes an unserem neuen Distriktsrichter bemerkt?"

„Nein, nicht gerade etwas Besonderes!" erwiderte die Gräfin, welche nicht gern auf den Gegenstaud eingehen wollte, da sie nicht wußte, wie ihr Gemahl darüber dachte.

„Es dünkte mir, als ob er Mathilden auf eine Art angeblickt hätte, welche mir Veranlassung zu einer oder der andern weitern Vermuthung gibt. Es wäre doch in der That keine passende Partie für sie und ich hoffe, sie wird dieß auch selbst einsehen."

„Wenn Du so Etwas meinst," versetzte die Gräfin, „so berühre die Sache wenigstens nicht eher, als bis wir weiter darin sehen! Ich will hören, was Ernst darüber sagt."

„Ach, das können wir uns im Voraus denken," meinte die Baronin, „jedenfalls will ich aber warten, damit wir uns nicht übereilen."

Am andern Morgen trat die Gräfin zeitig in das Zimmer ihres Gemahls. Dieser saß am Schreibtisch.

„Ich störe Dich doch nicht?" fragte sie. „Ich möchte gern Etwas mit Dir reden."

„Was steht Dir zu Diensten?" fragte der Graf, und wider seinen Willen überzog eine dunklere Farbe als gewöhnlich seine Wangen.

„Mathilde ...." fuhr die Gräfin fort, „wenn Du Zeit hast, so wollte ich über sie ein paar Worte mit Dir reden."

Der Graf wendete sich mit seinem Stuhl um, und bot seiner Gemahlin einen andern an.

„Ich bin wegen Mathilden in Unruhe ..."

„Wie so?"

„Hast Du nicht bemerkt — denn Du hast es gewiß — daß Wetterquist, der Distriktsrichter, ihr eine ganz entschiedene Aufmerksamkeit erzeigte?"

„Nun, und was weiter?"

„Luise hat mir gestern Abend gesagt, man müsse

der Sache zuvorzukommen suchen. Offenbar kann es doch, wenn es ihm auch Ernst seyn sollte, für Mathilden keine passende Partie seyn, und blos zum Scherz wäre es noch unpassender. Ich fürchte, daß die Leutchen schon so weit mit einander sind, daß ihnen eine Trennung sehr bitter scheinen wird."

„Was hat denn Luise für Absichten mit Mathilde?" Ich finde gar nicht, daß diese Partie so unpasseud wäre."

„Er ist aber arm, sehr arm, ohne alle Verbindung und Verwandtschaft — was hat er für die Zukunft zu hoffen?"

„Das Nämliche, was jeder junge Mann mit Kopf, Fleiß und Ueberlegung zu hoffen hat: einen Dienst — und wenn er diesen hat, so denke ich, ist die Partie ziemlich egal."

„Ja wenn es ein Mal so weit ist. Allein wie sich bis dahin verhalten? Luise wird denn doch wohl diese Aussichten für Mathilden ein wenig unsicher finden."

„Du magst Luisen sagen, daß ich geäußert habe, sie soll der Sache ihren Lauf lassen! Ihr dürft Beide überzeugt seyn, daß ich derselben schon lange ein Ziel gesteckt haben würde, wenn ich nicht eingesehen hätte, daß Etwas daraus werden kann. Uebrigens darf Wetterquist auch auf meine Protektion rechnen; er soll schon vorwärts kommen. Bis auf Weiteres laßt Ihr dem Wasser seinen Lauf!"

Die Gräfin war im Begriff, sich zu entfernen, drehte sich aber schnell um, ergriff ihren Gemahl bei der Hand, sah ihm mit einem unwiderstehlichen bittenden Blick in's Auge und sagte: „Du verbirgst mir Etwas, lieber Ernst? Nicht wahr? Mich hat schon längst verlangt, ein Geheimniß zu theilen, welches ich bereits von Anfang an geahnt habe; schenke mir Dein Vertrauen — ich werde es nicht mißbrauchen!"

Der Graf blickte sie mit großem Erstaunen an.

„Du willst böse werden — thu' das nicht! Wetterquists Aufregung, als er das erste Mal zu uns kam,

Dein eigenes Benehmen, gewisse Umstände, welche ich vor langer Zeit gehört und wieder vergessen hatte — ach Ernst, ist nicht ....."

Der Graf beugte sich zu seiner Gemahlin herab und küßte sie auf die Stirne. Sie schlang die Arme um seinen Hals. Ein paar Sekunden verflossen, die Gräfin fühlte, daß sie ihres Gemahls ganzes Vertrauen hatte.

„Nichts Halbes soll seyn!" ergriff der Graf das Wort, zog einen Brief hervor und gab ihr denselben. Es war der nämliche, welcher früher ihre Aufmerksamkeit erregt hatte. „Wenn Du gelesen hast, Julie, wenn Du meine Beweggründe kennst, so frage nicht weiter! Alles liegt offen vor Dir und ich bin gewiß, daß Du mit mir über das Passende einer Verbindung zwischen Mathilde und Wetterquist gleich denken wirst."

„Ganz gewiß!" erwiederte die Gräfin.

Der Graf ging in sein Kabinet, und schloß hinter sich ab; die Gräfin öffnete den Brief, in welchem zwei weitere Papiere lagen und las:

„Hochgeborner Herr Graf!

Die beiliegende Abschrift des Trauscheins meines Freundes, des verstorbenen Rathsherrn Wetterquist, über dessen Verehlichung mit der geschiedenen Gattin des Baron J. —, sowie die weitere Kopie des Taufscheins von dem ihm zugebrachten Sohn, wird, auch ohne daß ich näher auf den Gegenstand eingehe, die Freiheit entschuldigen, welche ich mir, als den ehemaligen Vormund des jungen Wetterquist, zu nehmen wage.

Der Rathsherr Wetterquist, welcher aus Liebe zu seiner Frau, deren Sohn Ernst Theodor adoptirte, gab ihm, soweit es sein unbedeutendes Vermögen zuließ, eine sorgfältige Erziehung. In seinem fünfzehnten Jahr, als Gymnasiast zu Skara, verlor Theodor kurz nach einander Mutter und Pflegevater. Er erhielt dadurch zugleich auch Kunde von dem Geheimniß, welches auf seiner Geburt ruhte, allein weit entfernt, sich derselben

zu seinem Vortheil zu bedienen, schien er entschlossen, lieber Hungers zu sterben, als selbst den Schleier zu lüften.

Sein angeborner Stolz, welchen ich unterdrücken zu müssen glaubte, bewog mich, ihm in Skara einen wöchentlichen Freitisch zu verschaffen; allein erst nachdem er drei Tage lang dem Hunger getrotzt hatte, bequemte sich sein Stolz zu der großen Erniedrigung, für welche er es ansah. Er arbeitete mit angestrengtem Fleiß, um das Gymnasium zu absolviren. Auf der Hochschule betrug er sich sehr gut und war dort, eben so wie auf dem Gymnasium, gleich bekannt wegen seiner fleißigen Studien und wegen seines Stolzes. Er wandte sich nie an Jemand anders als an mich, und als ich ihn nicht länger unterstützen konnte, da meine eigenen Mittel sehr beschränkt sind, hörte ich nichts weiter von ihm.

Indessen habe ich mich doch über seine jetzigen Verhältnisse erkundiget, da er mich fortwährend interessirt hat. Er hielt sich ein paar Jahre in Stockholm auf, und arbeitete bei dem Hofgericht, wo er aber trotz seiner äußersten Sparsamkeit genöthigt war, einige Schulden zu machen. Dann hat er es so weit zu bringen gewußt, daß er an ein Amt kam und zwar zu einem Distriktsrichter in dem Bezirk, zu welchem Dagstaholm gehört.

Ich habe bisher das strengste Stillschweigen beobachtet, wie es meine Pflicht war, indem Wetterquist selbst nie die Ansprüche geltend gemacht hat, welche er auf eine Unterstützung machen konnte; — da sich aber die Umstände so wunderbar gefügt haben, konnte ich nicht umhin, Ew. Hochgeboren den Verhalt der Sache mitzutheilen. In der Ueberzeugung, daß ich dadurch meinem ehemaligen Mündel einen wesentlichen Dienst erzeigt, einen Schritt, den er bei seinem Charakter niemals für sich gethan haben würde, habe ich die Ehre 2c. 2c. 2c. Lars Engblom.“

„Der arme Junge," dachte die Gräfin, und ein paar Thränen fielen auf den einfachen Brief, „er hat gehungert und gedarbt, während mein Leopold im Ueberfluß gelebt hat! Aber er soll jetzt eine zweite Mutter gefunden haben. Und Mathilde soll seine Frau werden — wie gnädig ist doch Gott, welcher Alles so gefügt hat, daß wenigstens noch Etwas gut gemacht werden kann!"

Die Gräfin wollte ihren Gatten nicht stören. Sie machte ein Couvert über den Brief und schrieb dazu: „Ernst Theodor und Leopold können vor der Welt nicht Brüder seyn, allein in meinem Herzen sind sie es: ich will dem Einen so gut eine Mutter seyn wie dem Andern. Für meine Vorsicht darf Dir nicht bange seyn."

Die Baronin war höchlich erstaunt, als sie vernahm, daß ihr Schwager der Ansicht sey, in ein paar Jahren könne Wetterquist eine ganz wünschenswerthe Partie für Mathilden abgeben: da sie gewohnt war, den Grafen in Allem für ein Orakel anzusehen, hatte sie Nichts dagegen einzuwenden und es kostete ihr ebenfalls keine Ueberwindung, dem Rath ihrer Schwester zu folgen und sich Nichts merken zu lassen. Ueberhaupt war sie vielleicht froh, daß die Sache ohne irgend einen verdrießlichen Auftritt abgelaufen, denn so Etwas war ganz und gar gegen ihre Natur.

Den Liebenden hing der Himmel voll Baßgeigen.

Mit dem Winter sollte Wetterquist übrigens wieder nach Stockholm zurück. Nach einer Unterredung mit dem Grafen, über deren Gegenstand unsere Geschichte schweigt, hatte dieser nichts gegen die Reise einzuwenden. Bei seiner Ankunft in der Hauptstadt war der arme Notarius in der Dachkammer verschwunden — der Distriktsrichter Wetterquist wohnte in einem hübschen Logis von zwei Zimmern, hatte in Kurzem eine Anstellung auf der Hofkanzlei, und war überhaupt eine durchaus andere Person. Daß er auch in sonstiger Beziehung in ganz anderen Verhältnissen stand, geht aus

folgender Stelle seines ersten Briefs an Mathilden hervor:

— — — Niemals, theuerste, holde Mathilde, hätte ich den Muth gehabt, Dir alles dieses mündlich zu sagen; aber getrennt von Dir, ist es der süßeste Genuß meines Herzens, Dir zu wiederholen, daß meiner Seele das Leben fehlt ohne Dich. O Mathilde, als ich Dich sah, da brauchte ich Dich nur zu sehen — und schrecklich, schrecklich bitter würde meine Täuschung seyn, wenn Du nicht auch etwas für mich fühltest. Nein! Deine Augen können nicht lügen! Allein jetzt, nachdem ich dem Grafen meine Wünsche, meine kühnen Hoffnungen für die Zukunft entdeckt habe, nachdem er mich mit Güte angehört hat — jetzt glühe ich vor Sehnsucht, von Dir zu hören, daß ich mich nicht betrogen habe. Sey nicht böse darüber, theure Mathilde, daß ich zuerst mit Deinem Oheim gesprochen; aber ohne diesen hätte ich ja nicht den Muth gehabt, meiner Hoffnung Worte zu leihen. Wundere Dich auch nicht darüber, daß ich vor meiner Abreise keine Sylbe gegen Dich geäußert habe — es war mir unmöglich: ich war in der That zu blöde, zu bange. Aber jetzt — geliebte Mathilde — mit welcher Sehnsucht harre ich darauf — ein paar liebende Worte von Deiner Hand, und ich werde nicht ruhen noch rasten, bis ich die unabhängige Stellung gewonnen habe, welche ich Dir anzubieten wagen darf.

Dein

Theodor."

Mathildens Antwort, schüchtern und zärtlich, ließ den glücklichen Liebhaber alles Glück hoffen, was er sich nur immer zu träumen wußte.

Wettergiust segelte jetzt mit gutem Wind. Indessen muß man ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sein Uebermuth vielmehr abnahm, als sich steigerte: er wurde in der That, was man sagen kann, nüchtern und

verständig, und als sich der erste Taumel der Seligkeit seines neuen Zustandes gelegt hatte, schien er ziemlich wie andere Leute zu seyn.

Achtzehntes Kapitel.

Neue Art, wie eine Frau ihren Willen durchsetzt. Abermals ein anderer Liebhaber.

Zu Ende des zweiten Winters, nach des Kammerers Verheirathung, finden wir ihn mit seiner Frau in einer hübschen und geräumigen Wohnung in einer andern Straße.

Es war am Morgen nach einem der jetzt nicht mehr so seltenen Soupe's, welche die Frau zu geben pflegte. Neun Monate hatten völlig hingereicht, in dem innern und äußern Leben des Alten große Aenderungen hervorzubringen. Er hatte nicht nur seine Hoffnungen in Bezug auf den erwarteten Stammhalter in Rauch aufgehen sehen, er hatte sogar auch die Entdeckung gemacht, daß seine Nachgiebigkeit bei der Testamentsfrage Alles dazu beigetragen hatte, die Ruhe zu stören, auf welche er dabei gerechnet hatte. Seine Wangen waren eingefallen, der bouteillengrüne Rock hing so weitläufig um den Leib, daß man ihn zweimal hätte hineinwickeln können: — so stand der Alte am Kachelofen. Sein Angesicht, bleich und ernst, war gegen Lisa gewandt, welche in einem grünseidenen Morgenüberrock nachläßig, ihrer ganzen Länge nach auf dem Sopha lag.

„Weißt Du noch etwas?" fragte sie, und hielt das gestickte Taschentuch vor den Mund, nicht aus Artigkeit, um vor ihrem Mann das Gähnen zu verbergen, sondern lediglich aus Gewohnheit.

„Ob ich nichts mehr zu sagen weiß?" wiederholte der Kammerer gramvoll, in einem Ton, welcher nur zu deutlich verkündete, daß er seinen frühern Widerstand

aufgegeben hatte, und sich demüthig unter das Joch des Gottesengels beugte. „Ich mag sagen, was ich will — wozu nützt es mir denn? — Du hörst ja doch nicht!"

„Nur kurz, bitte ich mir aus! Laß hören, worüber hast Du denn zu klagen?"

„Darüber, daß Du mich ruinirst; denn das thust Du in der That, Lisa, durch Deine Vergnügungssucht. Das hat mir nicht geahnt, als ich Dich nahm, oder als ich mein Testament auffetzte, denn sonst wäre Beides ungeschehen geblieben! Zweimal im Monat große Visite hier, wenigstens ein paar Mal in der Woche auswärts in Gesellschaft, und außerdem das ewige Geläufe von jungen Laffen Trepp' auf, Trepp' ab — da möge sich Gott erbarmen! Ich beschwöre Dich, Lisa, geh' in Dich, ich bin ein alter Mann, — das solltest Du bedenken — so ein Leben kann ich nicht aushalten!"

„Ja, wer muthet Dir denn zu, Dich zu inkommodiren, wenn Du es nicht von selbst thust? Du könntest ganz behaglich in Deinem Stübchen leben, so einsam und ruhig, als Du nur immer wolltest; ich habe es Dir auch schon hundertmal gesagt — aber Du nimmst keine Raison an: Du hängst mir überall auf dem Rucken, es mögen Leute bei uns seyn oder ich mag ausgehen. Das ist zum allerwenigsten recht lächerlich für einen alten Mann; es gäbe ihm weit mehr Ansehen, wenn er zeigte, daß er sich um seine junge Frau nicht genirte."

„Ja, ja; nicht wahr, ich sollte Dich allein Deiner Wege gehen lassen, meinst Du? — Ich soll nicht sehen, wie Du umhertreibst? Nein, so lange ich stehen und gehen kann habe ich nicht im Sinn, mich einsperren zu lassen, damit mich daheim alle die Vorstellungen plagen, zu welchen ich nur eine zu gegründete Ursache habe! So hast Du nicht gesprochen, als wir im vorigen Sommer vom Lande nach Hause reisten: erinnerst Du Dich noch, wie Du mir versprachst, die Freiheit nicht zu mißbrauchen, als ich so schwach war, Dir nachzugeben?"

„Ich will doch hoffen, daß ich dieß auch nicht ge-

than habe!" erwiederte Lisa mit verletzter Würde. „Oder kannst Du vielleicht behaupten, daß ich Dein Vertrauen hintergangen hätte? Glaubst Du irgendwo eine treuere Gattin zu finden, so gut und ergeben, wie ich bin, wenn Du mich in Frieden lässest?"

„Ich weiß nicht, von welcher Beschaffenheit andere Weiber sind," versetzte der Kammerer gelassen; „aber so viel weiß ich, daß ich ...... genug an der Meinigen habe".... war er im Begriff, beizufügen, lenkte aber aus Furcht vor einem Wischer ein, und setzte hinzu: — „mir die Freuden der Ehe anders vorgestellt habe."

„Ach ja," lächelte Lisa mitleidig, „Du hast Dir eine ganze Menge Dinge gedacht, mein armer Alter, die sich nicht so leicht auf die Beine bringen lassen."

„Ja, das habe ich gemerkt!" seufzte der Kammerer.

„Na, lieber Mann," nahm Lisa das Wort und warf sich auf die andere Seite des Sopha, „nun wünsche ich, daß Du gescheidt und ordentlich bist, und mich nicht mit Deinen ewigen Einwendungen chikanirst — ich habe Dich um etwas zu bitten."

„Schon wieder eine Bitte — was für eine neue Thorheit hast Du Dir denn wieder in den Kopf gesetzt?"

„Thorheit — Du bist gewaltig höflich! Das ist der Dank dafür, daß ich Dich so freundlich und artig um Alles bitte, da ich verlangen könnte, wie andere Frauen; denn es ist doch wohl die Schuldigkeit des Mannes, sein Haus zu unterhalten!"

„Ha, ha, also um Geld handelt es sich wieder?" sagte der Kammerer und man hörte es seiner Stimme an, daß er sich wie gewöhnlich, wenn das Geldkapitel verhandelt wurde, alle Mühe gab, seine frühere Festigkeit beizubehalten.

„Ja, allerdings handelt es sich um Geld, und noch dazu um recht viel!" sagte Lisa entscheidend.

„Welches Du übrigens diesmal, meine Seele, nicht

bekommen wirst, denn Du hast schon wenigstens das zehnfache von dem erhalten, als ich Dir vernünftigerweise hätte geben sollen."

„Hör' lieber Mann," unterbrach ihn Lisa und setzte sich auf, „ich will Dir eine kleine Geschichte erzählen, welche ich vor kurzem gehört habe. Es war einmal ein Mann, der gerade wie Du, am Tage nach der Hochzeit zu seiner Frau sagte: „Hier hast Du Dein Haushaltungsgeld — jeden Monat bekommst Du eben so viel, aber keinen Pfennig darüber."

„Das war höchst vernünftig!" meinte der Kammerer.

„Wir werden sogleich hören, ob Du ferner der Ansicht bist. Im ersten Jahr behalf sich die Frau so gut es anging; im zweiten Jahr mehrten sich die Bedürfnisse und die Ausgaben — gelebt mußte doch seyn — und ein solcher Zuwachs findet sich leicht. Alle Vorstellungen der Frau, alle ihre Bitten und Versicherungen, daß sie mit der festgesetzten Summe nicht auskommen könne, halfen nichts; der Mann blieb bei seinem Entschluß, und die Frau bekam keinen Pfennig über die bestimmte Summe. Am Ende hörten auch ihre Bitten und Vorstellungen auf."

Des Kämmerers Gesicht verklärte sich. „Es war Kraft und Entschlossenheit in dem Mann!" sagte er mit stiller Bewunderung. „Er setzte seinen Willen durch."

„Warte nur, Du sollst schon weiter hören! So lebten sie etliche Jahre ganz gut und glücklich mit einander, und der Mann posaunte überall aus, daß ihm seine Haushaltung, ungeachtet er weit besser lebe, als im Anfang, keinen Schilling mehr als im ersten Jahr koste. Er wurde deßhalb hochgepriesen, und seine Frau galt als ein Wunder von Sparsamkeit und Verstand. End-

lich wurde die Frau krank. Als sie auf dem Todtenbette lag, ließ sie ihren Mann rufen und sagte zu ihm: „Ich fühle, daß es mit mir bald zu Ende seyn wird, deßhalb muß ich Dir ein Geheimniß anvertrauen, das bisher Deine Ruhe und Zufriedenheit gesichert hat, welches ich aber nicht mit in's Grab nehmen will, weil es sonst meiner Nachfolgerin zum Schaden gereichen könnte. Du erinnerst Dich, wie ich Dir einige Zeit nach unserer Verheirathung vorstellte, daß das bestimmte Haushaltungsgeld nicht ausreiche — Du wurdest böse und wolltest nichts davon wissen, und gabst mir keinen Stüber weiter. Um nicht Deine Ruhe und unseren häuslichen Frieden zu stören, ließ ich mir einen Nachschlüssel zu Deiner Geldkasse machen, und nahm jedesmal das Doppelte von dem, was Du mir für den Monat ausgesetzt hattest. Ich weiß nicht, ob Du jemals den Verlust bemerkt hast — da aber der Verdacht des Diebstahls doch wohl nicht auf Deine Frau fallen konnte, war ich auch in dieser Beziehung ziemlich ruhig. Ich durfte es auch mit gutem Gewissen vor Dir geheim halten, denn ich habe nie einen Pfennig ausgegeben, der nicht nothwendig und zum Besten der Haushaltung gewesen wäre. Jetzt sage ich es Dir aber, weil Du Dich vielleicht wieder verheirathest, und dann dasselbe thörichte Begehren an Deine zweite Frau stellen könntest, welche dann keinen so guten Ausweg, wie ich, finden möchte. . . . Und nun, mein lieber Laßman, frage ich Dich, ob Du noch der Meinung bist, der Ehemann habe klug gehandelt."

Dem Kammerer fuhr der Schrecken durch alle Glieder. Seine erste unwillkührliche Bewegung war, daß er mit der Hand in die Tasche fuhr, um sich zu vergewissern, ob der einzige Talisman, womit er bis daher seine Frau noch hatte kirre machen können, sich noch an seinem Platz befinde. Allein, was half dies, wenn sie einen Nachschlüssel machen ließ? Von heute an beschloß

der Kammerer, seinen Schlüssel an einem Bande auf dem bloßen Leib zu tragen.

Lisa lachte. „Wird Dir bange, Männchen? Fürchte Dich nicht, zu einem so argen Mittel werde ich meine Zuflucht nicht nehmen! Ich will lieber zuerst versuchen, was Bitten vermögen; — allein Du siehst daraus, wie eine listige Frau sich zu helfen weiß.“

„Wie viel willst Du denn haben?“ fragte der Alte, um der Qual endlich los zu werden.

„Nur dreihundert Thaler Banko,“ erwiederte Lisa in ihrem süßesten Ton.

„Was — was! — drei — hundert — Thaler Banko?“ wiederholte der Kammerer mit fast ersterbender Stimme. Es war das erstemal, daß Lisa mit einer so unerhörten Forderung herauszurücken wagte; und nur die eben gehörte Geschichte konnte ihn bewegen, auf die Sache weiter einzugehen und zu fragen: „Was willst Du denn um Gotteswillen mit so viel Geld machen?“

„Siehst Du, liebes Laßmänchen, es fehlt noch etwas Wesentliches in unserer Einrichtung, Etwas, was man in jedem gebildeten Hause findet.“

„Ich weiß nicht, ob man das unsrige so nennen kann.“

„So weiß ich es aber. Genug; wir müssen ein Instrument haben, ein Piano — aber keinen alten Rumpelkasten — darum wäre es nicht der Mühe werth!“

„Das kann unmöglich Dein Ernst seyn, Lisa — Du spielst ja nicht.“

„Das thut Nichts; — andere Leute spielen aber, das trägt zum geselligen Vergnügen bei. Außerdem, wenn Du es also wissen willst, bin ich mit Herrn B—“ (im Vorbeigehen gesagt, einer von Lisa's Anbetern, dem Kammerer ein Abscheu) übereingekommen, daß er mir Stunden gibt; er ist sehr musikalisch, und der Unterricht kostet keinen Heller.“

„Ja, ich sehe schon, wo das hinaus will — daß der Windflügel beständig da sitzen und Dir Lektion geben kann! Ist er nicht ohnedies oft genug hier! Nein, Lisa, daraus wird Nichts: ich erkläre Dir ein für allemal, daß ich mich darauf nicht einlasse."

„Thue was Du willst — morgen soll dennoch ein Instrument hier seyn! Die Summe ist nicht groß, und ich bekomme schon so viel auf Kredit — und Unterricht nehme ich, bei wem es mir beliebt."

„Aber ich verbiete es Dir, Lisa!"

„Was wird Dir's helfen, wenn Du es auch verbietest? Was willst Du denn machen, wenn Herr B — herkömmt und wir uns zum Klavier setzen? Kannst Du ihn denn hinauswerfen, oder kannst und darfst Du nur einmal in seiner Gegenwart Deine dumme Eifersucht laut werden lassen?"

Tief bekümmert, gebeugt von Furcht und hauptsächlich von Eifersucht, seiner größten Qual, lehnte der Kammerer seine Stirne an den Kachelofen; er wollte überlegen, ob nicht ein Mittel zu finden sey, um Lisa Raison zu lehren, allein ehe er etwas ausfindig machte, — was auch gar nicht leicht war — ging ziemlich geräuschvoll die Thüre auf, und der goldgelockte Lieutenant, für den Augenblick einer von Lisa's vertrautesten Freunden, trat in Begleitung des eben erwähnten musikalischen Herrn B — in das Zimmer.

Lisa erhob sich höchst anmuthig: die Herren grüßten die hübsche Wirthin mit einer Nonchalance, welche ein strenger Kritiker vielleicht für etwas zu frei angesehen haben möchte, verbeugten sich im Vorbeigehen nachläßig gegen den Hausherrn — und zogen ohne weiteres ein paar Tabourets an den Sopha — nun begann ein Gespräch, voll blühenden Unsinns, welches übrigens unsere gute Lisa für höchst geistreich hielt.

Der Kammerer, welcher weder an dem Gespräch

Theil nehmen mochte, noch auch über sich gewinnen konnte, das Zimmer zu verlassen, stand während der Zeit mehr Pein aus, als ein Esel mit einem Stück brennenden Zunder im Ohr. Wenn größere Gesellschaft da war, so hatte er doch wenigstens irgend einen Menschen, mit welchem er ein vernünftiges Wort reden konnte, aber diese Herren, welche über die Musik von allen möglichen Opern plapperten, sie lobten oder tadelten, je nachdem die Zeitungsartikel darüber geurtheilt hatten, und in demselben Athem von Bällen, Schlittenpartien, Maskeraden, Schauspiel und Konzerten schwatzten — dieß anzuhören, dazu gehörte mehr als menschliche Geduld — denn immer und immer lief ihr Gesalbader auf die zuckersüßesten, wenn auch nicht immer gewähltesten Schmeicheleien für Lisa hinaus.

„A propos von Musik, meine Herren,“ sagte die junge Frau, „Sie haben oft bedauert, bei unserer sonst so comfortabeln Einrichtung einen für das gesellige Leben so unentbehrlichen Gegenstand zu vermissen: — was glauben Sie wohl — heute habe ich nur ein paar Worte deßhalb fallen lassen, wie schön es wäre, wenn wir ein Piano hätten — im Augenblick verspricht er mir, mich morgen mit einem zu überraschen. Ach Laßman, Du bist zu gut, Du beschämst mich ordentlich!“ damit stand Lisa auf, ging auf ihren Mann los, der gar nicht wußte, wie ihm geschah, klopfte ihm auf die Schulter und küßte ihn auf die Stirne — das letztere in einer äußerst graziösen Stellung, welche ganz darauf berechnet war, die beiden Liebhaber vor Neid bersten zu machen.

„Wie doch die Ehemänner zu beneiden sind!“ meinte der Lieutenant und wendete sich weg, um den widerwärtigen Anblick zu vermeiden, wie die junge schöne Lisa ihren alten runzeligen Ehekrüppel liebkoste.

„Wir können also morgen schon unsere Lektionen

beginnen?“ fiel Herr B— ein, mit einem Blick, welcher eigentlich der Frau galt, den aber unglücklicherweise der Mann auffing.

„Allerdings,“ lächelte Lisa.

Nun konnte es der Kammerer aber nicht länger aushalten. Er ging auf seine Stube, faltete die Hände und verbarg sein Haupt in die Kissen seines alten Junggesellensophas — er fühlte sich unglücklich — sehr unglücklich — der arme Kammerer!

Am folgenden Tag nach Tisch rückte das Fortepiano an, welches Lisa schon vorher bestellt hatte, und am Abend nahm, trotz aller Bitten und Vorstellungen des Mannes, die erste Lektion ihren Anfang.

Man sieht wohl, Lisa machte bedeutende Schritte vorwärts zu dem Ziel, welches sie sich von Anbeginn vorgesetzt hatte. Zuerst beherrschte sie ihren Mann durch erkünstelte Zärtlichkeit, dann durch Bitten und Thränen und am Ende durch ungescheuten Trotz gegen seine Gewalt. Nach ihrer Heimkehr vom Lande, wo sie in dem Umgange mit dem fuchsschwänzerischen Pfaffen ihr Talent noch mehr entwickelt, und ihre List den Alten zur Niedersetzung seines Testaments bewogen hatte, nahm sie sich zwar im Anfang ein wenig in Acht, ließ aber nachher ihrer Laune um so mehr den Zügel schießen. Ein Mißgeschick, welches sie unmittelbar nach der Rückkehr traf, übte auch wohl keinen geringen Einfluß auf sie, indem ihre verletzte Eitelkeit sich durch alle möglichen andern Triumphe für den erlittenen Verlust rächen zu müssen glaubte — ein Mißgriff, welcher nur dazu diente, sie noch tiefer in den Leichtsinn zu stürzen.

Der Leser wird sich erinnern, daß Lisa bei der Rückkunft ihren Ritter, den Regierungs-Sekretär, vermißte; sie erfuhr, daß er auf das Land gereist sey. Sein Zweck war ihr freilich nicht unbekannt: es konnte kein anderer seyn, als sie aufzusuchen. Anfangs war es auch so;

aber leider begab es sich, daß Rosell bei einem seiner kleinen Ausflüge in einem sehr angenehmen Pfarrhause Bekanntschaft machte, wo eine junge hübsche Tochter, eine verborgene Blume des Thales, lebte, die, wie das Gerede nicht ohne Grund ging, eine schöne Mitgift bekam, welche nicht allein alle seine verschiedenen „Bären" loszubinden hinreichte, sondern ihn auch aller weitern Mühe überheben konnte, ferner auf „Pump" auszugehen. Mädchen und Mitgift behagten ihm ausnehmend. Erstere, eine nette, liebliche Blondine, hatte für ihn den entschiedensten Reiz der Neuheit — Lisa, sowie alle seine früheren Flammen, gehörten der braunen Schule an — und die Letztere, nämlich die Mitgift, erfreute sich der angenehmen Solidität, welche so wünschenswerth, beinahe ganz unentbehrlich ist, wenn man sich mit der Liebe etwas mehr als zum Spaß abgeben will.

Für Rosell war der Fund eines reichen, hübschen Mädchens, welcher er die Cour machen konnte, ein wahrer Vogel Phönix, und es wurde ihm gar nicht schwer, zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß er der gefallsüchtigen Lisa allbereits ein wenig überdrüssig sey. Außerdem wollte er sich erinnern, daß er sich schon längst gerechte Vorwürfe über seine Handlungsweise gegen den Kammerer, den Ehrenmann, gemacht habe, der ihm in mancher Noth so freundschaftlich unter die Arme gegriffen hatte. Und um dieser unangenehmen Affaire auf einmal ein Ende zu machen, war es, mit Einem Worte, seine Pflicht, eine Frau zu nehmen. Lisa mußte sich natürlich, so gut sie konnte, zu trösten suchen. Damit sie aber der Gram nicht tödten möchte, wenn die Kunde von seiner Verlobung — Rosell sah dieß bereits für eine ausgemachte Sache an — ihr ohne Vorbereitung zu Ohren kommen sollte, nahm er sich vor, bei der ritterlichen Artigkeit, deren er sich stets rühmte, sie noch ein Mal aufzusuchen und ihr selbst ernstlich aber bestimmt ihren unersetzlichen Verlust anzukündigen.

Mit diesem vortrefflichen, auf reinste Menschenliebe gebauten Vorsatz, beschloß der Regierungs-Sekretär in seinen Nachforschungen über den Aufenthaltsort seiner weiland Geliebten nicht nachzulassen und war auch endlich so glücklich, denselben ausfindig zu machen. Inzwischen wollte es das Schicksal, daß er sich, zur Betreibung der wichtigeren Angelegenheit, ein paar Tage in benanntem angenehmem Pfarrhause verweilte, und demzufolge erst am Tage nach des Kammerers Abreise an dem Orte ihres bisherigen Aufenthalts ankam. Auf seine Frage nach der Ursache der plötzlichen Abreise, erfuhr er von Mutter Lene, welche äußerst aufgebracht über Lisa war und mit beiden Händen die Veranlassung ergriff, ihrem Herzen Luft zu machen, eine lange zweideutige Historie, besagend, daß die junge Frau sich in den Pastor verliebt und regelmäßige Zusammenkünfte mit ihm im Walde gehabt habe. Dieß hatte sie so lange getrieben, bis endlich dem arglosen Herrn Kammerer die Augen aufgegangen waren und wie er eines hübschen Morgens die Vögel ausgehoben habe, worüber der arme Mann denn so toll geworden, daß er Knall und Fall mit der Frau abgereist war. — Ein so freches Stück, wie dieß, war Mutter Lene in ihrem Leben nicht vorgekommen; nicht ein Mal gedankt hatte sie ihr für die große Mühe und Unruhe, welche sie im Hause gemacht.

Dieß und noch vieles Andere, welches unsern Rosell in kein besonderes Erstaunen versetzte, theilte ihm die beleidigte Wirthin mit, und er beschloß, aus dem Vernommenen seinen Vortheil zu ziehen. Der Vorfall kam ihm sehr gelegen, denn er erleichterte ihm die Trennung ausnehmend; er konnte nun den beleidigten Liebhaber spielen, der mit gebrochenem Herzen über ihre Treulosigkeit die bisherigen Rosenbande zerriß. Alles war ja so augenscheinlich, wie es nur immer seyn konnte; um sich aber für die Möglichkeit eines allenfallsigen persönlichen Zu-

sammentreffens im Voraus sicher zu stellen, schrieb er sogleich nach seiner Rückkunft in die Hauptstadt folgendes Billet an Lisa:

„Madame!

Nachdem ich alle Zeit, welche mir die Pflichten meines Dienstes übrig ließen, darauf verwandt hatte, Ihren Aufenthaltsort — der mir noch vor Kurzem Alles war — zu entdecken, erreichte ich endlich meinen Zweck. Verzeihen Sie, wenn mir die Worte fehlen, um auszudrücken, welche Gefühle sich meiner bemächtigten, als ich mich beschimpft, verhöhnt, in meinen süßesten Hoffnungen betrogen fand! Es sey Ihnen genug, daß ich Alles weiß, das ganze galante Abentheuer mit dem Pfarrer. Nur das Eine Wort lassen Sie mich hinzufügen: das Weib, welches ich angebetet habe, steht nun so tief in meiner Achtung, daß ich mich selbst verachten müßte, wenn ich ihr nur einen einzigen Vorwurf machen wollte. Rosell."

Nichts glich Lisa's Freude, als sie das Billet las, welches von der schwärzesten Eifersucht diktirt schien. Wie schmeichelte ihr dieser Beweis seiner verzehrenden Leidenschaft! Sie war überzeugt, daß es blos eines Wortes bedurfte, um den Empörer in seine früheren Bande zurückzurufen, allein auch dieses einzige Wort wollte sie nicht aussprechen, er sollte erst kommen und darum betteln. Aber es dauerte ihr nachgerade doch zu lange, und als ein Tag um den andern verging, ohne daß ein Rosell sich sehen oder hören ließ, entschloß sie sich, seiner Verzweiflung ein Ende zu machen, welche doch auf die Länge von schlimmen Folgen seyn könnte; sie schrieb ein paar Zeilen:

„Komm nur, Du närrischer Mensch! Ich bin Dir nicht ungetreu gewesen — mein Wort muß Dir mehr gelten, als alle Lästerzungen der Welt. Du bist jetzt hinlänglich gestraft und sollst' wieder zu Graden aufgenommen werden von Lucie."

Auf die Rückseite dieses Billets, welches er noch an demselben Abend erhielt und wieder absandte, setzte er blos die Worte: „Ich komme nicht. Der Zauber ist gelöst — und weder Koketterie noch Bitten werden ihn erneuern! R."

Lisa wüthete vor Aerger — jetzt erst kam es ihr vor, als ob sie Rosell liebte; nachdem sie, ungeachtet ihres Stolzes, mehre Schritte zur Versöhnung gethan, faßte sie den erleuchteten Entschluß, zu zeigen, daß sie, wenn sie nur wollte, eine ganze Suite von Liebhabern haben könne. Alle ihre Angriffe auf Rosell blieben indessen erfolglos, denn er hatte jetzte andere Plane im Kopf. Dadurch, daß er jetzt Lisa vermied, gewann er des Kammerers frühere Achtung und sein Wohlwollen wieder, und als er sich sogar bald darauf mit dem hübschen Pfarrtöchterchen verlobte und nach einem halben Jahr Hochzeit machte, auch ihn bis auf Heller und Pfennig bezahlte — hatte er wieder das vollste Vertrauen desselben.

Ein Mal auch kam Rosell im Vorbeigehen zu dem alten Kammerer, um mit ihm, wie früher, ein Stündchen auf seinem einsamen Kämmerlein zu verplaudern. Der junge glückliche Ehemann hörte mit bewundernswürdiger Geduld die Klagen des Alten an und machte sich nunmehr kein Gewissen daraus, ihm einen oder den andern Wink über die Handhabung der Hausherrlichkeit zu geben. Allein dieß half leider jetzt nichts mehr; der Alte stand zu sehr unter Lisa's eisernem Szepter und war nicht im Stande, sich je mehr zu seinem alten Ton emporzuschwingen.

Nachdem Lisa alle Hoffnung verloren, Rosell wieder an ihren Triumphwagen zu ketten, machte sie den Versuch, sich mit ihm und seiner jungen Frau auf einen freundschaftlichen Fuß zu stellen; allein auch dazu schien dieser keine Lust zu haben, indem er es nicht für gerathen hielt, seine Frau in so gefährlicher Umgebung zu wissen.

Lisa's Versuche, ihren Gesellschaftskreis mit einigen gebildeten Frauenzimmern zu vermehren, liefen ebenfalls unglücklich ab. Sie hatte alle Mühe, ihre früheren Bekanntschaften zu erhalten, besonders als sie mit einer Dame von ziemlich zweideutigem Ruf in ein vertrauliches Verhältniß trat. Der Alte suchte zwar dagegen einige Einwendungen zu machen; aber, wie gewöhnlich, fanden sie kein Gehör. „Ueber die armen Frauenzimmer geht es beständig los;“ erwiederte sie, und meinte, sie werde sich nichts um die Lästermäuler kümmern, und ihren Umgang wählen, wie es ihr gefiele!

Neunzehntes Kapitel.

Damit der Schluß nicht vorher bekannt wird, hat dieses Kapitel keine Ueberschrift.

Gegen das Frühjahr befiel unsern Kammerer eine bedenkliche Engbrüstigkeit. Bei dem besten Willen vermochte er Lisa nicht mehr überall hin zu folgen; er konnte nur seinen alten Platz am Fenster hüten, um, zur Vermehrung seiner Leiden, in dem Reflexionsspiegel Jagd auf die gewöhnlichen Morgenvisiten zu machen.

„Nun kommen meine Plagegeister wieder,“ murmelte er ganz leise, und Lisa, welcher das Gesicht ihres Alten der beste Reflexionsspiegel war, trat jedes Mal, so oft sie seine wachsende Unruhe wahrnahm, vor den großen Wandspiegel, um ihre Locken in Ordnung zu bringen, das Häubchen zurecht zu setzen und den Shawl auf die verführerischste Weise zu drapiren — Alles ohne die mindeste Rücksicht auf den Alten, unter seinen Augen.

„Uff, wie liegt es mir schwer auf der Brust!" stöhnte der Kammerer und ließ die Augen langsam von seinem Spiegel auf seine Frau gleiten.

„Mein armer Alter, warum hältst Du Dich nicht in Ruhe?" sagte Lisa mit einer gewissen Herzlichkeit.

„In Ruhe — ja Du wünschst mich zur Ruhe, vielleicht gar in's Grab!"

„Wie magst Du nur so reden, lieber Laßman, das ist recht garstig von Dir!" damit preßte Lisa ein Thränchen heraus. „In's Grab sollte ich Dich wünschen?" wiederholte sie. — „Gott bewahre mich!" Heimlich dachte sie aber: „Wenn er nur ein Mal fort wäre! Mit einem so hübschen Vermögen — was werden sie sich da um meine Hand reißen. — Aber ich bin nicht so leicht zu gewinnen. Vielleicht so ein armer Baron, oder gar ein Graf — wer weiß — eine junge, hübsche, kinderlose Wittwe kann schon Ansprüche machen! — Und bei dem Allem, bei diesem gewichtigen Punkt in Lisa's Gedanken, konnte sie ein wohlgefälliges Lächeln nicht zurückhalten, welches scharf gegen ihren früheren vorwurfsvollen Ausruf abstach: „In's Grab — Gott bewahre!"

Der Kammerer seufzte tief; er holte mit ungewöhnlicher Beschwerde Athem.

„Es ist heute schlimmer mit Dir, lieber Mann," sagte Lisa, trat auf ihn zu und legte seinen Kopf an ihre Brust, „es ist in der That heute schlimmer mit Dir."

„Ja, es ist mir auch recht schlecht, und dabei plagen mich auch noch die Canaillen, welche kein größeres Vergnügen kennen, als hinter meinem Rücken zu lachen... Da sieh," dabei zuckte es ihm über das ganze Gesicht — „da kommt gleich der Erste, der gemeine Kerl, der B—, der mich noch zu Tod ärgert!"

„Weder er noch ein Anderer soll angenommen werden," erwiederte Lisa mit einer Art heldenmüthiger Aufopferung; „ich lebe nur meinen Pflichten, sobald

diese es fordern. So lang Du krank bist, lieber Alter" (Lisa glaubte so gerne, daß der Alte ernstlich krank sey), „werde ich Niemand annehmen. Man soll nicht von mir sagen, daß mir das Vergnügen über meine Pflicht geht!" Mit diesen Worten ging Lisa vor die Thüre, um dem Mädchen zu sagen, daß sie Niemanden annehme.

Erstaunt sah der Kammerer in die Höhe; es war schon lange her, daß es ihm nicht so wohl geworden, wie eben jetzt, als er Herrn B— wieder umkehren sah; es war ein wohlthuender Thautropfen auf sein wundes Herz und er drehte an dem Spiegel, um möglichst lang den Genuß zu haben, den gehaßtesten von den Anbetern seiner Frau langsamen Schritts in großer Verwunderung abziehen zu sehen.

„Jetzt wirst Du doch zufrieden seyn, lieber Alter?" sagte Lisa sanft und faßte seine Hand.

„Ja, das ist wahrhaftig sehr gut und lieb von Dir, mein Kind. Gott gebe, daß ich Dir dafür irgend eine Freude machen könnte!"

„Werde mir gesund," erwiederte das falsche Weib, „mehr wünsche ich nicht!"

Sie widmete nun dem Alten die sorglichste Pflege und dieser fühlte sich viel zu glücklich, um auf den Verdacht zu kommen, daß es lediglich die Aussicht auf seinen baldigen Tod war, welcher er dafür dankbar zu seyn hatte.

In der Hauptsache selbst blieb es indessen beim Alten; denn obgleich die Engbrüstigkeit immer fortdauerte, befand sich doch im Uebrigen unser Laßman ziemlich munter. Als Lisa merkte, daß sich ihre Hoffnung nicht realisiren wollte, fiel sie nach und nach wieder in die alte Gewohnheit zurück. Die lieblichen Tage der Seligkeit, welche die Lebensgeister des Schmerzensmannes geweckt hatten, verschwanden eben so plötzlich, wie sie gekommen waren. Abermals sah sich der

betrogene Mann seinem traurigen Geschick Preis gegeben, welchem er kaum erst entgangen zu seyn wähnte, und sein Zustand wurde ihm um so qualvoller, als er bald die bittere Erfahrung machte, daß nur sein Krankseyn und die damit verknüpfte Hoffnung seines baldigen Ablebens die Quelle von Lisa's Zärtlichkeit war.

Um vollständige Gewißheit zu erhalten, stellte sich der Kammerer einige Mal sehr angegriffen, und hatte leider immer mehr zu dem Glauben, den er so gerne aufgegeben hätte, daß seine schwarzen Vorstellungen Täuschung gewesen seyen. Nein, es war leider keine Einbildung: Lisa war dann die zärtlichste, sorgsamste Gattin von der Welt — kaum besserte es sich aber mit ihm, so daß er wieder von der Zukunft sprach und glaubte, der Herr werde ihm vielleicht noch ein paar Jahre schenken, um ihn für die letztverflossenen zu entschädigen, da legte sich die Stirne der jungen Frau in sichtbare Falten und sie verschwand auf einmal von dem Platze an seinem lieben alten Sopha, als sey sie weggeblasen.

„Großer Gott, ich lebe ihr zu lange!" seufzte der Alte und griff nach der einzigen augenblicklichen Linderung in seinem unaussprechlichen Elend, nach der großen Schnupftabacksflasche, welche nebst einem paar Kameraden am Fenster stand.

Früher schnupfte der Kammerer nur wenig, nur bei feierlicher Gelegenheit nahm er gleichsam zum Zierrath eine Prise aus der goldnen Dose; jetzt dagegen, wo sich so Vieles verändert hatte, war dieß auch mit seinem Geschmack der Fall und das Bedürfniß, wenigstens irgend eine Gesellschaft zu haben, führte ihn immer häufiger zu seiner Dose und am Ende zum unaufhörlichen Gebrauch derselben. Seine Geldgeschäfte hatte er längst aufgegeben, und seine einzige Unterhaltung, wenn er nicht über Lisa Wache hielt, oder vor dem

Spiegel Schildwache stand, war, seinen Schnupftaback auf Flaschen zu füllen, ihn zu schütteln, anzufeuchten, an die Sonne zu stellen, kurz, ihm alle mögliche Sorgfalt zu widmen. Und wenn man ja einmal ein mattes Lächeln auf seinen Lippen spielen sah, so war es höchstens, wenn er an dem Fenster stand und die nicht unansehnliche Reihe wohlgeordneter Schnupftabacksbouteillen betrachtete.

Der arme Kammerer!

So verging einige Zeit. Kein Mensch bekümmerte sich um den Greis und er war eines Nachmittags nicht wenig erstaunt, als er von seinem gewöhnlichen Mittagsschläfchen erwachte und Lisa's Gesicht, mit dem alten wohlbekannten lieblichen Lächeln über sich gebeugt sah.

„Ach, was hast Du mich erschreckt!“ sagte sie. „Du hast so ruhig da gelegen — daß ich glaubte, Du athmetest nicht mehr.“

„Ja, ja, es wird nicht lange mehr bis dahin dauern!“

„Geht es denn Dir schlimmer als gewöhnlich?“ fragte sie.

„Es geht mir immer schlimm,“ erwiederte der Kammerer lakonisch. Die glückliche Zeit war vorbei, wo er noch an ihre Theilnahme zu glauben wagte.

Lisa stellte sich, als verstehe sie ihn nicht. Gleichsam unwissentlich ergriff sie die alte Guitarre, welche, seit sie sich eine neue elegante angeschafft, aus dem Boudoir in die Stube ihres Mannes verwiesen worden war, ließ ihre Finger über die Saiten hingleiten und spielte die Melodie zu Ulla Winblad's Heimreise von Hessingen. Endlich begann sie auch zu singen. Diesen Tönen konnte der Alte nicht widerstehen; er fühlte sich gleichsam in schmerzliche Wehmuth aufgelöst, als er an den Unterschied zwischen jetzt und damals dachte, wo Lisa, bei einer Fahrt nach Hessingen, im Sommer vor ihrer Verehelichung, dasselbe Lied gesungen.

Sie hatte kein glückliches Lied gewählt; sie vergaß sicherlich, wie viele bittere Erinnerungen sich daran knüpfen mußten.

Sie legte das Instrument weg und beide Gatten blieben ein paar Minuten stumm. Lisa schien einen Dank dafür zu erwarten, wie sie ihn bei der geringsten Artigkeit zu fordern gewohnt war; aber dießmal täuschte sie sich — indessen verschlimmerte sich ihre Laune keineswegs.

„Wenn Deine Gesundheit fortwährend so schwankend bleibt," sagte sie und kam mit ihrem Stuhl näher an den Sopha, „so sollten wir doch ein kräftigeres Mittel dagegen versuchen, sonst kommst Du ganz von Kräften ... Aber es ist auch wahr, Du hast Deinen Kaffee noch nicht!"

„Was ist das, was soll das bedeuten? Ein kräftiges Mittel, eine Tasse Kaffee!" Bei seinem stets zunehmenden Argwohn sah der Alte mit jedem Tage schwärzer. „Ich nehme nichts ein!" rief er eifrig.

„Du wirst Dir doch nicht einbilden, daß ich Dich vergiften wolle?" Lisa brach in ein unauslöschliches Gelächter aus.

„Das mag der Teufel wissen; so dumm wirst Du freilich wohl hoffentlich nicht seyn. Was hast Du denn aber mit dem kräftigen Mittel gemeint? Ich dachte, meine Gesundheit liege Dir nicht so gewaltig am Herzen."

„Du glaubst dieß, weil Du mich immer verkennst: wie Du mir immer und von jeher Unrecht thust. Allein ich bin es schon gewohnt und beklage mich nicht mehr darüber. Gerade Deiner Gesundheit halber wollte ich, daß wir in ein Bad reisten. Ich will nicht läugnen, daß ich es eines Theils auch meinetwillen wünschte: meine Nerven haben durch den Kummer und die Unruhe in der letzten Zeit fürchterlich gelitten und ich bin gewiß, daß eine solche Reise unser Beider Gesundheit wieder herstellen würde."

„Lisa," entgegnete der Kammerer und legte seine Hand mit einem wahrhaft rührenden Ausdruck auf die ihrige: „ich bitte Dich, mach' mich nicht wahnsinnig! — Laß mich in Frieden!"

„Aber, liebster Laßman, bestes Alterchen, Du bist doch gar zu wunderlich — es geschieht ja für unsere Gesundheit, zu unserm gemeinsamen Besten!"

„Zu Deinem Vergnügen, bei meiner armen Seele, zu nichts Anderem! Oder willst Du in meiner alten Chaise fahren, mit Einem Zimmer vorlieb nehmen und nur für mich und meine Pflege leben?"

„Was die ersten Punkte betrifft, so weißt Du selbst, daß wir uns dadurch nur lächerlich machten. Was das andere betrifft, so verspreche ich, daß Dir nichts zu wünschen übrig bleiben soll! Du sollst sehen, daß ich beständig bei Dir zu Hause bleibe, niemals ohne Dich in Gesellschaft gehe und Dir folge wie Dein Schatten. Kurz, lieber Laßman, wenn Du Deine Zustimmung zur Reise gibst, so will ich mir Alles gefallen lassen, wie im letzten Winter, wo Du mich wie unter einer Glasglocke gehalten hast."

Nach allerhand wunderlichen und sinnreichen Plänen, das größtmögliche Aufsehen zu machen, dem höchsten Glück, nach welchem sie strebte, war Lisa um die erwähnte Zeit auf die romantische Idee gekommen, in irgend einem Bade durch die exemplarische Seelenstärke, womit sie, eine junge, schöne, gewiß sehr gefeierte und gesuchte Dame, sich für ihren alten kränklichen Mann opfern wollte, Furore zu machen. An seiner Seite konnte sie sich übrigens nicht selten, gleich einer flüchtigen Erscheinung zeigen, welche man nur aus der Ferne sehen und anbeten darf, ohne sich ihr nähern zu können. Welches Aufsehen mußte dieß erregen, besonders wenn sie mit gehöriger Pracht auftrat, mit einer Toilette, welche alle Damen im Bade zur

Verzweiflung bringen mußte! Dazu war auch eine eigene Equipage zum Spazierenfahren nöthig! —

Soweit Lisa's Plane nicht weiter gingen, konnte man sie als den Ausfluß einer übertriebenen kindischen Eitelkeit ansehen, allein sie blieb dabei nicht stehen. Sie hatte zugleich auch bedacht und überlegt, welch' weiteren wesentlichen Nutzen diese Reise mit sich bringen konnte und betrachtete sich stracks — ihre Ideen waren lauter Eingebungen des Augenblicks — als eine Entdeckungsreise für ihre künftige Wahl. Der Alte konnte unmöglich mehr lange leben, und da war es ganz klug, sich einstweilen ein wenig umzusehen. Außerdem konnte sich während der Saison vielleicht irgend ein ernsthaftes zärtliches Attachement bilden, hauptsächlich wenn sie das lockende Gerücht von ihrem Reichthum und ihrer unabhängigen Stellung gehörig in Umlauf zu bringen wußte.

Bei diesen lieblichen Aussichten war es ziemlich natürlich, daß die bewegliche Bitte des Alten, ihm seine Ruhe zu lassen, nicht berücksichtigt werden konnte; im Gegentheil setzte Lisa auf allerlei Weise an, und suchte ihm auf alle mögliche Art einleuchtend zu machen, welch' großer Vortheil es für ihn selbst seyn werde, wenn er nachgäbe.

„Nun, und wie sollen wir denn reisen?" fragte der Kammerer endlich, als er es gänzlich müde war, seine Einwendungen sammt und sonders über den Haufen geworfen zu sehen.

„Natürlich müssen wir einen Wagen nehmen, das läßt sich nicht vermeiden!"

„Das würde ja aber schrecklich theuer kommen, wenn ich einen Wagen miethen wollte."

„Wer spricht denn vom Miethen? Kaufen müssen wir einen, einen hübschen, modernen, passenden Wagen mußt Du kaufen. Ich will nicht zum Skandal

der Menschheit in einem Rumpelkasten daher kutschirt kommen!"

„Kaufen? einen Wagen kaufen?" Der Kammerer sperrte die Augen thorangelweit auf: „Sechs bis siebenhundert Thaler ausgeben — hinauswerfen? Nein, Lisa, nun geht es denn aber doch zu weit; mit Dir ist ja gar kein Auskommen mehr! Du könntest eben so gut darauf verfallen, durch die Luft zu kutschiren, als in einem eignen Wagen! Einen eignen Wagen — Gott stehe mir altem Mann bei!"

„Hör', lieber Alter," sagte Lisa und zog den Greis wieder neben sich auf den Sopha, von dem sie schon aufgestanden war, „ich habe Dir einen Vorschlag zu machen, nicht sowohl wegen des Wagens, denn Du weißt wohl, wenn ich mir einmal Etwas in den Kopf gesetzt habe, so bringt mich nichts davon ab; aber..."

„Nein, dieses Mal wirst Du Dich doch versehen," unterbrach sie der Kammerer, durch seinen gerechten Zorn zum verzweifeltsten Widerstand ermuthigt. „Wenn Du mir nicht während des Schlafs den Schlüssel vom Halse stiehlst, bekommst Du keinen Pfennig zu einer so gränzenlosen Thorheit."

Lisa lächelte mit dem überlegenen Ausdruck, welcher zu erkennen gab, daß sie diese Einwendungen für weniger als nichts anschlug. „Wir werden schon sehen," erwiederte sie kurz, „laß mich aber vorerst ausreden! Ich weiß, daß Du weder den Lieutenant noch Herrn B— leiden magst; ich gelobe Dir, daß ich von diesem Augenblick mit Wissen und Willen keinen von Beiden je wieder sehen will. Sie sollen niemals mehr angenommen werden, — dagegen mußt Du mir aber versprechen, daß wir die Reise im eignen Wagen machen. Auch verlange ich nicht mehr als zwei Zimmer — Du siehst, wie billig ich mich finden lasse, und darfst wohl bedenken, daß Dir diese Ausgabe den Vortheil gewährt,

Dich auf alle Zeit von Deinen sogenannten Plagegeistern befreit zu wissen."

„Aber dieser Vortheil ruinirt mich! — Das ist so gewiß als Ja und Amen!"

„Du wirst nicht ruinirt. Auch soll dieß der allerletzte Beweis seyn, welchen ich von Deiner Güte für mein Vergnügen begehre. Gehst Du darauf ein, wie ich von Deiner Klugheit für unser beiderseitiges Beste hoffe, so will ich ein wahrer Engel an Güte und Zärtlichkeit werden und nie von Deiner Seite weichen; bist Du hingegen eigensinnig, so hast Du es Dir selbst zuzuschreiben, wenn Du keinen Engel kriegst und Deine Plagegeister behältst."

Nach dieser Erklärung verließ sie ihren Mann, mit der Versicherung, daß er nach dem Kaffee gewiß selbst die Vortrefflichkeit ihres Vorschlags einsehen werde.

Die Ueberlegung des Kammerers dauerte nicht so lang, als man in einem für seine Kasse sowohl als für seine gewohnte Lebensweise so außerordentlichen Fall hätte denken sollen, denn er kalkulirte folgendermaßen: „Gebe ich ihrer Thorheit nach, dann kann ich wenigstens möglicherweise hoffen, daß sie mich meine übrigen Tage in Ruhe verleben läßt. Mitnehmen kann ich doch nichts, und das Glück, die Taugenichtse nicht mehr um sie sehen zu müssen, ist freilich ein Opfer — wenn auch ein unerhörtes — werth. Gebe ich aber nicht nach, so peinigen mich alle Drei in Kurzem zu Tode. Ich muß — dabei seufzte der Alte tief — ich muß dabei an mich selbst denken!"

Damit schloß der Kammerer seine Betrachtung; aber es ging ihm ein schrecklicher Stich durch das Herz, als die Zusage über seine Lippen ging. „Wenn Du mich betrügen könntest?" seufzte er.

„Ich betrüge Dich nicht, mein armer Alter! Ein so herzloses Geschöpf bin ich nicht!" Damit schloß sie

den alten Mann in ihre Arme, mit einem Feuer, welches ihm noch nie zu Theil geworden war. Sie sang, tanzte und benahm sich ganz wie ein verzogenes eigensinniges Kind, welchem man seinen Willen gethan hat.

Nach unglaublichen Plackereien, welches dem Kammerer beinahe den Verstand kostete und mehr Geld, als er in zehn Jahren für sich selbst ausgegeben hatte, saß der geplagte Mann mit seiner jungen muntern Frau in dem neuen hübschen Wagen und rollte unverweilt dem Ort zu, den er alle Ursache hatte, wenigstens ihrem Versprechen nach, als das irdische Paradies, als das Eiland der Glückseligkeit anzusehen, wo all' sein früherer Kummer ein Ende nehmen und ein neues schönes unendlich herrliches Leben beginnen sollte.

Für Lisa war der Badeort gleichfalls ein Eldarado. Sollte er denn nicht Zeuge ihrer unzähligen Triumphe seyn? — sollte sie nicht hier, einzig durch ihr Auftreten alle die herumflatternden Schmetterlinge fesseln und zu ihren Füßen bannen? —

In den ersten Tagen hielt sich Frau Laßman getreulich daheim. Das Gerücht von ihrem Reichthum, ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit, hatte sie indessen doch, so weit es thunlich war, in Umlauf zu bringen gesucht. Uebrigens litt sie gewaltig in ihrer Einsamkeit und gähnte erbarmlich vor Langeweile, legte sich aber demungeachtet die Selbstverläugnung auf, vor dem Alten zu spielen und zu singen, in der Hoffnung, daß ihre Stimme, welche sie nunmehr, der Versicherung des Herrn B. — zufolge, als völlig ausgebildet ansehen durfte, auch andere Zuhörer herbeilocken möchte. Ihr Plan mißglückte auch nicht, sie zog die Blicke manches jungen Mannes auf sich; und wenn sie sich öffentlich zeigte, so haftete die Aufmerksamkeit Aller auf der übertriebenen Pracht ihres Anzuges, welche auf höchst ergötzliche Weise gegen den einfachen Rock des Kammerers abstach. Ihrer

geschmeichelten Eitelkeit entging auch keineswegs, daß ihr Aeußeres gar keinen unangenehmen Eindruck machte.

„Ich opfere mich aber doch wahrlich ganz und gar für Dich!“ sagte sie zu ihrem Mann, als sie sich damit unterhielt, durch die Jalousien die jungen Herren zu betrachten, welche vor ihrem Fenster Parade machten; aber unter diesen Dandys befand sich leider noch kein Graf oder Baron, nicht einmal ein simpler Edelmann oder Offizier mit interessantem Schnurrbart. Und so etwas mußte es doch nothwendig seyn, ehe sie ihr strenges Incognito aufgab.

„Ich opfere mich doch wahrlich ganz und gar für Dich, liebes Männchen: ich besuche keinen Ball und keine Gesellschaft — ich lebe blos meiner Pflicht!“

„Ja, das ist ein gutes Leben, ein sehr schönes Leben!“ sagte der Kammerer, welcher wieder ganz lebendig zu werden begann. „Eine so gute Woche hatte ich seit unserer Verheirathung nicht. Aber Du sitzest so selten neben mir, Du hältst Dich immer am Fenster; bald gehen die Jalousien auf, bald nieder — Du kennst ja doch keinen Menschen.“

„Es kann deßwegen doch ganz lustig seyn, nach ihnen zu sehen — Du wirst doch nicht so unbillig seyn, mir dieß verwehren zu wollen? Es macht mir so viel Spaß, all' die verschiedenen Frauenzimmerhüte zu sehen: es ist kein so hübscher drunter, wie nur mein Reisehut.“

Der Kammerer schwieg geduldig; sie hatte ja so viel gethan.

Aber auf einmal waren alle Bewunderer Lisa's gleichsam wie weggeblasen, ohne daß sie sich den Grund dieses Mißgeschicks denken konnte — wissen mußte sie es aber; denn die Sache war zu wichtig, um sich darüber hinwegzusetzen.

„Wir wollen heute ein wenig spazieren gehen, lieber Mann,“ sagte sie zu ihm; „zieh' Dich aber ein Bischen

reputirlich an!“ Sie selbst bot alle Toilettenkünste auf, um ihre persönlichen Reize zu erhöhen und begab sich am Arm des Alten auf die Promenade.

Plötzlich fühlte sie sich von einem neuen, nichts weniger als angenehmen Gefühl ergriffen, denn es war das peinlichste für ein gefallsüchtiges Weib: Neid. Am Ende der Allee erschien unter einer großen Gesellschaft eine junge hübsche Dame, umgeben nicht allein von Lisa's entflohenen Anbetern, welche hier nur eine kaum bemerkte Schleppe zu seyn schienen, sondern auch von einem Paar Offiziere, und, was das Schlimmste von Allem war, die Beneidete ging am Arm von Lisa's früherm Liebhaber, dem Distriktsrichter Wetterquist. Zwei nobel gekleidete ältere Damen, von denen namentiich die eine besonders vornehm aussah, und ein Herr mit einem Ordensband im Knopfloch gingen zur Seite und zehn Schritte hinterher folgte ein Diener in glänzender Livré mit den Mänteln.... Lisa hatte Zeit genug, die Gesellschaft zu betrachten, welche ihr entgegenkam. „Wie fang' ich es an, in ihre Gesellschaft Zutritt zu erhalten?“

„Und wie in des Herrn Namen ist der hochmüthige Laffe Wetterquist dazu gekommen. Aus alter Bekanntschaft könnte er mir wohl dazu behülflich seyn. Ich darf ihn nicht so kalt grüßen, wie sonst.“ In diese wichtigen Speculationen vertieft, hörte sie nicht einmal, was ihr Alter sagte; er klagte über Müdigkeit und wollte nach Hause. Aber Lisa schleppte ihn unbarmherzig weiter. „Sie können es nicht umgehen, mich zu grüßen — viele der Herren kennen mich; und Wetterquist....“ Aber, o Schmerz, o Pein, was für ein Gruß! Der Notarius — er, der seine Röcke in der Trödelbude ihrer Mutter verkaufte und einst zu ihren Füßen lag — er hatte nur Augen für seine hübsche Nachbarin, die liebenswürdige Mathilde Lindfelt und beachtete kaum das ungleiche Ehepaar: erst nachdem sie beinahe vorüber war, bemerkte

er unter flüchtigem Erröthen seine alte Bekanntschaft, lüftete vor Lisa fremd und steif den Hut und begrüßte dann den Kammerer mit einer Handbewegung wie einen Bekannten.

Gott, welch' ein Aerger! Lisa konnte sich kaum auf den Füßen halten, sie mußte sich setzen; sie wußte nicht einmal, ob einer von den Andern sie nur gegrüßt hatte.

„Laß uns nach Hause gehn!“ sagte der Kammerer. „Du siehst ja, daß er Dich in so hoch vornehmer Gesellschaft nicht kennt.“

Lisa schnauzte den Alten dergestalt an, daß er nicht mehr zu mucksen wagte. Was hatte sie nun für alle ihre Mühe! Nach der adeligen Jungfer Naseweiß guckten sie Alle, und sogar diejenigen, welche vorher nur nach Lisa gesehen hatten; und Wetterquist, der miserable Mensch, wollte auch noch thun, als erinnere er sich gar nicht mehr, daß sie einst seine Geliebte gewesen — nein, das war zu viel! Daß er ihr auch nicht Zutritt in die Gesellschaft verschaffen würde, in welche er, Gott weiß wie, gekommen war, sah sie ebenfalls wohl ein. Aber das war leider gewiß, daß, wenn sie nicht in den vornehmen Kreis kommen konnte — und wie dieß anfangen? — kein Mensch ihr Aufmerksamkeit schenken würde; und lieber als dieß, lieber als, daß sie sich mit hochmüthiger Gleichgültigkeit behandeln ließ, lieber wollte sie stracks nach Hause. Sie erkannte bereits, daß sie nicht klug gehandelt, diesen Badeort zu wählen, wo sich so viel Adel eingenistet hatte, daß sie völlig davor verschwand.

Als Lisa in ihrer Wohnung ankam, zog sie Nachricht über die Gesellschaft ein, welcher sie begegnete; allein wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie hörte, daß es der reiche Graf von Dagstaholm mit seiner Gemahlin und Fräulein von Lindfelt, ihrer Nichte, und deren Bräutigam, ein Distriktsrichter Wetterquist sey! „Bräutigam.... Wetterquist... Der Graf von Dagstaholm...

Muhme Mallas frühere Herrschaft... verlobt mit einem Fräulein..!" Lisa wirbelte der Kopf. „Ja, ja. — der übermüthige Wetterquist trug schon als armer Notarius die Nase so hoch, daß er jetzt, wo er mit Gräfinnen und Fräulein zusammenkommt, sich freilich nicht viel um mich kümmern wird!"

Lisa warf sich in die Sophaecke; um ihren Schmerz zu erleichtern, ergötzte sie sich damit, ihre Spitzenhaube in Stücke zu reißen, die Blumen im Zimmer umherzustreuen, und an ihrem Perlenhalsbande zu zerren, bis es entzwei ging, und die Perlen auf dem Boden umherrollten: dann weinte sie vor Zorn, daß nach so vieler Mühe und Arbeit ihre reiche Aussaat auf felsigem Boden verdorren sollte. Ob sie nur ausging oder nicht — beides konnte ihr blutwenig helfen: wenn auch einige Leute zu ihrer Höhe heraufblickten, so waren diese doch von so geringer Bedeutung, daß es nicht der Mühe lohnte, sich um ihre Aufmerksamkeit zu bewerben.

Um ihr unter solchen Umständen nicht im Wege zu seyn, hatte sich der Kammerer in seiner Herzensangst in das andre Zimmer zurückgezogen, als es an der Thüre klopfte.

Lisa fuhr zusammen; ihre Wangen überflog ein brennendes Roth. „Wenn Er es wäre, wenn Er käme und mir den Vorschlag machte, mich bei Gosfens vorzustellen — Gott, wie klopft mir das Herz!"

Es war in der That Wetterquist. Aber was für ein Gesicht, was für eine Kälte — wie vornehm! Lisa war völlig aus dem Koncept.

„Ich bitte um Vergebung, Madame, ist der Herr Kammerer zu Hause?"

Außer Stand zu antworten, zeigte Lisa auf das innere Zimmer. Wetterquist ging hinein. Sie hörte, daß er höchst artig mit dem Alten redete, ihm eine alte Schuld abtrug und Glück zu seiner Badkur wünschte;

Lisa hörte ihrer mit keinem Worte erwähnen, kein Wort, welches auf irgend eine Fortsetzung ihrer Bekanntschaft hingedeutet hätte, und sie war gescheidt genug, einzusehen, daß dieser Besuch nur dazu dienen sollte, zu zeigen, daß von nun an keine Gemeinschaft mehr zwischen ihnen stattfinden würde. Der Besuch war kurz.

„Der Herr Distriktsrichter sind verlobt, wie ich vernehme — ich habe die Ehre, zu gratuliren!“ sagte Lisa mit einem spitzigen Lächeln, als der Wetterquist zurückkam.

Ein kaltes: „Ich danke,“ nebst einem steifen Bückling war Alles, was er erwiederte.

Lisa erstickte fast vor Zorn, ihre letzte Hoffnung, Eintritt in den gräflichen Kreis zu erhalten, war zu Wasser geworden. Gleich einer Rakete flog sie auf den Alten los, welcher seinen Gast bis zur Treppe begleitet hatte; über wen, als über den armen Kreuzträger könnte sie wohl die ganze Bitterkeit ihrer fehlgeschlagenen Berechnung ausgießen?“

Der Kammerer wünschte sich aus Herzensgrund tausend Meilen weit von dem Eilande der Glückseligkeit weg.

„Morgen reisen wir!“ sagte Lisa ein paar Tage darauf, nachdem sie zu Gunsten eines Balles zweier Soiréen ihr Inkognito aufgegeben, sich aber dabei vollkommen überzeugt hatte, daß es ihr nicht möglich werden würde, Zutritt in dem geschlossenen Kreis der tante votée zu erhalten, oder auch nur in den öffentlichen Unterhaltungen in irgend eine Berührung mit ihr zu kommen. „Morgen reisen wir! In diesem unerträglichen Nest halte ich es nicht länger aus!“ Ihr Ton verkündete, daß von Widerspruch keine Rede seyn dürfe.

„Ja, mein Kind, wie es Dir beliebt,“ erwiederte der Kammerer; heimlich dachte er aber: „Ich wußte wohl, daß die guten Tage nicht lange dauern würden.“

Die guten Tage waren auch, im eigentlichen Sinn des Worts, vorüber — —

Die Folgen der Badereisen nagten Tag für Tag an des Kammerers Herzen. Nicht allein, daß er thörichter Weise sein Geld zum Fenster hinaus geworfen, welche Ausgabe noch dadurch bedeutend erhöht ward, daß nach der Rückkunft in die Stadt eine Menge Rechnungen von den Modehändlern einliefen, welche bei den großen Zurüstungen für die wichtige Reise hilfreiche Hand hatten leisten müssen — nein, dies war es nicht allein, was ihn grämte: sein Kummer lag tiefer, denn Lisa wurde jetzt fast von Stunde zu Stunde schlimmer und boshafter. Sie machte sich ordentlich ein Geschäft daraus, den Alten auf alle Weise zu peinigen; und wehe ihm, wenn er eine Klage laut werden ließ!

Mit jedem Tag zog sie die Zugel der Hausgewalt straffer an, und am Ende saß der Alte nur noch wie ein Schatten in dem bouteillengrünen Oberrock an dem Fensterspiegel auf der Wache, und wartete auf die Ankunft seiner alten Plagegeister, des Lieutenants und des musikalischen Herrn B—, welche trotz Lisas Versprechen, in Ermangelung von etwas Besserem, wieder zu Gnaden aufgenommen worden waren.

Wenn der Kammerer ein Mal zu seufzen wagte — laut zu klagen hatte er schon lange nicht mehr die Courage — fuhr Lisa beleidigt auf: „Na, was hast Du denn wieder für ein Geächz! Kannst Du vielleicht sagen, daß Du nicht vollkommen glücklich seyst?"

Der arme Laßman hatte diesen Ton — und hauptsächlich diese Frage, welche, mit Nein beantwortet, in einem ganzen Wolkenbrüche von Beweisen des Gegentheils überschüttet hätte — dergestalt fürchten gelernt, daß er kaum hörbar antwortete: „Ja, gewiß bin ich glücklich, mein Schatz, sehr glücklich!" aber heimlich wünschte der müde Greis im Grab zu liegen. Wie

gerne würde er die Hälfte seines Vermögens hingegeben haben, wenn er damit jene glückliche Zeit hätte zurückkaufen können, als er noch hinter seinem Schirm saß, Strümpfe stopfte, und über Nichts zu klagen hatte, als über die Achtlosigkeit seiner Aufwärterin!

„Das war die goldene Zeit," dachte der gebeugte Mann; „selbst die heilige Sabine hätte mich nicht mehr unter den Pantoffel bringen können, als Lisa mit ihren Teufelskünsten . . . Meine schönen Winter sind vorbei. Mich friert nicht mehr. Lisa, Lisa, Du verstehst es, dem Alten warm zu machen!"

— — — Wir wollen die Feder niederlegen und die Skizze von Laßmans Schicksal als Junggesell und Ehemann schließen. Wer an dem Hause Nummer achtundneunzig in der Königsstraße vorbeigehen will, kann am dritten Fenster, von der Thüre aus, einen alten Mann sitzen sehen, in einem bouteillengrünen Rock, hinter einem Reflexionsspiegel, denn soviel wir wissen, sitzt dort der Kammerer den ganzen Tag, und wartet mit gespannter Furcht auf die Ankunft seiner beiden Plagegeister.

Nachschrift.

Als Anhang zu der Biographie des Kammerers theilen wir folgenden, kürzlich uns zugekommenen Auszug aus einem Brief des Regierungs-Sekretärs Rosell an den Distriktsrichter Wetterquist mit:

„Unser alter Laßman ist auch heimgegangen! Der Herr hat ihm den Dienst noch zu rechter Zeit erzeigt, denn, um die Wahrheit zu sagen, in der letzten Zeit trieb es seine Frau etwas zu scandalös und plagte ihn mehr, als er es für seine Thorheit verdiente, sie zur Frau genommen zu haben. Auf dem Todtenbette machte indessen der Alte seinen Fehler durch einen Akt der Selbständigkeit wieder gut, für welchen ich ihn noch unter dem Boden achten muß. Er ließ nämlich sein Testament gerichtlich abändern, und so bekommt nun seine Frau nichts als eine jährliche Rente. Die Hälfte seines Vermögens (welches, Dank der Fürsorge der Madame, ziemlich geschmolzen ist) erhält Will, welcher durch Fleiß und gutes Betragen diese Aufmunterung wohl verdient, den Rest hat er zu milden Stiftungen verwendet. Vor drei Wochen habe ich seinem Leichenbegängniß beigewohnt — er wurde ohne Ceremonien auf dem Johanniskirchhof beerdigt.

Die junge Wittwe hat natürlich ihre hübsche Wohnung mit all' ihrer Pracht verlassen müssen, und ist zu ihrer Mutter in die Kramgasse gezogen. Sie geht, wie Du Dir wohl denken kannst, in tiefster Trauer, aber ich lasse dahin gestellt seyn, ob für den Alten oder für ihre zu Grab gegangenen Hoffnungen. Vielleicht würde sie

jetzt keinen Anstand nehmen, das Loos des sonst so verachteten Wills zu theilen, aber nach dem, was mir Muhme Neta erzählt hat, welche ich vor ein paar Tagen auf der Straße antraf, wie sie eben ihren Alten heimschrotete, den sie als Kapitän attrapirt hatte, will er jetzt auch nicht der „Gutgenug" seyn, und erhebt seine Augen zu der Tochter seines bisherigen Prinzipals.

Diese Nachrichten über unsern alten Bekannten werden Dich sicherlich interessiren . . . Nun, Glück zu, Bruder! Ich habe ein Regierungsblatt gelesen, daß Du Deinem Amtmann adjungirt worden bist. Unter Deinen jetzigen günstigen Verhältnissen soll es mich gar nicht wundern, wenn Du auch bald den Dienst selbst erhalten wirst . . . .

Meine Frau, welche ich zu meiner großen Verwunderung noch ebenso liebenswürdig finde, wie im Anfang, läßt Deine Mathilde herzlich grüßen. Mit großer Freude habe ich aus Deinem letzten Brief ersehen, daß Du bald Hochzeit zu machen gedenkest. Gratulor quam Maxime!

Gott möge uns Beide vor Papa Laßmans Schicksal bewahren! — Man lernt aus seiner Geschichte, wie gefährlich es für einen alten Junggesellen ist, eine junge Frau zu nehmen. Lob und Dank dem Alten noch in seinem Grabe, daß er uns so manches Mal aus der Klemme geholfen hat, noch mehr lobe ich ihn aber dafür, daß er so gescheidt war, fast mit seinem letzten Athemzuge noch seine beeinträchtigte Würde als Eheherr zu rächen! Er konnte indessen freilich nichts Besseres thun, als sich hinlegen und sterben, und Frau Lisa allein auf der Welt zurücklassen.

Ende des vierten bis letzten Theils.

Im Franckh'schen Verlage in Stuttgart sind folgende interessante Werke erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Thaddäus Kosciuszko.

Historischer Roman

von

Heribert Rau

(Verfasser der Mysterien).

Drei Bände. 8. Elegant geheftet.

Der Verfasser dieses historischen Romans hat sich in kurzer Zeit durch seine „Gedichte," den Sittenroman: die Pietisten, und andere Novellen einen der ersten Plätze in der Lesewelt errungen. Doch haben wir noch nicht den ganzen Reichthum seiner Phantasie und Erzählungskunst in den bisherigen Leistungen kennen gelernt.

Die Leiden, die Kämpfe und die politischen Zustände eines so tapfern wie unglücklichen Volkes, das in seinem Nationalhelden Kosciuszko am treuesten in diesem Roman abgeschildert wird, bieten dem reichen Dichtertalente des Verfassers Gelegenheit, sich in seiner ganzen plastischen Kraft zu entwickeln; rechnet man dazu noch die naheliegenden Zeitfragen, welche zum Theil auch in diesem Roman besprochen werden, so ist die Erscheinung desselben als eine der wichtigsten und empfehlungswürdigsten der neueren Belletristik zu nennen.

Das Werk ist der: **polnischen Nation vom Dichter zugeeignet!**

Freuden und Leiden
eines
Commis Voyageur.

Zwei Theile. Elegant geheftet.

Börne schrieb die Monographie der „deutschen Postschneke;“ die Monographie des „deutschen Commis Voyageur“ fand noch keinen Darsteller; um so willkommener also wird dieses Buch allen Freunden heiterer und angenehmer Lectüre seyn, da ein deutscher Dichter von gutem Schrot und Korn sich ein solches Exemplar aus der socialen Ordnung der Welt zum Vorwurf seines Studiums machte, dessen Resultate er in obigem Buche der literarischen Welt vorlegt.

Gedichte
von
J. G. Deeg.

8. Elegant geheftet.

Wem das Herz höher schlägt, wenn es die Worte: Liebe, Freiheit, Vaterland! nennen hört, wem die Poesie nicht Unterhaltung nur, sondern das keusche Licht ist, das aus dem Sumpf des Materialismus und aus der Versunkenheit unserer Zeit ins edlere Gebiet des Geistes leuchtet, der wird unsern Dichter und seine Gaben mit Freuden willkommen heißen, er wird ihn, nachdem er seine Gedichte kennen gelernt, den Edelsten und Besten unseres Volkes an die Seite stellen, weil, was Form und Inhalt dieser anlangt, sie den Vergleich mit dem Ausgezeichnetsten der deutschen Poesie bestehen, ja theilweise es wohl noch übertreffen können!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Flygare-Carlén, Emilie,

Sämmtliche Werke

Bd.: 8

Stuttgart 1844

P.o.rel. 7510-8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10038642-6